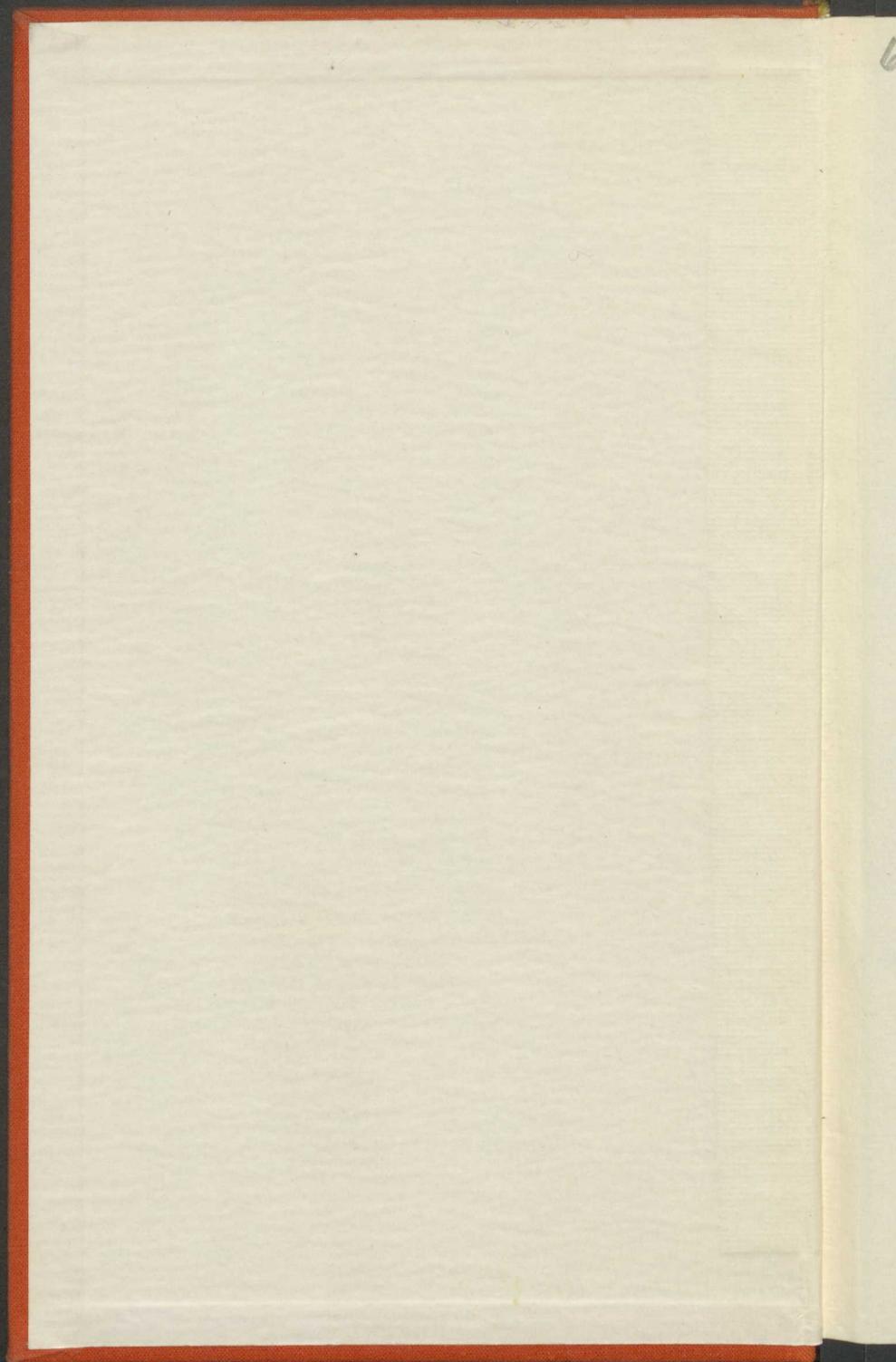
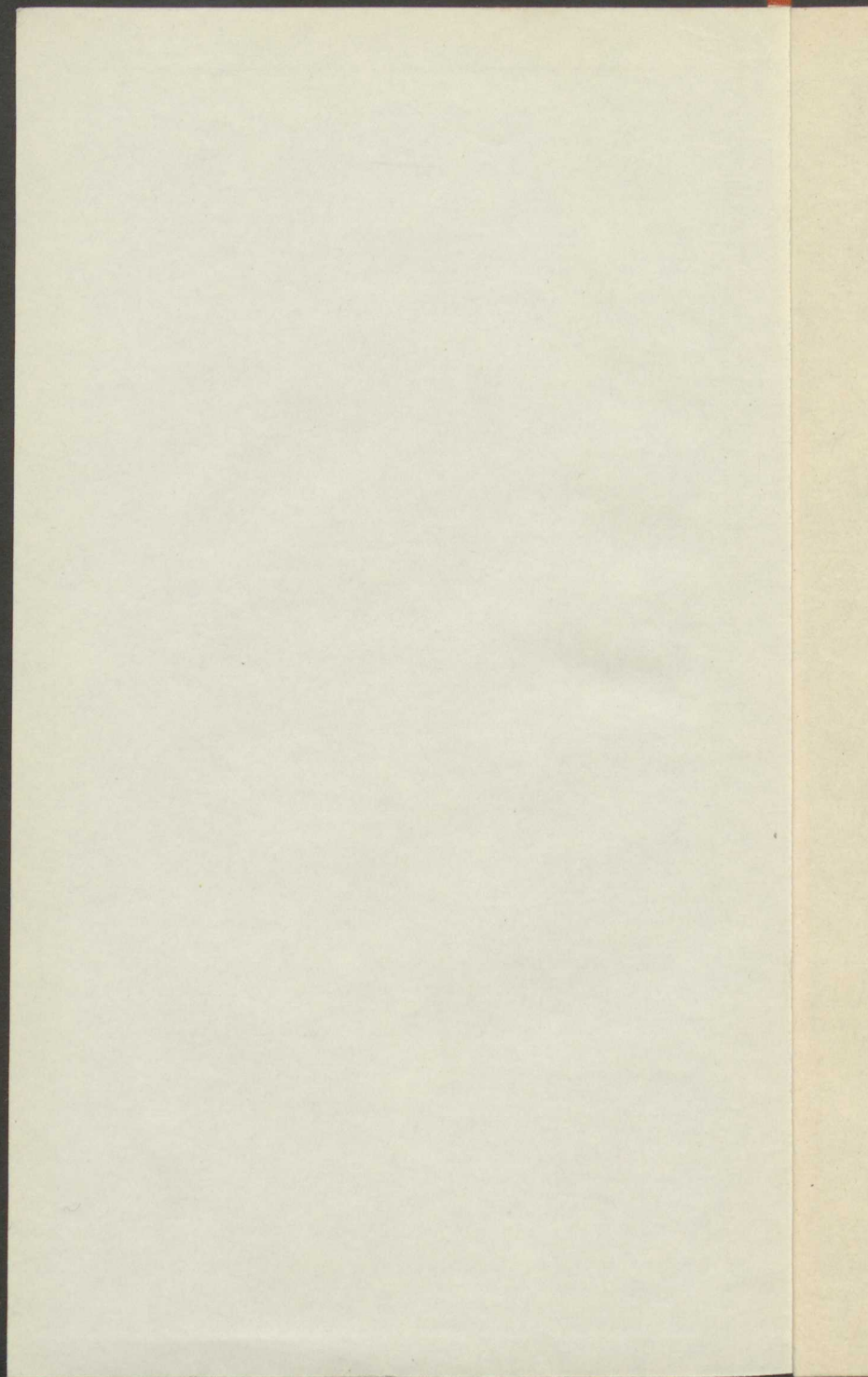


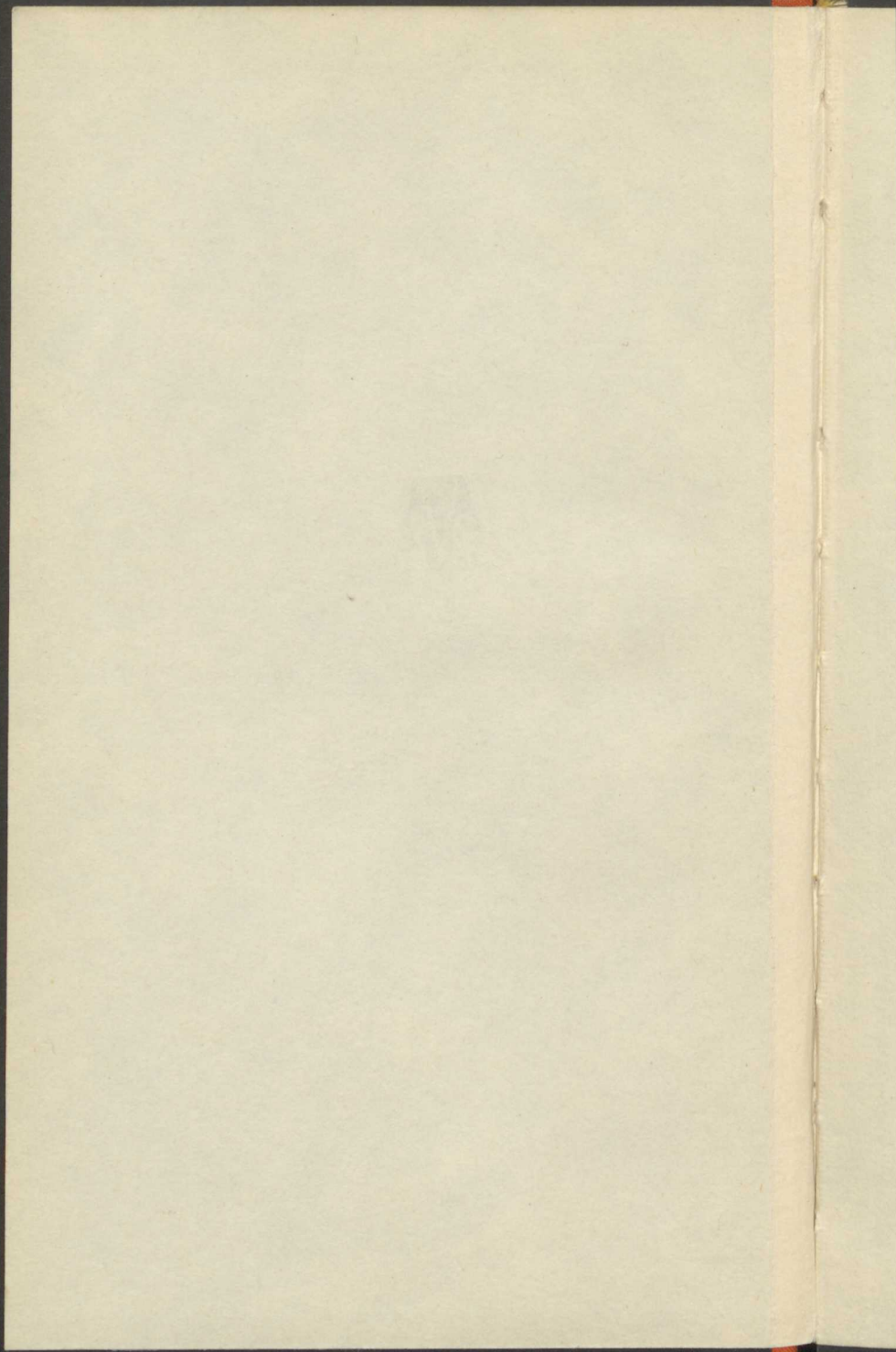
830.232



6.4







FRANZ HERCZEG

Die Heiden

ROMAN

1938

PAUL ZSOLNAY VERLAG

BERLIN · WIEN · LEIPZIG

Autorisierte Übersetzung aus dem Ungarischen von
Andreas Gaspar

Der Originaltitel des Werkes lautet:
POGÁNYOK

830.232



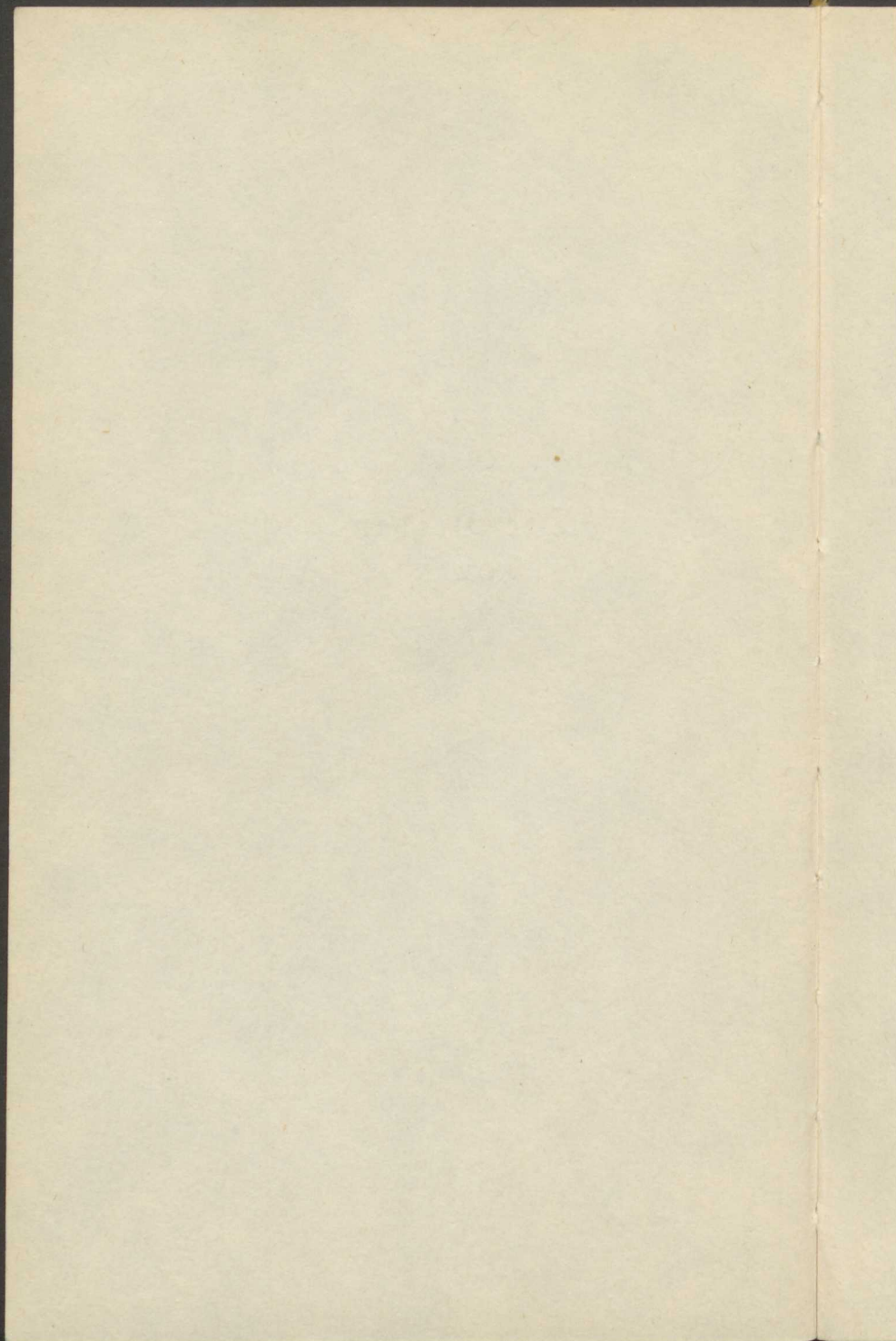
2010

Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1938 by Paul Zsolnay Verlag A. G., Wien
Einbandentwurf von Rudolf Geyer. Druck: „Elbemühl“, Wien IX.

Die Heiden

ROMAN



Erstes Buch

2
da
C

N

ge
C

C
da
va
ge
un
ju

N
gl
L

w
m

Die Anhänger des neuen Glaubens schrieben damals das tausendsechshundvierzigste Jahr nach der Geburt ihres Gottes.

Auf die purpurne Dämmerung folgte eine milde, braune Nacht.

Noch war der Mond über dem Marostal nicht aufgegangen, und das Himmelsgewölbe erhellte nicht die Steppe, leuchtete bloß für sich.

In der wundersam klaren Nacht hatten sich die Sternenlegionen vermehrt. Unter die friedlich dahergehenden Himmelsherden, die den Augen des Pustavolkes wohlvertraut sind, mischten sich fremde Sterne. Kleine Dinger mit stechendem Blick, von den demantenen Firnen unbekannter Himmelsalpen herabgestiegen wie die Gemse zu der weidenden Schafherde.

Nur an einer Stelle war der Himmel finster: in der Richtung des Flusses. Dort gähnte unheimlich schwarz, gleich einem in den Magen der Erde führenden mächtigen Loch, die Masse der Erd feste Ešanád.

Das Schattenbild ihrer wuchtigen, mit Palisadenwand gekrönten Wälle und der aus Riesenbalken gezimmerten Wachttürme glich einer ungeschlachten Faust, die

die freie Pusta an der Kehle gepackt und niedergerungen. Oder einem schwarzen Schrein für die eingesargte Freiheit der Geschlechter Südungarns. Ein dunkles Warnungsmal im Herzen des Flachlandes. Immerwährende Drohung und unbarmherziges Gebot, an die Heiden in den Zelllagern gerichtet.

Bis in die entlegensten Winkel des ehemals von Astony beherrschten Reiches ist der würgende Druck zu spüren, mit dem das schwarze Bauwerk auf der Brust der Pusta lastet. Die freien Pustastämme röcheln darunter, krümmen und winden sich wie der niedergeschlagene Rehbock unter den Krallen des Luchses: emporraffen können sie sich nimmermehr.

Zur Dämmerstunde, wenn die Tore der Burg schon geschlossen sind, tauchen manchmal gespenstische Schatten am Horizont der Heide auf. Furchterregende nächtliche Reiter mit abenteuerlichen Umrissen machen geräuschlos die Runde um die Festungswälle und messen die Türme mit haßentbranntem Blick.

Über Schanzen und Holztürme ragt der mächtige steinerne Palas, hochmütig die Burg beherrschend, die Ecktürme trutzig gen Himmel erhoben, als drohte er mit vier geballten Fäusten den segelnden Wolken.

„Die Gottesburg“, flüstern die Leute der Pusta.

Dort wohnt der neue Gott, von Stephan, dem König, ins Land gebracht. Augenzeugen wissen zu berichten, daß in seinem Schloß selbst die Wände mit Silber und Samt bekleidet sind. Blutige Götterbilder stehen dort, halbgeschundene und ans Kreuz genagelte Götzen... Die Gottesburg wird von schwarzen Ruffenträgern bewacht. Die fasten viel, geißeln sich und singen Totenlieder. Denn

der neue Gott ist ein gar trauriger Herr, der an Tränen und Trübsal Gefallen findet. Der neue Gott ist ein zorniger Herr und verdammt einen jeden zum ewigen Feuer, der Ihm den Zehent weigert.

II

Zu nachtschlafender Zeit erscholl auf den Zinnen der Burg, im Schatten des Hauptturmes, eine Menschenstimme. Eine zweite antwortete ihr. Menschen waren in der Dunkelheit nicht zu sehen, und der Türmer mochte wähnen, die Geister der Nacht hielten Zwiesprach mit eherner Stimme.

„Bist du es, Kanonikus Martin?“

„Ich bin es, Herr Walter.“

„Was treibst du nächtens allein auf den Zinnen?“

„Ich sehe nach dem Feuer in der Pusta.“

„Was ist daran zu sehen?“

„Dunkle Gestalten umkauern das Feuer . . . Wer sie wohl sein mögen?“

„Umherstreifende Heiden werden es sein, Martin. Die Knechte der Heidefrau.“

„Dann und wann erhebt sich einer und wirft ein Bündel trockenes Rohr ins Feuer . . . Die Flamme erlischt einen Augenblick, dann züngelt sie von neuem sprühend empor . . . Siehst du, wie das brennt? Siehst du, wie das lodert? Roter Qualm wallt darüber . . .“

„Auch deine Seele flackert rastlos, Martin, wie das Feuer in der Pusta.“

„Weil der Pustawind sie angefacht.“

„Höre, Martin! Ich komme zu dir mit Bischof Gerhards Botschaft. Er sprach: ‚Welch eigen Ding ist das um Kanonikus Martin? Ich befreie ihn vom Fasten, dennoch ist er nicht. Sein Antlitz ist bleich wie der abnehmende Mond, sein Blick glühend, gleich dem eines siechen Wolfs. Einsam wandelt der Kanonikus, und seine Brüder scheuen sich ihn anzureden. Welch eigen Ding ist das?‘“

„Das fragt der Bischof?“

„Der Bischof ist unser aller Vater und dir sonderlich gewogen. Er hat dir eine große, fromme Aufgabe zugedacht: die Bekehrung deiner heidnischen Brüder, der Petschenegen.“

„Der Bischof ist ein gütiger Vater. Er ließ mich nie geißeln.“

„Was erwidertest du auf seine Frage?“

„Bestell meinem Vater, dem Bischof, sein Sohn ist in zwei Wochen tot.“

„Bist du krank, Martin?“

„Ich weiß nicht, was krank sein heißt.“

„Was sollte dich also in zwei Wochen töten?“

„Der Wind der Pusta tötet mich.“

„Ich kann dein Wort nicht fassen, Martin.“

„Du kannst es nicht fassen, Herr, weil du ein Fremdling bist. Doch ich bin hier geboren, in der Pusta.“

„Beichte mir, mein Sohn. Es ist unseres Bischofs Wunsch.“

„Ich weiß nicht, ob ich ein Sünder bin, doch mich dünkt, ich werde verdammt. Der Pustawind rafft mich in die Verdammnis. Confiteor, Pater! Derweilen ich bei den Bakonyer Mönchen in feuchtem Waldesgrund heranwuchs,

gedachte ich nicht der Pusta. Ich dachte an nichts, kasteite mich nur wie die anderen und betete von morgens bis abends um mein Seelenheil . . ."

"Deine frommen Brüder weissagten dir damals den Märtyrertod als deines Eifers Lohn . . ."

"Auf Herrn Gerhards Geheiß kam ich hierher. Und nun ich aufs neue das Säusen des Windes vernehme, des freien Pustawindes, der einstens die Bläse meines väterlichen Zelters schwellte und mit der Mähne meines Streitrosses spielte, nun haben sich die Pforten des Himmels über mir geschlossen . . ."

"Such Stärkung im Gebet!"

"Confiteor, Pater! Ich knie' vorm Kreuzifix und höre für und für das Brausen des Röhrichts. Ich singe Psalmen, doch mein Sinn ist erfüllt von Schlachtgesängen der Petschenegen, die ich längst vergessen wähnte. Und vergeblich strebt meine Seele himmelwärts, jedesmal stürzt sie herab, um tief über der Pusta zu flattern, über der Pusta, wie eine Schwalbe bei trübem Wetter."

"Ich höre dir zu, mein Sohn."

"Du weißt, Herr, daß ich Schmerzen zu ertragen weiß. Schon als Kind weinte ich nur ein einziges Mal: als der große König Stephan meine heidnische Sippschaft ausröten ließ und ich ganz verwaist am Theißufer saß. Seit damals waren meine Augen trocken. Seit einem Monat aber ist mir, als rieselten mir unablässig heiße Tropfen aufs Herz. Kann das Herz weinen, Walter?"

"Fahre fort, mein Sohn."

"Wenn ich Pferdewiehern aus der Pusta höre, geht es mir durch alle Glieder. Wenn mir ein ferner Hornstoß ins Ohr tönt, stockt mein Herzschlag. Und wie ich die

Möwen, hei! wie ich die Möwen beneide, die überm Wasser kreisen! Sie dürfen frei fliegen und jagen und brauchen sich nicht um ihr Seelenheil zu sorgen . . ."

„Grauen erfasst mich, Martin! Entfinnst du dich unseres unglückseligen Bruders Hieronymus? Eifrig diente er dem Herrn, solange ihn die ungarische Krankheit nicht um den Verstand brachte und er in die Pusta entfloh, wo er icht mit dem Heidenpack in Zelten haust. Welch tückischer Dämon lockt euch in die öden Steppen?"

„Seit Wochen plagt mich das gleiche Traumgesicht. Im Traume streife ich in der Pusta umher. Weit und breit kein Mensch. Eilends stürme ich weiter, immer weiter! Mitunter stoße ich einen Freudenschrei aus wie wilde Vögel. Mitunter werfe ich mich zu Boden und umarme den versengten Rasen. Dann eile ich wieder weiter, immer weiter, bis mir der Atem ausseht und meine Kraft entweicht. Ich sinke hin und bin im Sterben so glücklich, so übergücklich, Vater, wie ich mit wachen Sinnen nie gewesen!"

„Der Satan streckt dir die Krallen entgegen, der Satan, der in Wolfsgestalt durch die heidnische Pusta schleicht . . . Folge seinem Ruf nicht, Martin!"

„Ich habe meinem Vater, dem Bischof, gelobt, sein gehorsamer Sohn zu sein, und ich bleibe meinem Worte treu. Allein ich sterbe dran."

„Wer wollte sich um sein Leben kümmern? Wenn nur der Tod selig ist."

„Meiner wird fluchbeladen sein, Vater. Denn noch im Sterben wird mich der Gedanke quälen, im modrigen Grabgewölbe des Doms ruhen zu müssen, statt draußen in der Pusta zu schlummern, in der windgepeitschten Pusta . . ."

„Dir kann nur des Erlösers Gnade helfen. Jetzt aber folge mir, Kanonikus, die Stunde der Vesper ist da.“

Die beiden Priester wandten sich der Domkirche zu. Langsamem Schrittes durchmaßen sie den Wehrgang, und während der Wind die weiten Ärmel ihres Habits blähte, wuchsen ihnen Fledermausflügel. Aus der erleuchteten Kathedrale drang schon die lateinische Hymne der Kanoniker:

„Herr, starker Gott der Rache, starker rächender Gott, erscheine!“

III

Das Heidefeuer, das vorhin winzige Lichtfunken in die Augen der Männer auf den Burgzinnen geworfen hatte, brannte an der Maros, in der Gegend des Aarendammes.

Getauften dünkte es nicht geheuer, nächstlicherweile dort zu lagern. Am Fuß des rasenbewachsenen Erdwalls stand eine alte Sumpfeiche, von den Altgläubigen als heiliger Baum verehrt. Sie hielten dafür, die Mondjungfern versammelten sich dort bei Vollmond. Etliche beteuerten auch, sie hätten schon oft die sanften Mägdelein in blauem Gewand wie einen Zug nächtlicher Reiter von lustiger Höh' herabschweben sehen. Auf den weitgereckten Ästen der Eiche ließen sie sich nieder und drehten unter leisem Gessumm ihre silbernen Spindeln. Die Rohrweiber aber antworteten ihnen aus dem Fluß.

Der Gespan Ešanád, der zu jener Zeit die Leute des Marostals mit dem Speerschaft zur Taufe trieb, hatte in seinem Gau alle Götzenbilder zerschlagen und alle

geweihten Bäume umhauen lassen. Diesen einen hatte er indes verschont.

So ungern nun Neugläubige im Schatten des heiligen Baumes weilten, den geheimnisvolle Hände mit den Schädeln von Opfertieren und Gewändern kranker Menschen schmückten, die bischöflichen Fischer meinten gleichwohl, es lasse sich an der Maros nirgends so trefflich lagern. Freilich standen sie auch nicht im Ruf übereifriger Christen. Wohl bewirkte die Angst vor der Peitsche des Küsters, daß sich an Feiertagen die Fischerzunft vollzählig zur Liebfrauenkirche zu Marosvár begab, doch hielt sie der Propst samt und sonders für „fledermausgläubig“. Auch hatte er sie zu Weihnachten von der Kanzel herab ermahnt, beim Garnknüpfen keine frevelhaften ungarischen Weisen zu grölen, vielmehr gottgefällige Lieder zu Ehren Mariä zu singen.

Kings um das lichterloh brennende Feuer kauerten etwa dreißig Männer auf dem Rasen. Nicht alle gehörten zur Zunft; die Hälfte bestand aus Burschen der Umgebung, die ihre Pferde zur nächtlichen Weide führten. Zwar hatte der Gespan das verdächtige Umherstrolchen bei Nacht verboten, aber zur Sommerzeit setzten oft auch Burschen aus der Burg über die Maros, um in der freien Pusta ein Lagerfeuer anzuzünden. Sie selber wußten nicht, was sie auf den taunassen Wiesen suchten, nur das ruhelose Blut der zeltbewohnenden Ahnen trieb sie in die Steppe.

Die Männer saßen regungslos, stumm um das Feuer. Die hochloodernden Flammen vergolbeten mit ihrem grellen Glanz die gefurchten Gesichter. Sanft das Feuer zusammen, so tauchten sie einen Augenblick im Schatten unter und

nahmen sich mit den spitzen Mützen und weiten Pelzmänteln aus wie eine Zucht riesengroßer Morcheln, just aus dem Erdboden gequollen. Ein wenig hinter ihnen lagen die Fischerjungen der Zunft und die halbwüchsigen Roszhüter.

Das tiefe Schweigen brach der Fischerjunge, der Wasser aus dem Fluß brachte. Er stellte den Eimer vor den Garnmeister hin und meldete gelassen:

„Eine Leiche versing sich in der Reuse.“

„Gestern ist ein Weib beim Damm ertrunken“, sagte ein Roszhüter.

Der Fischerjunge gab ganz obenhin zurück:

„Nicht Weib ist es, sondern Mann; die Leiche schwimmt bäuchlings.“

Der alte Garnmeister Poosch sah gleichgültig ins Feuer, der Angelman aber rief den Gesellen zu:

„Behaltet die Wate im Auge, daß der Glücksmann sie nicht verknote.“

(Der tückenreiche Wassergreis stellt sich zuzeiten tot und treibt mit gläsernen Augen stromabwärts, um sich an die Gerätschaft heranmachen.)

Er sprach mit gedämpfter Stimme, als zweifelte er nicht, daß der Fluß Ohren habe. Und die Gesellen horchten mit verhaltenem Atem nach einem Plätschern in der schwarzen Flut.

„Ohm Poosch,“ begann der Fischerjunge von neuem, „der Leichnam in der Reuse hat einen Bolzen unter dem Schulterblatt stecken . . . Und auch zur Dämmerungszeit schwemmte der Fluß angeschossene Leichen. Die kommen eines weiten Wegs.“

„Dann gibt es wohl wieder in Siebenbürgen Händel.“

Da ließ sich neuerlich der Angelman der Fischerzunft vernehmen. Ein finster dreinschauender, hohlbrüstiger Mann. Er sprach mit heiserer Stimme, die sich verhaspelte.

„Es gibt auch keinen Frieden, ehe sie Grund und Boden nicht neu verteilen. Denn die erste Teilung war nicht gerecht. Die Kriegsleute nahmen sich das Beste, den anderen blieb der Quark, und so manche gingen leer aus. Herr Stephan aber nahm vielen ihre ganze Habe und gab sie den Pfaffen und den Fremdländischen . . . Je nun, Endre und Levente werden eine neue Teilung machen. Laßt nur die Siebenbürger losschlagen!“

Der Garnmeister hieß den Lärmenden schweigen. Er warf einen Armvoll Rohr aufs Feuer, knurrte dann mißmutig:

„Seit das Eis auf der Maros brach, träumen Kinder und Narren vom Krieg. Doch solange der Herr Esanád geruhsam in seiner Burg sitzt, ist der Krieg nur leeres Gerede. Nicht nutzlos hat der Gespan eine Habichtsnase, er wittert den Blutgeruch früher als jeder Mutter Sohn. Und weilen die anderen noch die Kasse zäumen, sitzt er schon im Sattel.“

Dhm Poosch verstummte, und keiner der Fischer wagte zu widersprechen. Nur ein keck dreinschauender Gesell, mit seinen zwei grauen Stuten vorhin aus der Richtung des Röhrichts angekommen, erkühnte sich, das Schweigen zu brechen.

„Der Gespan läßt aber satteln, Dhm Poosch!“

Im Nu wandten sich die Fischer dem Gesellen zu. Der warf einen Blick um sich und fuhr mit gedämpfter Stimme fort:

„Bei anbrechendem Morgen will er die Heidefrau überrumpeln.“

Da regnete es plötzlich von allen Seiten Fragen.

„Erwartet die Heidefrau Herrn Ešanád?“

„Ob sie ihn erwartet? Eine Woche rüstet sie sich schon, ihn würdig zu empfangen. Seither sind ihre Werkleute mit nichts anderem beschäftigt, als Pfeile zu befiedern. Denn die Petschenegin sieht weiter, als ihr Blick reicht.“

Der Gesell aus Marosvár tat sich sichtlich viel darauf zugute, in solcher Gesellschaft sprechen zu dürfen. Mit großer Ausführlichkeit erzählte er die Vorgeschichte der angehenden Fehde zwischen Gespan Ešanád und den petschenegischen Grenzern.

Die Grenzwächter hatten schon im Sommer aufgehört, die Kirche zu besuchen, seit ihre besten Weidegründe bei der neuen Grenzbegehung den Stiftsherren zu Droszlámos zugesprochen worden. Vor einigen Tagen nun hatte Ešanád dem weiblichen Häuptling der Petschenegen, Scheruzade, übrigens seinem eigenen Patenkind, sagen lassen, er wünsche sie zu Mariä Himmelfahrt mitsamt ihrem ganzen Zeltvolk beim Hochamt zu sehen. Weigere sie sich auch diesmal, der Einladung zu folgen, so wolle er sich die Mühe nicht verdrießen lassen und sie höchstiegen im Petschenegenrevier heimsuchen, um die Strafe an ihr zu vollziehen, die die Kirche für nachlässige Messebesucher bereit hat: er lasse ihr das Haar kurzscheren.

Da tat die hochmütige Herrin der Pusta dem Gespan einen Schimpf an, dessen sich wohl noch kein Mann vermaßen hatte. Sie schickte ihm die Botschaft zurück, sie müsse abwarten, ob ihre trächtige Stute bis zum Himmelfahrtstag ein Fohlen werfen werde. Sei es eine Stute,

so wolle sie dem Begehr ihres ehrenwerten Paten willfahren.

Mutmaßlich hatte Scheruzades Stute ein Hengstfüßlen zu Welt gebracht, denn Himmelfahrt war vorbei und noch immer ließ sich kein Petscheneg in der Kirche blicken. Deswegen also ließ der Gespan jetzt satteln.

„Die Petschenegen trieben es nicht so toll,“ sagte der Garnmeister, „wären sie nicht von fahrenden Wahrsagern aufgeheßt. Die haben aus der Asche herausgelesen, ihr Fürst Alpár erscheine alsogleich am Ufer des Begaflusses, wenn das heilige Kriegshorn erschalle. . .“

„Wo der Petschenegenfürst wohl stecken mag?“ fragte ein Fischer.

„Such ihn“, ermutigte ihn Ohm Poosch scherzend. „So du den Petschenegen Kunde von ihm bringst, kannst du einen Kanzen voll Silbermünzen einheimfen.“

Herr Alpár, der Fürst der Petschenegen aus dem Stamm Schurbans, war des alten Thonuzoba Sohn. Den alten Fürsten, der nicht gesonnen war, vom Glauben seiner Väter abzufallen, hatte König Stephan bei der Abader Furt begraben lassen. Begraben bei lebendigem Leib, samt Weib und Rosß. Nachher hatte der König die zwei Waisen Thonuzobas, Alpár und den kleinen Orkönd, mit sich weggeführt. Seither waren die beiden fürstlichen Sprosse verschollen. Einige meinten, man habe sie der Obhut von Priestern anvertraut, für die Mehrzahl aber galt es als ausgemacht, daß man sie für immer hatte verschwinden lassen. Die Petschenegen aus Schurbans Geschlecht in Heves, Mosony und den Südgauen, warteten aber nach wie vor auf ihren jungen Fürsten. Ihre Spielleute sangen von ihm, und bei Trinkgelagen brachten sie

das erste Trinkhorn Herrn Alpár dar. Mit heißer Sehnsucht und rührendem Starrsinn harrten sie seiner Wiederkehr.

Der Burggesell, der die merkwürdige Mär gebracht, ließ sich von neuem hören:

„Im Domkapitel lebt ein junger Kanonikus — vor einem Mond hat ihn der Bischof von jenseits der Donau mitgebracht. Von dem heißt es, er sei ein Petschenege fürnehmster Herkunft. An zwanzig Jahr alt. Er geht immer allein, sein Blick ist stehend wie Speerespitze. Domherr Martin heißt er mit Namen.“

Darob begannen alle zu brüten und versanken erneut in tiefes Schweigen. Mittlerweile war die blutrote Scheibe des Mondes über dem Röhricht aufgestiegen.

„Vollmond“, tönte es von vielen Seiten zugleich, mit fast feierlichem Gemurmel.

Der Garnmeister erstickte das Feuer mit dem Eimer. Der Mond, der vollgerundet aufsteigt, mag kein von Menschenhand gelegtes Feuer sehen. So hielten es zumindest die Alten. Freilich hing die Fischerzunft schon dem neuen Glauben an, hätte aber ungern den Groll der geheimnisvollen Mächte erregt, die die Väter verehrt hatten.

Alle sahen zum Mond hinauf. Der schien geraume Weile am Horizont festzukleben. Dehnte sich fast zu eiförmiger Länge in der Anstrengung, sich von der Erde loszureißen. Doch plötzlich schwebte er mit seiner seltsam traurigen Anmut leicht über der Steppe.

Und plötzlich dröhnten vom geweihten Baum her seltsame Töne. Es war, als wäre ein ungeheures hölzernes Horn mit tiefem, schmelzendem, herzerreißend wehmütigem Schall erklingen. In der ersten Überraschung hätte man

glauben können, das Herz der Heide selbst sei bei der sanften Liebkosung der zitternden Mondstrahlen zum Tönen erwacht. Doch es war eine menschliche Stimme, die Stimme eines Singenden.

Die Fischer konnten den Mann nicht sehen, doch waren sie alle viel zu junge Christen, um das heilige Lied des alten Glaubens nicht sogleich zu erkennen. Oft genug ertappten sie sich dabei, daß sie selber beim Anblick des Vollmonds selbstvergessen die wohlbekannte Hymne an den Mondgott zu summen begannen. Der Gesang hatte nichts mit dem lateinischen Chor der Kanoniker Unserer Lieben Frau gemein. Einfach, schier einfältig, hörte er sich an, kraftvoll, beinahe derb. Und dennoch süß, wehmutsvoll und wohlvertraut wie das uralte Ammenlied, das den Greis an seine sonnige Kindheit gemahnt. Der langgedehnte Rhythmus, in dem sich scheinbar eine ewige Frage und die Antwort darauf wiederholten, war noch auf den windgelegten Steppen der Wolga entstanden.

Der Gesang verstummte, als der Mond höher gestiegen war. Dem alten Poosch schnürte sich das Herz ein wenig zusammen, und der Jüngeren bemächtigte sich bitterer Unmut und ein Gefühl wie ingrimmiges heißes Heimweh . . .

Da traf es ihre Augen wie ein Blendwerk: einen Augenblick verfinsterte sich der Mond. Auf dem Awarendamm stieg der schwarze Schattenriß eines Reiters empor. Die Gestalt mochte die Fischer anmuten, als wäre sie der Mondscheibe selbst enttaucht.

Der Reiter glitt die Halde herab und trabte langsamen Mitts an den Fischern vorbei, ohne das Gesicht ihnen zuzukehren. Wer ihn noch nicht gesehen, konnte ihn nun im weißen Mondschein genau ins Auge fassen. Es war ein

alter Mann, untersekt, stämmig, mit sehnigem Nacken. Seinen Scheitel deckte eine handtellergröße goldene Mütze. Er hatte einen buschigen, schneeweißen Bart, pechschwarze Brauen und stehende Augen. Das Haar trug er nach Brauch der Altgläubigen in verknoteten Flechten.

Die Leute der Pusta konnten den Alten oft sehen, wenn er wie ein nächtlicher Nebelstreif querfeldein wallte. Sie wußten auch, wer er war. Die Flut aus dem Westen hatte das ganze Land überschwemmt, alles umgeworfen und weggespült, was alt und magyarisch war; vom stolzen Bau der Urväter war nur eine feste alte Planke übriggeblieben, die einsam im brandenden Gewoge kämpfte. Er tauchte bald da auf, bald dort. Auf seinem trüben Irrgang flößte er den Getauften Angst ein und schürte den Haß der Altgläubigen. Das Volk sprach von ihm mit abergläubischer Ehrfurcht. Er konnte, so hieß es, die segelnden Wolken satteln, und verstand, den abgeschneelten Pfeil von seiner Bahn zu lenken.

Sprach man von ihm, so hieß er nur der fahrende Alte. Niemand nannte ihn beim Namen. Doch wußten alle wohl, wer er war: der letzte Magier aus dem Geschlecht der Siebenbürger Gyula, der flüchtige Hohepriester des besiegten alten Glaubens.

Der fahrende Alte war bei der Marosfurt angelangt, der Burg gegenüber. Dort hielt er sein Roß an und stieß in sein Kupferhorn.

Ein überwältigender Weckruf, kriegerhaft drohend, scheuchte den Widerhall der Burgmauern auf. Er hörte sich an, wie der dreimal wiederholte Amselschrei.

Raum war der Hornstoß verstummt, erhob der fahrende Alte die Stimme. In seltsam singendem Tonfall,

aber mit einer Gewalt, die die Linnenfenster des Domkapitels in der Burg erzittern lassen mußte, schrie er in die dunkle Nacht hinein:

„Sohn Thonuzobas, Alpár! Fürst Alpár! Wache auf, der Morgen graut!“

Und als könnte der Ruf gar nicht umhin, die Ohren zu erreichen, für die er bestimmt war, riß der Alte sein Roß herum und schlug sich eilig ins Köhricht.

Ringsum in den Sümpfen quakten die unzähligen Frösche ihr Hochzeitslied. Der Gesang verdichtete sich zu wogendem Dröhnen, das weithin die Stille der Nacht beherrschte.

IV

Nach Mitternacht, als die Wachtel zu schlagen begann, zerbrachen Waffengerassel und Pferdegetrappel das Schweigen der Pusta. Die Fischer waren um diese Zeit schon draußen auf dem Marosfluß, die strolchenden Gesellen aber duckten sich unter dem Damm und konnten im weißen Mondlicht die Spießknechte des Gespans von Marosvár vom Landungsplatz der Furt zustreben sehen. Die Rosse waren flankenhoch in Nebel gehüllt und von der Seite nahmen sie sich aus, als wateten sie mit wiegenden Köpfen quer durch die Wiese.

Die Leibwache des Gespans zählte etwa fünfhundert Mann. Fünfhundert grimmig aussehende, rauflustige Draufgänger, die Esanád selber von den unbändigsten Gesellen der hundertacht Geschlechter angeworben hatte,

Leute, die nur die unbarmherzige Faust des Gespans im Zaum zu halten verstand. Zur Seite der auf ihre tierische Kraft trogenden, stiernackigen, hochmütig dreinblickenden jungen Gesellen trabten alte Haudegen, in allen Kniffen und Schlichen der Reiterschlacht beschlagen, von gräßlichen Narben verunstaltet. Die Reiter trugen den Fellüberwurf nach der Ahnen Brauch: eines der beiden zusammengenähten schwarzen Lammfelle verhüllte die Brust, das andere den Rücken; die Arme waren bis zur Achselhöhle nackt, die Mitte von breitem Ledergurt umschnallt. Auf jedem Kopf saß fest die spitze Lammfellmütze mit dem handtellerergroßen schimmernden Kupfermond, der sowohl als Kriegsschmuck wie als Schutz gegen Schwerthiebe taugte.

Die zum Bügel gesteckten Piken tanzten am geschulterten Riemen. Bogen und Köcher hingen an den Gürteln. Diesen in Lammfell gekleideten unheimlichen Haufen nannte der Volksmund scherzhaft Ešanáds Lämmchen.

An der Spitze der Kerntruppe ritten drei Herren mit Stahlhelmen. Der in der Mitte war der Gespan von Maros, einer der größten Kriegsmänner aller Zeiten, Herr Ešanáb.

Zu Fuß war er nur mittleren Wuchses, auf Pferderrücken aber machte er den Eindruck eines Riesen. In seinen jüngeren Jahren war er für seine Körperkraft berühmt; auch jetzt zermalnte noch der Druck seiner Faust Knochen, doch seit sein dickes Blut ihm große Plage bereitete, wurde seine Haltung träge. Der ihn bei Tageslicht erblickte, mußte überrascht zugeben, daß wohl noch kein menschliches Haupt einem Löwenkopf dermaßen ähnlich sah. Sogar in der Farbe. Seit er zu altern begann,

nahmen Haar und Bart eine merkwürdige gelbe Färbung an, und sein Gesicht wirkte, seit er krank war, gelblich-braun.

Über seinen Zügen lagen des Wüstenkönigs düstere Ruhe und schwermütige Würde, die aber seine furchtbare Reizbarkeit nur dürrig bemäntelten. Die scharfen, hellen, unbarmherzig klugen Augen waren zur Hälfte von den oberen Lidern bedeckt, was seiner Miene einen hochmütigen Ausdruck verlieh. Man sah diesem unheimlich schönen Schädel an, daß seinem Träger eiserner Wille und Löwenmut eigneten; zugleich aber verriet er, daß die Verschlagenheit des Gespans vielleicht noch größer war als seine Kraft.

Herr Esanád saß auf einem mächtigen Roß aus magyarischer Zucht. Auf dem Kopfe trug er einen spitzen Silberhelm und an der Brust ein Stahlhemd. Neben dem Sattel hing sein zweischneidiges großes Kriegsbeil. Die Lämmchen erzählten, daß ihr Herr in der Hitze des Zusammenprallens Roß und Reiter mit einem einzigen Hieb erschlug.

Zur rechten Hand des Gespans ritt der geistliche Herr Tassilo, der streitbare Propst des Domkapitels zu Marosvár.

Die Kriegsrüstung des Priesters bestand aus topfförmigem Helm, dreieckigem Schild und langem deutschen Pallasch. Tassilo entstammte einem fränkischen Fürstengeschlecht; zu seiner Zeit, ehe er noch der Eitelkeit aller irdischen Dinge überdrüssig geworden, war er ein berühmter Kriegermann. Jetzt hatte er seinen eigenen Ruhm längst vergessen und begehrte nur, dem des Herrn zu dienen.

Er war von baumlangem, hagerem Wuchs, und sein Gesicht, erschreckend blaß, streng und schwermütig, erinnerte ans Bildwerk eines Marmorsarges. Den schmalen blutlosen Lippen entschlüpfte selten ein überflüssiges Wort, gesprächig waren bei ihm nur die Augen, in denen das Feuer schwärmerischen Eifers glühte.

Zur Linken des Gespans trittete der Burgvogt Betsch, der unter dem Volk der Blinde hieß, seit ihm eines seiner Lämmchen im Zorn ein Auge ausgeschlagen hatte. Im übrigen war ihm ein kupferroter Vogelkopf eigen, zu dem ein erstaunlich langer Habichtshals mit taubick schwellenden Sehnen gehörte.

Gemahnte sein Äußeres solchermaßen an einen Raubvogel, so ähnelte der Burgvogt dafür innerlich einem Kettenhund, der die Reißzähne nicht sich selbst zu Nuß und Frommen, sondern im Dienste des Brotherrn gebraucht. Wenn der Herr Ešanád wünschte, stürzte sich Betsch der Blinde mit dem schallenden „Kyrie eleison“ christgläubiger Ketten in den Pfeilhagel der Heiden. Sobald aber der Gespan anderes Sinnes geworden war, hätte Betsch mit dem „hui-hui“-Ruf der Urväter die Anhänger des neuen Glaubens in die Pfanne gehauen.

Die Anstalten, die die Schar zum morgendlichen Aufbruch getroffen hatte, verrieten, daß Ešanád den Besuch bei der Heidefrau beileibe nicht als Scherz auffaßte. In der Nachhut, unter zahlreich zusammengekoppelten, mit Pfeilen beladenen Handpferden trabte, eine große eiserne Schere im Gürtel, der Henker. Unter der Schneide dieser Schere sollte das braune Haar Scheruzades fallen, weit und breit das schönste Frauenhaar. Die meisten Spieß-

knechte hatten unter dem Sattellknopf auch schmutztriefende Ledersäcke mitgebracht. In solchen Säcken wurden die abgehauenen Köpfe aufbewahrt. Nach Berechnung des einäugigen Burgvogts mußte, selbst wenn alles gut vonstatten ging, mit jeder Locke der Frau Scheruzade je ein Petschenegenkopf fallen.

Herr Esanád wußte die längste Zeit, daß er mit den Grenzwächtern früher oder später einen Strauß werde bestehen müssen.

Die Petschenegen aus dem Stamm Schurban (ob ihrer prunkvollen Kriegstracht auch die Regenbogenhorde genannt) hatten gemeinsam mit den Schwarzen Petschenegen aus Kuels Geschlecht die Gründe längs der Flüsse Vega und Temes zu eigen. Mit erklecklichem Selbstgefühl nannten sie sich die frommen Grenzwächter des Königs, obwohl ihnen alles mehr im Sinne lag als die Bewachung der Grenzen. Ein stolzes, übermütiges, kriegerisches, rauflustiges Volk, hatten sie sich vor etlichen Jahren halb wider Willen durch die Aussicht auf gewisse fette Ackerfelder und Weideländer zur Aufnahme des Christentums bewegen lassen. Als ihr Häuptling, in der Petschenegensprache Beke genannt, verstorben war — nach einigen war er dem Hauer eines Ebers erlegen, nach anderen dem Messer der eigenen Gattin — hatte die Regenbogenhorde die Witwe des Toten, die kriegsfrohe Frau Scheruzade, auf den Schild gehoben. Die Schwarzen Petschenegen wollten sich jedoch der Weiberherrschaft nicht fügen; nach blutigen Kämpfen kehrten sie dem Lager den Rücken und wanderten den Temes entlang ins östliche Bergland.

Seit sie einer Frau gehorchte, gebärdete sich die Regenbogenhorde wie von allen Teufeln besessen. Im Frühjahr

zog ein Schweifstern über den Himmel, und da soltane Himmelszeichen bekanntlich in allen Erdteilen Krieg kündeten, begannen Schurbans Söhne zu rüsten und schwärmen im ganzen Sommer wie ein ausgeräuchertes Wespenvolk in der Pusta. Mangels anderer Feinde ließen sie sich mit den Schwarzen Petschenegen in Geplänkel ein. Im Petschenegenrevier am Begafluß trieben sich damals wieder viele flüchtige Wahrsager und Seher umher, dergleichen Spielleute, die dem Glauben der Ahnen anhängen. Gesteigert wurde die Aufregung durch seltsame Voraussagen über Fürst Alpárs nahe bevorstehende Wiederkehr.

Durch den dreisten Schimpf, den die übermütige Heidefrau der Kirche und dem Ansehen des Gespanns zugefügt hatte, lief das Maß der Langmut Herrn Esanáds über.

Die Lämmchen hatten unterdes das seichte Wasser des Harangob überquert, und der blinde Betsch gab seinem Pferd die Sporen, um die Späher einzuholen, die in der Vorhut schnuppernden Windhunden gleich weite Bogen im Rohrgestrüpp ritten.

Da hub Propst Tassilo zu sprechen an. Er unterhielt sich mit dem Gespan lateinisch; gleich Bischof Gerhard war er der Zunge des Volkes nicht mächtig.

„Es ward uns kund,“ begann er, „daß die Uzbege, so in den Wäldern von Keve leben, ein steinern Standbild aus der Donau gefischt und selbigem einen Altar im Wald errichtet haben. Der Burgvogt zu Keve getraut sich nicht, den schändlichen Gößen zu zertrümmern, von dir aber, mein edler Herr, erwarten wir, daß du diesen Schandfleck am guten Ruf unseres Bistums nicht dulden wirst.“

„So du dem Lindwurm den Kopf abgeschlagen, magst du auch die Schlange zertreten“, erwiderte Herr Ešanád blüdig.

„Glaubst du, Herr, daß wir bis mittags mit der Regenbogenhorde fertig werden?“ erkundigte sich Tassilo.

„Entweder wir mit ihr oder sie mit uns“, versetzte der Gespan trocken.

„Vertraust du nicht auf deine Kraft, hättest du wohlweislich auch die Burgleibeigenen zu den Waffen rufen sollen...“

Herr Ešanád zuckte die Achseln. Offenbar mutete ihn der verspätete Rat des Priesters reichlich kindhaft an.

„Ich hätte es getan, könnte ich ihnen trauen“, gab er mürrisch zurück. „Doch traue ich nur noch meinem eigenen Schwert und auch meiner Leibwache nur, solange ich ihr voranreite.“

Der Propst warf dem Gespan einen düsteren Blick zu, und Ešanád fuhr mit seiner tiefen Löwenstimme fort:

„Zu warten bleibt mir keine Zeit! In den Gehöften der Tiefebene, zwischen den Flüssen Maros und Szamos, dröhnt Tag und Nacht der Amboss. Weißt du, für wen man die vielen Pfeilspitzen schmiedet? Für dich, frommer Vater, und für mich. Nicht der Windbeutel, der Petschenege, ist unser Feind, sondern der Dickhädel der Tiefebene und der Schlaufuchs Siebenbürgens. Mir tun bis morgen fünfhundert Köpfe not, die ich auf die Wälle meiner Feste pflanzen kann... Vielleicht werden die Herren dann gewahr, daß dem alten Gespan Ešanád noch nicht alle Zähne ausgefallen.“

„An der Theiß droht Aufruhr, jenseits der Berge Aufruhr, Aufruhr allenthalben!“ sagte der Priester.

Dann senkte er den Kopf und begann leise zu beten.

Um Herrn Ešanáds Mundwinkel erschien ein galliges Lächeln.

Der kranke Löwe fand bittere Freude daran, andere zu quälen.

„Weißt du, was die Herren vom Theißgelände sagen? Sie sagen, sie sind dem Gott von Nazareth nicht feind, wohl aber den Fremdländischen, die sich an Christi Mantel klammern. Ihres Ahtens ist Jesus ein wahrhaftiger Gott, diejenigen aber, die in Seinem Namen zu uns ins Land gekommen, sind falsche Apostel.“

Tassilo heftete den Blick seiner dunklen Augen fragend auf Ešanád. Der fuhr mit boshaftem Behagen fort:

„Herr Wata von Vellus, der icht der erste Mann unter ihnen ist, ließ seine Skribenten die heiligen Bücher durchstöbern. Aus denen erhellt, daß die alten Apostel, des Heiligen Geistes voll, in fremden Zungen zu reden anhuben und jeglichem Volk in seiner Zunge die frohe Mär verkündeten. Sehet, sagt nun Wata, die Apostel, die Stephan uns gebracht, verstehen unsere Sprache nicht und unterweisen uns in fremden Sitten, mithin sind sie keine wahren Apostel des Heiligen Geistes.“

„Schändliche Ketzerei!“ rief der Propst. „Hundertmal schmähllicher denn der Unglaube der Heiden!“

Der Propst ward des hämischen Lächelns auf Ešanáds Lippen gewahr und plötzlich packte es ihn, als könnte er einen Blick in die vertrackte Seele des hohen Herrn werfen. Er sprach:

„Wahrlich, ich sage, die Magharen mögen sich noch so lammfrom gebärden, im Herzen sind sie allzumal reißende Wölfe. Nur zu wohl kannte König Stephan ihre Wolfs-

natur, drum wollte er ihnen den heiligen Stall der Kirche nicht in Obhut geben. Gebenedeit sei der große König im Grabe, daß er in seinem heiligen Eifer auch das eigene Blut mit nichts verschonte. So wie Abraham erbötig war, seinen leiblichen Sohn dem Herrn zu opfern, opferte auch Stephan sein eigen Blut dem Himmel, dieweilen er die wenig glaubensfesten Arpadenprinzen außer Landes vertrieb und den Venezianer Peter mit seinem starken Glauben auf den Thron erhob. Herr Peter nun, wiewohl von Fehl nicht frei, erwarb sich ewige Verdienste, indem er dem Werk Stephans die Krone aufgesetzt und die Macht in seinem Lande Fremden mit bewährter Glaubensstreue überantwortet hat. Die magharischen Herren tun sich gar viel auf den Ruhm ihrer landnehmenden Ahnen, Arpáds und der sieben Herzöge zugute. Allein es steht geschrieben, daß auf Erden kein Ruhm Bestand hat, es sei denn, daß man ihn redlich im Dienste des alleinigen Gottes erworben. Und gar viel Wesens machen die magharischen Herren auch davon, daß dieser Boden ihr Eigen ist. Was aber heißt magharisch? Was deutsch? Nichts als leerer Schall, bloßer Hauch! Völker kommen und schwinden gleich Wellen im Strom, und nur ein einzig Reich ist ewig: das Reich Christi. Jesus gab alle irdische Macht dem Heiligen Vater in Rom, und so jemand sich dem irdischen Statthalter Christi nicht in Demut beugt, troßt er dem Gebot des Himmels und hat die Strafe seines Hochmuts verwirkt . . .“

Herr Esanád hörte dem Priester mit spöttischer Gelassenheit zu. Im übrigen war es anzunehmen, daß er dem Propst zwar nicht in allen Punkten beipflichtete, mit Wata und seinem Anhang aber noch weniger eines Sinnes

war. Er wandelte sein ganzes Leben lang seine eigenen, einsamen, stets ans Ziel führenden Wege.

In seiner Jugend, noch als Kriegermann des Großherrs von Marosvár, Aſtony, war er ein entschlossener, gefährlicher Widersacher des Christentums. Später, der unwiderstehlichen Ausbreitungskraft des neuen Glaubens innegeworden, schlug er sich an König Stephans Seite und setzte an der Spitze des königlichen Heers der Macht Aſtonys und seinem Leben ein Ziel. Der König verlieh ihm die Gespannschaft. Seither war Eſanád das geschliffene Schwert des Christentums.

Herr Eſanád, der noch nie jemand um Rat gefragt hatte, wußte auch diesmal, was ihm zu tun oblag. Auch diesmal sollte und mußte er das Schwert sein. Er warf seine ganze ungeheure Kraft und grausame Entschlossenheit in die Schanzen, um die neue Ordnung zu schützen, die eigene fast königliche Gewalt und sein unermessliches Vermögen zu schützen.

Vielleicht hätte der Gespan das Necken noch fortgesetzt, hätte nicht sein Pferd plötzlich schnaubend den Kopf hochgeworfen... Aus den Reihen der Lämmchen drang gedämpftes Murmeln...

Sie waren am Grenzhügel des Petschenegenreviers angelangt, auf dem Bischof Gerhard kürzlich ein großes Holzkreuz hatte aufrichten lassen. Das Kreuzifix lag jetzt, von gottlosen Händen umgeworfen, quer über den Weg... Die Figur des Gekreuzigten ruhte mit dem Gesicht auf den Schollen. An des Kreuzes Stelle hatte man einen dünnen langen Speer aufgepflanzt, zur schmachvollen Verhöhnung mit einem blutigen Pferdekopf auf der Spitze...

Die Stirn des Priesters Tassilo zeigte zwei blutrote Flecke.

„Sie haben das Kreuz geschändet“, knurrte er niedergeschmettert.

Die Miene des Gespans umwölkte sich.

„Sie haben mich verhöhnt“, röchelte er.

Es war ein Pferdekopf, der Schädel eines weißen Füllens. Der Morgenwind ließ die Mähne zwischen den beiden Ohren flattern, das Maul aber war aufgesperrt, als wollte das Tier grinsen.

Einer der Gesellen schickte sich an, den Kopf vom Speer zu schleudern.

„Laß!“ herrschte ihn Ešanád an. „Erst wenn du den Schädel der ungläubigen Hündin an dessen Statt aufpflanzest.“

Der Mond verbarg sich gerade hinter Wolkenfetzen. Der in dichten Reihen dahintrabende Zug glich einer stacheligen schwarzen Niesenraupe, die mit hungriger Gier aufs Herz der Petschenegenheide zukroch.

V

Der Morgen dämmerte rot, als Ešanáds Haufen den Rand des Petschenegenwaldes erreichte.

Auf Befehl des Gespans hielten die Leute hier Rast, um die Meldungen der Späher abzuwarten. Einige der Spießknechte tränkten ihre Pferde, andere prüften Rüstzeug und Waffen. Nachher betrachteten alle regungslos und aufmerksam das im Morgennebel schwarz däm-

mernde Gehölz wie ein Wolfsrudel die Mauern einer Schafshürde. Sie waren entschlossen, aber nicht wohlgenut; sie wußten, daß die Hürde von tausend grimmigen Schäferhunden bewacht war.

Nach geraumer Weile kam ein Reiter aus dem Nebel herangesprengt: der blinde Vetsch.

„Herr,“ sagte er, „ich sah im Walde ein Wunder. Das ganze Petschenegenlager ist verschwunden, wie vom Wind verweht . . . Das verheufelte Weib hat sich mit Wagen und Zelten aus dem Staub gemacht, nachdem sie Winterlager und Futtervorrat in Brand gesteckt.“

„Ihr nach!“ rief Ešanáb.

Der Bogt hatte die Wahrheit erzählt.

Die von dunklen Waldmauern gesäumte mächtige Lichtung, auf der tags vorher noch eine ganze Zeltstadt gestanden hatte, war jetzt stumm und nur die allenthalben umherliegende Streu zeigte, daß Menschen hier verweilt hatten. Im Schutt scharrten einige ausgehungerte Hunde, die beim Anblick der Reiter scheu davonrannten. Von der Anhöhe am Rand des Waldes stieg aus verkohlten Balken eine dünne Rauchsäule himmelwärts. Dort hatte kurz vorher das rohgezimmerte Winterquartier des Petschenegenhäuptlings gestanden.

Die Lämmchen wechselten stumme Blicke. Über der Wiese lag schwüles, schier unheimliches Schweigen.

Oberhalb des schwarzen Waldes rang noch ein einsamer, trübseliger Stern mit dem Morgengrauen.

„Ich habe alleweile gesagt, daß sie Spießgesellen in der Stadt haben!“ entfuhr es dem blinden Vetsch.

Ein Reiter trieb mit dem Speerschaft einen zu Tode erschrockenen Mann vor Ešanáb hin. Der war auf dem

Grund einer Grube gefunden worden, wo er entweder schlief oder sich schlafend stellte.

Der Gefangene warf sich vor dem Comes nieder und küßte die Erde. Dann erhob er sich auf die Knie, wobei ihm die Zähne vor Angst zusammenschlugen.

Man sah ihm auf den ersten Blick an, daß er nicht dem Kriegerstand angehörte und nicht einmal Petschenega war. Auf dem Rücken trug er eine Fiedel, deren Besitz deutlich genug von seinem Gewerbe zeugte. Er war einer der fahrenden Sängers, für die recht böse Zeiten gekommen waren, seit Bischof Gerhard den magharischen Herren eine ernste Rüge erteilt hatte, daß sie den Eitelkeiten der Spielleute und Sängers Gehör liehen und ganze Nächte an der gedeckten Tafel verbrächten. Der Strolch trug ein verschossenes Lederwams, blaue Beinkleider und Riemenstühle.

Er war ein kleiner, stämmiger Bursche mit auffallend häßlichem, bartlosem Gesicht und jenen Diebsaugen, deren Blick nach dem Volksglauben sogar die Nägel in der Wand zittern macht. Sein langes Haar trug er nach fremdem Brauch ins Gesicht gekämmt, so daß seine Ohren unsichtbar blieben. Dieser Umstand legte mißtrauisch gesinnten Leuten den Argwohn nahe, daß er die Ohren wohl in der Hand eines Richters gelassen hatte.

„Wer bist du?“ fragte der Gespan, den wie Heugabel stehenden Blick auf den Geiger gerichtet.

„Ich bin ein gottesfürchtiger Christ“, versetzte zag der Mann mit den abgeschnittenen Ohren. „Ich heiße Efsche. Von den frommen Vätern am Sankt Martinsberg lernte ich Buchstaben malen und weiß auf meiner Fiedel andächtige Weisen zu spielen.“

„Was sucht ein Christenmensch im Lager der Hundegläubigen?“

„Mit Vergunst, hoher Herr, ich bin nicht aus freien Stücken hierhergeraten. Ich war auf der Wanderschaft zum Burgvogt von Keve, der ein Freund frommer Gefänge ist, und ward gestern abend von umherstreifenden Grenzwächtern geschnappt . . .“

„Berichte, was du im Lager gesehen hast. Doch habe deiner Zunge acht!“

Efesche küßte abermals die Erde.

„Mein Leben ist in deiner Hand, hoher Herr. Als man mich hergeschleppt, waren auf der Lichtung schon alle Zelte abgebrochen. Um die Wachtfeuer sah ich lauter Bewaffnete . . . Sie waren ausgelassener Laune, sangen und tranken . . . Ihren Gesprächen entnahm ich, daß ihre Zeltwagen mit dem Weibervolk schon am Nachmittag abgebrochen waren . . . Nur eine Weibsperson, von allen als Häuptling verehrt, war mit ihnen. Eine gar tüchtige Frau von hohem Wuchs, mit Panzerhemd und einem Hifthorn um den Hals. Als sie erkannten, daß ich Spielmann bin, taten sie mir kein Leides, doch zwangen sie mich mitzutrinken und zu singen . . . Ein frommer Christ, der ich bin, fügte ich mich ihnen wider Willen, hoher Herr, aber ich wagte mich nicht zu widersetzen . . .“

„Schwas nicht, sondern berichte, was du gesehen.“

„Der Mond stand schon ziemlich hoch, als ein alter Mann mit goldener Mütze im Lager ankam. Da gaben sie sich solch gottlosem Treiben hin, daß ich mit Schauern daran zurückdenke und es gar nicht zu erzählen wage . . .“

„Sprich!“

„Du befehlst es, hoher Herr, drum erzähl' ich's: sie opfereten ein weißes Roß ihrem scheußlichen Gözen. Das weiße Fohlen stach der Mann mit goldener Mücke ab, Satans verdammter Priester. Als das Fohlen verblutet war, stieß männiglich ins Horn und schlug die Waffen mit erschrecklichem Getöse aneinander . . . Hierauf tanzten sie rings um den lodernden Scheiterhaufen, und das Weibsbild im Panzerhemd führte den Reigen . . . Die Männer schoren sich das Haar zum Schopf, speisten Pferdefleisch und trieben auch sonst allerlei Gottlosigkeit . . . Der fremde Gott zu Fuß, schrien sie, habe aufgehört zu herrschen, in der Pusta gebiete jetzt wieder der reißige Gott der Alten. Hei, wie mein Christenherz bei solchen Scheußlichkeiten blutete!“

„Wann brachen sie auf?“ fragte der Comes.

„Davon weiß ich nichts, erlauchter Herr. Um ihnen zu entkommen, verbarg ich mich in der Grube. Offen gesagt, hatten sie mir viel Wein zu trinken gegeben, so daß ich in tiefen Schlaf versank. Ich wurde erst munter, als es dem Herrn Lanzenreiter beliebte, mir einen Fußtritt zu versetzen.“

Der Gespan wandte den Blick ab und sah mit düsterer Miene nach dem einsamen Stern am Himmelsgewölbe. Nach ihm begann Betsch den Spielmann auszuholen.

„Wo hast du deine Ohren gelassen?“ fragte er.

„In Marosvár“, erwiderte Ekesche bescheiden, gesenkten Blicks.

„Ich entsinne mich deiner, Strolch! Vor zwei Jahren hat dich der Gespan als Dieb verurteilt . . .“

Da ließ sich auch Propst Fassilo vernehmen.

„Man zerschlage ihm die Fiedel.“

Ein Spießknecht riß Eklesche die am Riemen hängende Fiedel vom Rücken und zerstampfte sie mit den eisenbeschlagenen Stiefeln.

„Eklesche,“ sagte der Burgvogt, „deine Nase schuldest du uns noch. So du sie in unsere Feste stecken solltest, treiben wir die Schuld unfehlbar ein.“

Gespan Ešanád machte dem Gespräch ein Ende.

„Ihr nach!“

Petsch kratzte sich hinterm Ohr ... Nach dem bisher Gesehenen war ihm klargeworden, daß die Regenbogenhorde zum Äußersten entschlossen war. Gelang es ihm, die Petschenegen zu überrumpeln, wurden seine Lämmer mit ihnen voraussichtlich fertig. In offener Schlacht aber war es nicht ratsam, einer doppelten Übermacht die Stirn zu bieten. Auch waren die Petschenegen gewohnt, ihre Haut teuer zu verkaufen.

Der fromme Burgvogt dachte das alles nur bei sich, ohne seinem Gebieter etwas zu sagen. Er warf einen Blick auf dessen Gesicht, das sich dunkel verfärbt hatte, dann hieb er mit der kurzen Peitsche, die an seinem Handgelenk hing, auf den Kopf seines Gelben ein und rief auch seinerseits: „Ihr nach!“

Als auch der letzte Reiter hinter den Bäumen verschwunden war, erhob sich Eklesche mühsam von der Erde. Sammelte die Trümmer seiner Fiedel und besah sie wehmütig, fügte Teil an Teil. Da stieg ihm plötzlich unbändige Wut auf. Er spie in die Richtung, in der der Haufen abgezogen war, und rief erbozt:

„Straf' euch der Herr Jesus!“

Vorsichtshalber fügte er noch hinzu:

„Und straf' euch Allah, straf' euch auch der alte Ungargott!“

Der Fiedler war einer jener Fledermausgläubigen, deren es damals eine große Zahl im Lande gab. Sie fürchteten alle Götter, verehrten aber keinen.

„Ihr nach!“

Auch in der Pusta ist der Weg, den tausend Fuhrwerke nahmen, unschwer zu finden... Die Lämmchen schlugen die Richtung nach dem Süden ein.

Als sie die großen Rohrdickichte des Begaflusses erreicht hatten, ergoß sich eine blendende, flammende Lichtflut über die Ebene. Mann und Rosß glänzten vor Schweiß, aber die grimmige Verfolgungswut des Führers hatte sie alle angesteckt. Die Lämmchen wußten, daß sie gegen große Übermacht kämpfen sollten, ließen aber deshalb den Kopf nicht hängen. Sie vertrauten so blind auf den unbesiegbaren Ruf Ešanáds, daß sie unter seinem Befehl auch den Legionen der Hölle eine Schlacht geliefert hätten.

Jede Stunde hielten sie Rast, um die Pferde verschnaufen zu lassen. Dann gingen die Feldflaschen von Hand zu Hand... Doch Ešanád machte der Rast jedesmal rasch ein Ende. Ihr nach!

Dickichte und ausgedorrte Felder flogen an ihnen vorbei... Da und dort kamen sie ans Ufer eines offenen Teichs und das aufgeschreckte Wasserwild fuhr mit Geschrei und Geföse in die Lüfte...

Zur Mittagszeit, da schon glühende Hitze auf dem Rohrgebüsch lagerte, lenkte der Propst sein Rosß an Ešanáds Seite.

„Herr,“ sagte er, „wir gehen unklug vor. Selbst wenn wir die Heidefrau einholen, wie sollen wir uns auf unseren müden Tieren schlagen?“

Da wandte sich der Gespan Tassilo zu, und der Priester fuhr bei seinem Anblick zurück. Ešanáds Gesichtsfarbe war blau, beinahe schwarz. Seine Augen rollten blutunterlaufen. Schwer keuchend sprach er.

„Entweder schneide ich der Heidefrau das Haar ab, oder ich begrabe mich hier im Sumpf. Denn ich sage dir, so wir diesen Brand nicht heute austreten und Gespan Ešanád versengt, mit Schimpf und Schande den Heimweg antritt, steht morgen schon unser eigenes Haus in Flammen, und mit mir verbrennt ihr alle!“

„Dann schütze uns der Herr der Heerscharen!“

Die Sonne war schon im Untergehen, als der blinde Betsch zu seinem Herrn hintrabte und mit der Hand nach dem östlichen Himmelsrand deutete:

„Dort sind sie!“

Auf dem leicht ansteigenden Gelände bewegten sich schwarze Punkte. Aus der Ferne hätte man sie auch für weidende Trappen ansehen können.

„Speere mit Quasten — es sind Petschenegen!“ erklärte der Burgvogt, der mit einem Auge so scharf sah wie der Luchs mit zweien.

Verdutzt gewahrte der blinde Betsch, daß der Gespan mit geschlossenen Augen im Sattel saß . . .

„Ihr nach!“ röchelte Ešanád.

Die Petschenegen auf dem Hügel, wiewohl höchstens zehn oder zwölf Mann stark, rührten sich geraume Weile

nicht vom Fleck. Erst als die Lämmchen schon auf wenige Pfeilschußweiten herangekommen waren, schickten sie sich endlich zum Rückzuge an. Doch selbst da gaben sie noch die Feldflasche von Hand zu Hand und machten sich mit den Zügeln zu schaffen. Einer von ihnen, ein baumlanger Bengel auf scheckigem Roß, formte aus beiden Händen einen Trichter und johlte den Verfolgern entgegen:

„Gemach, Ohm Betsch, man braucht das Pferd auch morgen!“

Seine Kameraden nahmen den Ausspruch mit wiehernem Gelächter auf. Da ließ einer einen gellenden Pfiff ertönen, worauf sie, jeder über die Mähne seines Pferdes gebeugt, pfeilschnell wie ein Schwalbenschwarm über die Ebene dahinschossen.

„Wir holen sie nie ein!“ knurrte der Burgvogt verbissen.

Die Petschenegen entschwanden zuweilen hinter den Hügeln, um alsbald von neuem vor den Augen ihrer Verfolger aufzutauchen. Zuweilen vermehrte sich sogar ihre Zahl. Jetzt sprengten ihrer etwa dreißig in einer Reihe, laut johlend, die Piken im Kreis überm Kopf geschwungen. Der eine legte sich flach auf dem dahinstürmenden Pferd, der andere richtete sich hoch im Sattel auf. Sie hielten die Verfolger zum besten.

Plötzlich stieß Betsch einen kräftigen Fluch aus. Alle Hagel, man hatte ihn von der Wagenfährte gelockt!

Indem sie den hin und her schweifenden Zangenritzen nachjagten, hatten sie die Spur der Kerntuppe verloren. Der Burgvogt änderte die Richtung und führte seine Gesellen wiederum südwärts. Im Nu machte die Schar der Petschenegen kehrt und folgte nun den Lämmchen auf der

Spur wie ein Mückenschwarm dem Wanderer auf der Wiese. Auch zur rechten Hand tauchten einige quastengeschmückte Piken auf, und die Petschenegen schwärmten im Vertrauen auf ihre unverbrauchten Pferde nun schon kaum zwei Pfeilschüsse weit um die Leibwache herum. Da und dort lenkte ein Schlingel, dem die eigene Haut zu eng war, sein Pferd noch näher heran und raste, unflätige Worte brüllend, an den Lämmchen vorbei.

„Jetzt weiß ich,“ sagte der Burgvogt, „wohin sich die Heidefrau verziehen will. In den Sand von Keve!“

„Ihr nach!“ knurrte Ešanád.

Es begann schon zu dunkeln, als sie endlich am Rand der Pusta der Kerntruppe der Petschenegen ansichtig wurden. Der Burgvogt erstattete Ešanád Meldung; der Gespan gab seinem müden Hengst die Sporen und sprengte aus der Reihe. Seine Gefellen sahen ihm verwundert nach... Sein Roß schlug eine große Runde, drehte sich dann der Richtung zu, in der Marosvár lag... Der Gespan wankte im Sattel und sank vornüber auf die Mähne seines Gauls... Einige waren ihm nachgesprengt und kamen knapp zurecht, um den Gebieter, der aus dem Sattel glitt, in ihren Armen aufzufangen.

Der Riese lag dort, auf dem versengten Rasen, die Augen geschlossen, das Gesicht dunkelblau, schwer röchelnd...

„Er ringt mit seinem dicken Blut“, murmelten die Gefellen.

Eben ging die Sonne zur Rüste. Der Himmel färbte sich blutrot, auch die Heide war, als hätte jemand jeden Rohrstengel in Blut getaucht. Es war gänzlich windstill, kein Grashalm regte sich. Aus der Ferne tönten das Getrappel

dahinjagender Petschenegensperde und dumpfe Hornrufe.
Propst Tassilo kniete zu Ešanád hin und begann laut
die Sterbegebete herzusagen:

„Proficisce anima christiana . . .“

Da öffnete Ešanád noch einmal die Augen. Er wußte
nicht, wo er war und begriff nichts von dem, was sich um
ihn zutrug. Betrübt, grübelnd und fragend starrte er nach
dem roten Himmel und wiederholte das eine Wort, das
nun als unlösbares Rätsel auf seiner Seele lastete:

„Die Heidefrau! Die Heidefrau!“

Über dem Kopf des Priesters pffte ein Petschenegens-
pfeil durch die Luft. Da ließ sich die weithin schallende
Stimme des blinden Betsch vernehmen:

„Bildet einen Kreis, Gefellen! Wir wollen den Leich-
nam unseres Herrn schützen!“

VI

Der Sonntag brach an.

In Marosvár, dem festen Ort, der neuerdings auf
König Stephans Wunsch auch Ešanád hieß, war mittags
über das Schicksal der ausgerückten Reiter noch nichts
bekannt.

Vor dem Wassertor und im Innern der Burg herrschte
geschäftiges Treiben. In der Bischofsstadt drängten sich
um diese Zeit die Neubekehrten, die von den Priestern
und den Leuten des Gespans in langen Zügen zur Taufe
geführt wurden.

In letzter Zeit hatte sich die Zahl der neuen Christen

besonders vermehrt, seit das Gerücht ging, daß Gespan Ešanád gesonnen sei, alle altgläubigen Sippen von ihren Gütern zu vertreiben.

Die Männer kamen in Haufen angeritten, während das Weibervolk in gewaltigen Karren zur Stadt befördert wurde. In den Wagen, unter der schattenspendenden bunten Bläse saßen oft ihrer zehn, Frauen mit braunroten Wangen in grellen Gewändern, Jungfern mit blumenbesticktem Schappel und kleines Volk mit glänzenden Augen. Neben den Fahrzeugen stapfte im Gänsemarsch die lange Reihe der Knechte und Mägde in Riemen-schuhen, die Stöcke in den Straßenstaub stoßend.

Leute, die in der Taufkapelle der Kathedrale nicht so gleich Platz fanden, zumal die auch von Natur langmütigen Armen, ließen sich einstweilen, bis sie an die Reihe kamen, auf dem Marosufer vor dem Wassertor nieder. Die Armenier hielten an solchen Tagen Markt ab. Sie hatten für die Männer Messer und Feuergerät feil, für das Weibsvolk Glasperlen und Silberschnallen.

Am Landungsplatz lagen zwei königliche Salzboote. Die mit Salzwürfeln beladenen Fahrzeuge waren aus Siebenbürgen gekommen und hielten auf dem Weg zur Donau am Fuß der Burg Sonntagsrast. Ein solches Schiff hatte seinerzeit Fürst Aſtonys Sturz verschuldet; der auf seine griechische Verwandtschaft trokende Magnat hatte das Salz des Königs Stephan mit Maut belegt und Herr Ešanád hatte den Schimpf, der den königlichen Gerechtsamen widerfahren war, mit Aſtonys Blut abgewaschen.

Die Leute aus der Burg verkehrten mit der Besatzung der königlichen Schiffe nur ungern. Obwohl sie namhafte Privilegien genossen, brachte ihnen die Kirche Arg-

wohn entgegen; gleich allen Siebenbürgern standen auch sie im Ruf zweischlächtiger Gesinnung. Auch hieß es von ihnen, daß sie auf ihren Schiffen des öfteren Kundschafter der heidnischen Herren Siebenbürgens verbargen.

Die bewaffneten Diener des Bischofs, die in Abwesenheit der Burgwache das Wassertor besetzt hielten, waren höchlich erstaunt, als gegen Mittag ein berittenes Häuflein von Gutsherren der Tiefebene Einlaß in die Stadt begehrt.

Es war gemeiniglich bekannt, daß die Herren Ejanáds Hof mit hartnäckigem Hochmut mieden. Die ungewohnten Gäste waren etwa acht an Zahl; ihr Führer ein stattlicher Alter mit grauem Bart und verschmitzten Zügen. Sie saßen auf federgeschmückten, mit Schabracken bedeckten Pferden und hatten weiße, mit zierlichen persischen Blumen bestickte Szürmäntel über eine Schulter geworfen. Hinter ihnen trabte eine ganze Schar Diener her, eine Unzahl von Handpferden mitführend. Der Handpferde bedurfte niemand, die hatten sie nur des Prunks halber mitgebracht.

Die Herren des Theißgaus, wiewohl sie alle des Sakraments der Taufe theilhaftig geworden waren, galten neben den Siebenbürgern als die zähesten Feinde der neuen Ordnung. Sie wohnten längs der Theiß von der Maros bis hinauf zum Szamosfluß. Ihre Winterquartiere standen in beträchtlicher Entfernung voneinander, jedes inmitten eines großen Grundbesitzes, den die Urväter noch bei der ersten Teilung erworben hatten. Sommers hausten sie in Filzzelten, zum großen Verdruß des Bischofs Gerhard, der nicht müde wurde, ihnen durch Zured, Bitte und Drohung nahezu legen, sich nach dem

Vorbild anderer gottesfürchtiger Nationen christliche Steinhäuser zu bauen.

Die Herren, zwischen denen es oft zu blutigen Grenzfehden kam, hielten gleichwohl wie Kletten zusammen und stellten sich selbst über alle Menschenkinder, auch die frommen Priester nicht ausgenommen. Ihre Ahnen hatten zum alten Kriegerstand gehört, zu dem mit Vorrechten ausgestatteten Söldnerheer, das unter dem Fürsten Árpád den Krieg zur Eroberung des Landes führte und noch später, nach dem Gefangtwerden, die Nachbarländer in zähneklappernde Angst versetzte. Es war wohl einem Haufen prächtiger Raubtiere vergleichbar, der auf sachten Sohlen in Europas Völkerstall einfiel. Einem einzigen Willen gehorchend, erschien das Reiterheer nachts bei rotem Feuerschein, zeigte sich mit dämonischer Schnelligkeit bald da, bald dort, und der Hieb seiner Tigerpranke eilte der Kunde seines Kommens jedesmal voraus.

Am Grundbesitz geht jeder Kriegerstand zugrunde. Als die Herren ihre Zelte schon auf eigenem Boden aufschlugen, statt in der freien Pusta, lockerte sich ihre kriegerische Mannszucht, nahmen Schlagkraft und Gewandtheit in der Handhabung des Bogens ab. Ihre Beutegier und ihre zügellose Rauflust stachelte sie indes nach wie vor an und brachte die Nation oft in Gefahr. So kam es denn, daß Fürst Gejza die Macht der Großen brach und König Stephan fremdländische Herren an die Spitze seiner Truppen stellte.

Die Enkel waren schon in einem anderen Zeitalter zur Welt gekommen, doch war ihnen noch immer anzusehen, daß in ihren Adern das Blut freier und glücklicher Ahnen

pochte. Sie waren gutgewachsene Männer festen Gehabens, der Blick eines jeden feurig und fest.

Natürlich hatte diese nicht der fromme Eifer, sondern die Neugier in die Stadt gelockt; sie hatten die Kunde erhalten, daß Comes Ešanád in die Petschenegenheide hinausgeritten war, und nun wollten sie erfahren, was er dort ausgerichtet hatte.

Obwohl sich etliche unter ihnen befanden, die zum erstenmal im Leben Steinbauten sahen, wäre es irrig, anzunehmen, daß der Anblick des städtischen Gewühls die Pustasöhne mit Bewunderung, geschweige denn mit Ehrfurcht erfüllte. Der Zug ritt mit hochmütiger Ruhe, ohne die geringste Neugier zu bekunden, zum Thor hinein und die Hauptstraße entlang. Der Gott der zeltbewohnenden Vorfäter hatte die Erbauer jeder Steinmauer verflucht, und auch die Enkel brachten den Leuten, die in großen Rudeln zusammengerottet, in den winkligen Höhlen aus Stein und Holz hausten, theils Widerwillen, theils Mitleid entgegen. Nach der Überlieferung der Pusta war der Stadtmensch feig, geschwätzig und treulos. Zudem verächtlich, schon weil er sich seine Gastfreundschaft mit Geld bezahlen ließ.

Zum Überfluß wußten die Bewohner des sonnigen Flachlandes auch darüber Bescheid, daß in den schwülen Winkeln der Städte abscheuliche Laster und Krankheiten wucherten.

Zur Zeit des früheren Gebieters der Südgäue, des durch Ešanáds Hand erlegten Fürsten Astone, war Marosvár eher etwas wie ein mit Gräben geschütztes Lager gewesen. Herr Ešanád hatte es nach Muster der Burgen in Transdanubien befestigt und die Bastionen mit Thürmen

befestigen lassen. Seit es zum Bischofssitz geworden, hatten sich innerhalb der Mauern zahlreiche aus der Fremde hierher verschlagene Handwerker und auch sonst allerhand Leute sesshaft gemacht. Schon damals, vor den Kreuzzügen, zogen fahrende Fremdländische oft in großen Haufen durchs Land. Zum Teil waren es Büsser auf dem Weg zum Heiligen Grab, zum Teil von ihrem ruhelosen Blut getriebene Abenteuerer. Von den Letztgenannten traten viele beim König oder den Burgvögten in Dienst, und manche von ihnen erwarben Güter, ja selbst Burgen. Andere, die des Königs Huld nicht zu gewinnen wußten, zogen weiter und brachten durch ungebetene Bekehrungsversuche sowie durch häufige Gewalttaten den sonst so fremdenfreundlichen Stephan derart gegen sich auf, daß er etliche solche Pilgerscharen zur Grenze hinauspeitschen ließ.

Da die Stadt so rasch wuchs und sich der enge Gürtel der Wälle nicht recht dehnen ließ, halfen sich die Bürger auf diese Weise, daß sie ihre strohgedeckten kleinen Holzhütten übereinanderklebten. Die Menge der aus dem Burggürtel förmlich vorquellenden Behausungen, das Winkelwerk der feuchten Gäßchen, die schmalen Durchgänge und die mit buntem Krimskrams vollgestopften Nischen gemahnten an eingeklemmte Hummelnester in einem hohlen Baum.

Größere Bauten hatte nur die dem Süden zugekehrte innere Burg aufzuweisen. Dort stand der alte Palas des Fürsten Astony, jetzt vom Gespan Ešanád bewohnt. Das Erdgeschosß war aus mächtigen Steinquadern erbaut; zur Eichenstür führte eine nach beiden Seiten offenliegende Treppe hinauf; den Bogen der mangels Glasscheiben mit

ölgetränktem Linnen bespannten Fenster stützten rundgeschnitzte kleine Säulen. Das Stockwerk war aus gebräuntem Eichenholz und hatte dichtvergitterte Fenster. Unter dem weit vorspringenden Dach prangten an der Mauer rot und blau ausgemalte, künstlich verschlungene Tulpen. In die Steinmauer waren eiserne Ringe eingelassen, und längs der Mauer stand eine Krippe für die Pferde der Gäste.

Das prunkvollste Haus in der Stadt war natürlich die viertürmige große Domkirche, deren Bau erst kürzlich beendet worden war. Daneben erhob sich das Wohnhaus des Bischofs — ein niederes Holzhaus —, ferner das Domkapitel und die Schule, wo die Jugend von Meister Walter im Singen und von Meister Heinrich im Latein unterwiesen wurde.

Den Söhnen der städtezerstörenden Väter war zwischen den Mauern ungefähr so zumute wie dem gezähmten Wolf im Schafstall. Der Mangel an Luft und Licht legte sich ihnen aufs Herz, zugleich aber regte sie das Gesehene auf. Alles: die Waren des Händlers, der Hausrat des Bürgers und die rosigen Wangen der durchs Fenster lugenden Krämerfrau... Mit der stolzen Ruhe edler Urwaldtiere im bronzenen Gesicht bewegten sie sich unter den weiß- und pausbäckigen Herdenmenschen. Begegnete ihr stählerner Blick dem einfältigen Staunen neugieriger Augen, wandten sie den Kopf mit kaltem Hochmut ab.

Einige von ihnen musterten mehr unwillkürlich als mit Absicht die Burgmauern und suchten mit Kennerblick die Stelle, wo eine entschlossene Schar gelegentlich einen Einfall in Ešanáds Burg versuchen könnte.



Von einem der zwei Salzboote sprang ein Gesell in Lederwams ans Ufer.

Es war jener Landstreicher Efesche, dessen Fiedel Propst Tassilo im Petschenegenwald hatte zerschlagen lassen.

Der Spielmann schlenderte am Ufer mit den lässigen Schritten des berufsmäßigen Tagediebs die Reihe der Andächtigen entlang. Er sah einem jeden aufmerksam ins Auge und stänberte, ohne sich lange zu besinnen, einen frommen Jägersmann an:

„Bei euch im Wald muß es aber knapp geworden sein, daß ihr euch dem Fischergewerbe verschrieben.“

„Wir fischen nicht“, entgegnete der Bogenschütze aus Esücsköb kurz angebunden.

„Ihr seid doch in die Burg gekommen, einer mageren Karausche halber dreimal unter Wasser zu tauchen.“

Diese schamlose Anspielung bezog sich auf das Taufzeremoniell und das Fastenmahl, zu dem Bischof Gerhard nach der Taufe alle Neuankömmlinge — so nannte man die jungen Christen — ohne Ansehen der Person einlud.

Der mit den abgeschnittenen Ohren ging weiter.

Bei der Fährre blieb sein Blick auf einem priesterhaft aussehenden alten Mann von hünenhaftem Wuchs haften. Der saß auf dem Rasen und ließ die Sonne auf sich scheinen. Efesche sah den Alten betroffen an, trat dann auf ihn zu und klopfte ihm auf die Schulter.

„Ohm Kotschobur!“

Der Mann mit der Kutte packte den Strolch, ohne für den Gruß zu danken, bei der Gurgel und schrie wild:

„Ich hab' dich, Froschkönig! Jetzt gibst du mir auf der Stelle meine zehn Silberdenare zurück, oder ich würge dir die Lumpenseele aus dem Leib!“

Trotz der härenen Büßerkutte, die er trug, machte er beileibe keinen frommen Eindruck.

Er war steinalt, doch hielt er sich gerade wie ein Lanzenschaft und hatte Muskeln am Nacken wie ein Stier. An der unbedeckten Stirn zog sich von den buschigen weißen Borsten bis zum rechten Backenknochen eine furchtbare Narbe. Obwohl er gut bei Kräften war, merkte man dem Alten an, daß er viele Stürme bestanden hatte; sein Gesicht war gefurcht, beinahe rissig wie die Rinde einer alten Weide. Im übrigen wußte der Büßer selber nicht, wie hoch sein Alter war. Er konnte sich nur des einen entsinnen, daß er immerhin schon trocken hinter den Ohren gewesen, als er im Heer des Heidenführers Koppány kämpfte; das aber war schon bald fünfzig Jahre her.

„Gibst du mir meine zehn Münzen zurück?“

„Ich gebe sie dir, Ohm Kotschobur! Gebe sie dir aus freien Stücken. Doch laß uns freundschaftlich plaudern, wie es alten Kumpanen geziemt!“

„Der Satan halte mit dir Kumpanei, Efesche! Mit meinen guten zehn Denaren rettete ich dir die rechte Hand vom Nichtheil, und du wolltest mich dennoch übers Ohr hauen... Biewohl du geschworen, mir das Geld zurückzuzahlen!“

Der mit den abgeschnittenen Ohren rieb sich die Kehle, spie dann im Bogen aus.

„Schlimm, daß wir damals noch nicht beim wahren Gott schwuren“, erklärte er. „Doch laß hören, wie du zu dieser Tracht kommst? Als ich dich zuletzt sah, Ohm Kotschobur, warst du Leutnant der Freischar, die die Donauinseln unsicher machte. Weit und breit der vornehmste Buschflepper und Wegelagerer, ein hochberühmter Gaubieb und Mordbrenner . . .“

„Nenne mich nicht Kotschobur,“ sagte der Alte, „denn ich heiße jetzt der Büßer Amadeus. Und erinnere mich besser nicht an die Zeit, da ich mich noch im Pfuhl der Gottlosigkeit wälzte.“

„Hast du dich bekehrt, Ohm?“

„Sankt Benedikt rettete meine arme Seele.“

„Warum nicht gar? Und wo sind deine Spießgesellen, der durstige Vork, der scheelängige Esfinger und der Vulgare mit den langen Fingern?“

„Der Gespan von Reve ließ ihre Köpfe vor seinem Haus aufspflanzen . . .“

„Und was ist deinem rechten Arm widerfahren, Kotschobur?“

„Er ist gelähmt, seit mich ein Hundesohn auf der Donau angeschossen hat.“

„Der alte Wolf hat erst die Zähne verloren, sodann aber hat er sich als Herdenhund angeboten. Gelobt sei Sankt Benedikt!“

„Du!“ sagte der Alte. „Wenn du dich noch einmal erfreckst, den Namen meines heiligen Schutzherrn Benedikt in dein schmutziges Maul zu nehmen, zerschlage ich dir alle Stockzähne drin!“

Erfesche wich einen halben Schritt zurück, dann fragte er aber mit kaltblütiger Frechheit:

„Was macht dein berühmter Streithengst, Kotschobur?“

„Batsch ist mit mir in den Dienst des Münsters getreten. Heute heißt er Beelzebub und schleppt für die frommen Väter Holz und Salz, sein Kutscher aber bin ich selbst, weil kein anderer mit ihm fertig wird.“

„Bei den Benediktinern muß es dir gut gehen. Sie waschen sich, heißt es, mit Wein und wischen sich an Bürsten ab.“

Die Miene des Büßers verfinsterte sich.

„Es geht mir nicht schlecht,“ bekannte er freimütig, „gäbe es nur die vielen Fasten und Nachtwachen nicht. Beim Singen stehe ich noch meinen Mann, aber fürs Latein ist mein Schädel zu hart, darum auch wird aus mir kein heiliger Priester.“

„Büßer Amadeus,“ sagte der mit den abgeschnittenen Ohren, „ich bezahle dir jetzt meine Schuld, wenn du mit mir zum Boot kommst, denn ich habe meinen Beutel an Bord gelassen. Und den zehn Silbermünzen lege ich noch zwei zu, so du mir einen kleinen Gefallen tust...“

Der Alte maß den Kumpan mit einem argwöhnischen Blick.

„Kennst du unter den Pfaffen der Burg einen jungen Kanonikus Martin?“ fragte der Fiedler.

„Den Petschenegen? Freilich kenn' ich ihn!“

„Ein Wandersmann möchte ihn sprechen. Er kommt eines weiten Weges und will dem Kanonikus eine Votschaft von seinen hochmögenden Vettern bestellen.“

„Und warum führst du ihn nicht selber in die Burg?“

„Meinst du, ich hätte Tollkirschen gegessen? Der Richter von Marosvár ist scharf auf meine Nase, von der ich

mich ungern trennen möcht', weil ich mich gar sehr an sie gewöhnt habe."

Unter solchem Gespräch kamen sie zum Salzboot.

Am Ufer saß auf hingebreitetem Schaffell, ein Bein übers andere geschlagen, ein kleiner Mann. Diesmal trug er auf dem Kopf statt der goldenen Mütze eine hutförmige, doch der ihm einmal schon in die stechenden Augen geblickt, mußte den fahrenden Alten wiedererkennen.

Der mit den abgeschnittenen Ohren wandte sich also zum Alten:

„Allhier steht, mein hoher Herr, ein frommer Mann, Amadeus mit Namen, er wird dich dorthin führen, wo du zu sein begehrt."

Und zum Büsser gewandt, fuhr er fort:

„Du aber, Kotschobur-Amadeus, gehe hin, und wenn du zurückkommst, sollst du deine zwölf Münzen bekommen."

Die ehrfürchtige Demut, die Efesche vor dem düsteren Alten zur Schau trug, verfehlte ihre Wirkung auf Amadeus nicht. Mit dem Spürsinn des Vielerfahrenen durchschaute er sogleich, daß er es mit einem Mann hohen Ranges zu tun hatte, und seine Seele war noch nicht genugsam von der Lehre der Eitelkeit aller irdischen Dinge durchtränkt, um den Kopf nicht willig vor weltlicher Größe zu beugen.

Efesche ging aufs Boot und verzog sich in die Plankenhütte des Steuermanns, indes die beiden Alten sich auf den Weg zum Burgtor machten.

Die mit Filzharnisch bewehrten bischöflichen Pikeniere ließen sie ohne Umstände in die Burg.

Amadeus suchte den Kanonikus erst im Grabgewölbe

des Doms. Rings um die Gräber saßen viele Täuflinge, die dem Unterricht junger Priester lauschten. Martin war aber nicht zu sehen. Dann sah sich Amadeus ein wenig in der Taufkapelle um und erhielt dort die Auskunft, Kanonikus Martin habe sein Tagwerk schon verrichtet und sich zur Rast auf die Zinnen der Bastei begeben.

Raum hatten sie hundert Schritt längs der verlassenen Palisadenwand zurückgelegt, zeigte Amadeus auf einen hochaufgeschossenen schwarzen Priester, der am Pfahl lehnte und regungslos in die Pusta hinausstarrte.

„Er ist es!“

Da befahl der Alte Amadeus mit einem herrischen Wink zurück, und der Führer stieg, nicht ohne sich über die eigene Dienstbereitschaft zu wundern, die schmale Leitertreppe hinab zum Friedhof, um die beiden Männer allein zu lassen.

Kanonikus Martin . . .

Als er bemerkte, daß außer ihm Menschen auf den Zinnen weilten, barg er die Hände in die weiten Ärmel seines Habits, wandte sich sodann gesenkten Hauptes und langsamen Schrittes der Kathedrale zu.

Er war ein bleicher Jüngling mit schmerzumsflortem Blick. Doch hatten die vielen Kasteiungen seiner mannhaften Stattlichkeit noch nichts anhaben können, und an seinem nackten Hals strafften sich kräftige Sehnen wie am Nacken eines jungen Hengstes. Sein Gesicht war blaß, aber nicht weiß, sondern gleichmäßig gelb, altem Elfenbein ähnlich. Das starke runde Kinn wurde durch einen tiefen Spalt in zwei Hälften getrennt, durch das ererbte Mal der Thonuzsöhne.

Der fahrende Alte verstellte dem Kanonikus den Weg.

Er sah ihm ins Gesicht, mit einem Blick, der scharf war wie der des beutelisternen Falken.

„Was stellst du dich mir in den Weg?“ fragte der Kanonikus milde, ohne den Blick zu erheben.

„Alpár!“ sagte der Alte in tiefem, gedämpftem Ton.

„Was stellst du dich mir in den Weg?“ fragte der Kanonikus von neuem, diesmal mit einer Stimme, in der die Aufregung zitterte.

„Fürst Alpár — der Morgen graut!“

Martin schloß die Augen und bekreuzigte sich. Seine Brust leuchtete hörbar. Dann sagte er dumpf:

„Ich kenne deine Stimme, allein ich verstehe deine Worte nicht. Warum nennst du mich Alpár? Alpár ist an dem Tag gestorben, an dem Martin dem Taufbecken entstieg. Und warum nennst du mich einen Fürsten? Ich kann dein Fürst nicht sein, dieweil ich selber arm an Tugenden bin.“

Der Alte packte Martin am Arm und schüttelte ihn wie einen Schlafwandler.

„Erwache, Fürst! Wölfe fallen deine Herde an. Ergreife deines Vaters Art und vertreibe das blutrünstige Gezücht.“

Der Kanonikus befreite den Arm aus der Hand des Alten, dann sagte er mit langezogener, schier singender Stimme:

„Das Geschick der Herden ist in der Hand des Herrn. Ohne sein Wissen fällt ihnen auf der Weide kein Haar vom Blies.“

„Fürst!“ sagte der alte Mann düster, „warum drückst du dich von mir mit unterwürfiger List? So du ein Mann bist, sieh mir ins Auge! Dein Wetter schießt mich zu dir,

Herr Wata, und auch von deinem Bruder Orkónd bring' ich dir Kunde."

Doch Martin sah dem Alten auch jetzt nicht ins Gesicht.

"Ich habe keine Verwandten", sagte er mit schmerzdem Trog. "Ich habe meine Sippe verlassen, um dem Meister in die Wüste zu folgen, und ward des Heilands Verwandter. Laßt meine Ruhe ungestört."

"Du lügst, wenn du von Ruhe sprichst!" rief der Schamane. "Du bist begraben, Alpár, aber nicht gestorben! Erwache, Alpár, und spreng die Mauer deiner Gruft: dein Volk ruft nach dir!"

Auf den Lippen des Kanonikus trat müdes Lächeln. Er zuckte die Achseln und fragte verwundert:

"Wer bin ich denn, schnöder Mann, daß ich solcher Prüfungen gewürdigt werde? Wahrlich, ich beginne die zu verstehen, von denen geschrieben steht, daß sie frohen Mutes sind, wenn sie einen Sarg sehen."

Der Alte machte eine verzweifelte Gebärde.

"Ich spreche zu dir, doch du hast deiner Väter Zunge verlernt. Hei, Alpár, mit welchem Zaubertrank hat dir der Venezianer Gerhard die Sinne vernebelt?"

"Er tränkte mit dem Getränk der Liebe", erwiderte der Kanonikus mit grenzenloser Schwermut in der Stimme.

Das Gesicht des Alten verzerrte sich vor grimmigem Hohn.

"Traun," sagte er, "euer Gott ist der Gott der Liebe! Im Namen der Liebe schlug Er den leiblichen Sohn ans Kreuz, und im Namen der Liebe gab Er euch Geißel und Dornengürtel, dem Volk Fasten und Zehent. Im Namen der Liebe hieß Er euch das eigene Blut verleugnen, das

Andenken eurer Väter verabscheuen . . . Und auf daß ihr noch im Jenseits an Seiner Liebe theilhabt, schuf Er für euch das ewige Schwefelfeuer der Hölle."

Martin wandte das Gesicht ab.

"Vergib ihm, Vater," sagte er leise, "er weiß nicht, was er spricht."

Der Alte fuhr aber mit wachsender Erregung fort:

"Seit je waren mir die Fremdlinge verhaßt, doch nun ich ihr Werk sehe, glüht mir hundertfacher Haß im Herzen . . . Thonuzobas Sohn, was haben sie aus dir gemacht? Warst ein junger Aar, sie durchschnitten dir die Schwingmuskeln. Ein kriechend Gewürm bist du geworden; mit lahmen Flügeln schlägst du der Erde Unrat, duckst dich in weihrauchgefüllten Gräften, und auch deiner Rede entströmt Leichengeruch . . . Ich kenne deine Lehrmeister, Alpár! Sie sind es, deren Seele an Auszehrung siecht. Ihr Leiden ist rachlustig wie der kranke Wolf, und so sie sich mit dem Anblick der eigenen schwärenden Wunden gesättigt, schlagen sie die Reißzähne in fremdes Fleisch . . . Durchtriebene Krämer sind deine Meister, Alpár, darauf bedacht, den allwissenden Gott zu betrügen. Sie knien vorm Altar, und also feilschen sie mit dem Schöpfer: 'Mein Leben ist kurz und traurig, o Herr, darum schenke ich's dir, du aber gewähre mir dafür das immerwährende Heil!' Und derweil sie sich geißeln, schnalzen sie lüstern mit der Zunge, denn sie schwelgen zum voraus in den Freuden des Paradieses. Der wahre Gott wendet aber sein Antlitz ab und sagt: 'Welche Tugend ist es, die da weinend und knirschend wie der beladene Karren der Armenier zu mir kommt und Bezahlung heischt?' Betrogene Betrüger sind deine Meister, Alpár, verwünschte Pflüger,

die des Lebens Saat aus der Erde ackern und das Unkraut des Todes an ihre Stelle säen . . ."

Da richtete sich Martin stolz empor, als wäre er der Larve der Demut überdrüssig, und sah dem Alten fest ins Gesicht. Die wunderbaren, tiefliegenden Augen hatte der Kanonikus von seiner Mutter geerbt, von Esedén, die in den Liedern der Spielleute die Frau mit Sternenaugen geheissen. Sonst war der Blick Martins schwermütig und verträumt, als spiegelte sich darin der trübe Himmel der Pusta; nun aber bohrte sich dieser Blick scharf, feindselig und verächtlich in die Augen des alten Schamanen.

„Genug der Worte“, sagte er mit gebieterischer Ungeduld. „So du ein Heilmittel kennst, die Tote erwecken kann, magst du es mir schicken. Doch Worte widern mich an.“

Der Alte faßte den Kanonikus beim Handgelenk.

„Ich kenne ein solches Mittel! Du findest es draussen in der Pusta.“

Einen Augenblick sah Martin bestürzt vor sich hin. Dann stieß er die Hand des Alten weg und sagte zornig:

„Vom Abendrot bis zum Morgenrot weinte ich nach der Pusta wie ein Wolfsjunges nach der Mutter. Und vom Morgenrot bis zum Abendrot flehte ich zum Herrn, Er wolle meine Augen mit Blindheit schlagen, auf daß ich sie nimmermehr erschäue. Denn sähe ich sie so, wie ich sie im Herzen weiß: vergreift, verdorrt und feige — dann erst stürbe ich eines hundertfachen Todes . . .“

„Kommst du nicht zu ihr, so kommt die Pusta, dich zu holen. Sie kommt eines Tages wie die Frühlingsflut: unwiderstehlich, entseßlich, brüllend . . . Und dieser erbärm-

liche Steinhaufen, in dessen Höhlen du dich feig verziehst, wird dann in seinen Grundfesten wanken . . ."

Der Vorwurf der Feigheit trieb dem Kanonikus die Röthe der Scham in die Wangen. Doch alsbald verzog er den Mund zum Lächeln.

„Was ist Feigheit in den Augen des Herrn? Und was Tapferkeit?"

Er kehrte dem Alten den Rücken und entfernte sich raschen, mannhaften Schrittes in der Richtung des Doms. Als er zur Bogentür gelangt war, zeigte sein Wesen plötzlich eine seltsame Wandlung. Aus seinen Zügen war der Ausdruck des Zorns gewichen, sein Rückgrat knickte ein, und er verschwand demüthig, geräuschlos, mit schlep-
pendem Gang im Zwiellicht der Kirche.

Der Alte starrte ihm mit düsterer Miene nach. Da berührte ihn jemand am Arm. Es war Amadeus.

„Hörst du den Hornstoß? Das Stadttor geschlossen. So du nicht hier gefangenbleiben willst, beeile dich, Herr."

In der That ließ Hörnerschall die Luft erbeben.

VIII

Der ungewohnte Fall, daß das Wassertor bei helllichem Tag geschlossen wurde, hatte auch einen ungewöhnlichen Grund. Die Vorhut der Lämmchen kehrte von der Petschenegenheide heim. Der blinde Betsch hatte, während er bei der Furt des Harangod mit der hinter ihm schwärmenden Regenbogenhorde Pfeilschüsse wechselte, vorsichts-

halber eine Rotte Spießknechte vorausgeschickt. Sie sollten die Stadt von den vielen Fremden säubern.

Die Leibwache ritt die Hauptstraße hinab und trieb die Fremden unter lauten Flüchen zum Thor; das Herz der Stadtbewohner aber erfüllte ahnungsvolles Grauen.

Der Reiterhaufen war arg zugerichtet, einem Teil der Gefellen hing das Gewand in blutigen Lappen vom Leib; ihre Pferde waren gleichermaßen besudelt und blutig.

In düsterem Schweigen rückte auch die Kerntruppe, Tassilo an der Spitze, in die Stadt ein. Dem Propst war der Helm abhanden gekommen und das Habit in Fetzen gerissen.

Die Leiche des Gespans wurde auf einem Leitypferd gebracht. Als vier Männer vor dem Palast den mantelumhüllten Riesenkörper vom Pferd hoben, ertönte auf der Straße Jammergeschrei und lautes Gezeter.

Tassilo, der todmüd aussah, mußten die jungen Kanoniker aus dem Sattel heben.

„Laßt alle Glocken des Doms läuten“, sagte der Propst mit dumpfer Stimme. „Jeder waffenfähige Mann eile auf die Burgwälle, denn die Hand des Herrn ruht schwer auf uns!“

Endlich traf auch der blinde Bettelmann mit der Nachhut ein. Die Lämmchen hatten in der Nacht fast zweihundert Mann und die doppelte Zahl von Leitypferden eingebüßt.

Vor dem Wassertor standen in großen Gruppen die aus der Stadt gedrängten Pustaleute. Sie musterten einander unsicher und mißtrauisch. Sie wußten noch nicht, ob der Tod des Gespans eine Gefahr bedeutete oder die Rettung aus der Gefahr. Einige sahen bang zum Burgtor,

andere spähten bekommen nach der wirbelnden Staubwolke in der fernen Petschenegenheide . . .

Plötzlich ward es am Ufer still. Die Leute strömten in hellen Scharen zum Salzboot, auf dessen hohem Bug, die Arme ausgebreitet, der fahrende Alte stand. Die Augen des Alten sprühten Funken und seine Wangen glühten, als er mit der tiefen, wie Hornschall klingenden Stimme an die Menge zu sprechen begann. Er sprach mit derselben seltsamen Betonung, deren sich die Priester von Marosvár an Festtagen in der Kirchenpredigt bedienten.

Die Predigt aber lautete etwa:

„Zur Genüge hatte man euch das Evangelium des neuen Gottes verkündet, nun ist es an der Zeit, des alten Gottes zu gedenken.

Und manch ein Gleichnis haben euch die schwarzen Pfaffen erzählt, nun höret auch mein Gleichnis.

Einst wollte ein großer Herr seinen Rosknecht prüfen und gab ihm sein Lieblingspferd. Es war ein brauner Hengst mit schimmerndem Fell, schön wie ein Feenkind, flink wie ein Reh und tapfer wie ein Eber.

Und der große Herr sagte zum Rosknecht: ‚Siehe, ich vertraue dir mein Rößlein an, behüte es wie dein Augenlicht und warte es mir wie eine Mutter ihr Kind.‘

Als nun die Probezeit verstrichen war, ging der große Herr erneut in die Pusta und heischte vom Rosknecht Rechenschaft über sein Pferd. Doch was mußte er sehen! Das Tier war abgemagert gleich einem herrenlosen Hund und hinkte trübselig auf den Herrn zu.

Und der große Herr sprach zu seinem Rößlein: ‚Röß-

lein, zeige mir die Weide, allwo dein Hirt dich weiden ließ.'

Da führte das Rößlein den Herrn zu einer sumpfigen Wiese, wo außer Schilf und Ried kein Gewächs gedieh.

Und der große Herr sprach zu seinem Rößlein: 'Rößlein, zeige mir die Quelle, aus der dein Hirt dich tränkte.'

Da führte das Rößlein den Herrn zu einem mit Rahm bedeckten Sumpf.

Und der große Herr sprach zu seinem Rößlein: 'Rößlein, zeige mir das Zaumzeug, das du getragen.'

Da zeigte das Pferd dem Herrn ein schweres Joch.

Das Herz des großen Herrn aber ward betrübt und er sprach zum Rößknecht: 'Wohlan, mein Knecht, nun will ich dir deinen Lohn geben.'

Und er ließ seine Reissigen rufen, und die erschlugen den Rößknecht.

Der Herr aber sprach: 'Wehe dem schlechten Knecht, der Kriegsroß und Karrengaul gleich behandelt.'"

Der Schamane verstummte, und am Ufer wurde es totenstill. Da öffnete sich zur Hälfte das Wassertor, und ein Kirchendiener brüllte der Menge zu, seine beiden Hände als Trompete benützend:

„Burgvogt Betsch verstatet denen, die nach der heiligen Taufe verlangen, in Scharen zu sieben waffenlos die Stadt zu betreten."

Der alte Schamane aber hob die Hände und rief mit donnernder Stimme:

„Der schlechte Rößknecht mußte büßen, und dich, mein herrliches Kriegsroß, mein teures magyarisches Blut,

sollte es auch fürderhin nach Schlamm dürsten und nach dem Joch gelüften?"

Und da fand sich unter den Männern kein einziger, der Einlaß in die Stadt begehrte. Nur eine Frau tat es, die eilig ihr Söhnchen nach sich zog. Das große Eichentor fiel dröhnend hinter ihr ins Schloß.

Die anderen wandten sich der Pusta zu, und ein jeglicher eilte davon, in der Richtung, aus der er gekommen. Zu den wenigen, die den Weg nach der Petschenegenheide einschlugen, gehörte Efesche. Der Fiedler trug eine funkelnagelneue Geige am Rücken und stapfte in seinen Riemenschuhen so flink daher, daß er allen anderen zuvorkam. Auch die Herren der Tiefebene gaben ihren Pferden die Sporen, und als sie zur Heerstraße gekommen waren, sprengten sie um die Wette einher, weil jeder als erster den Daheimgebliebenen die große Kunde bringen wollte. Aus der Staubwolke, die sie aufwirbelten, drang ausgelassenes Johlen. Das hörte sich an wie der Schrei des Falken, der nach langer Gefangenschaft entflohen.

In der Stadt tönten unterdes klagend die Glocken. Der Tod des Gespans hatte alles in Bestürzung und Aufregung versetzt. In der Hauptstraße war ein Gelaufe und Gezeter, als fegte der Wirbelwind des Grauens durch die Stadt. Fremde, Priester und Anhänger der neuen Ordnung liefen weinend zum Dom. Der große Comes tot! Die Christen, die bisher auf Esanads Kraft trogend, sorglos in die Zukunft blickten, begriffen im Nu, daß der Jüngste Tag angebrochen war.

Und während sie beklommenen Herzens dem furchtbaren Dröhnen der Glocken lauschten, ballten sich draußen am Rand der geheimnisvollen Pusta blißschwangere Ge-

witterwolken zusammen. Die kupferroten Wolken bildeten ein riesengroßes Frauenhaupt, das mit flatternden Nebellocken in grauenhafter Schönheit über der Pusta schwebte.

IX

Am späten Nachmittag erklärte Frau Esanád, die unerwartet verwitwete Gespanin, sie wünsche den Bischof Gerhard zu sprechen.

Das bischöfliche Bohnhaus stand kaum die Schußweite eines Kinderbogens vom Palast entfernt, dennoch ließ die hohe Frau ihre braune Stute satteln, auf deren Rücken es sich so bequem saß wie auf einer sanft wiegenden Kinderschaukel. Über den Sattel war eine gestickte Schabracke geschnallt und das rote Geschirr mit allerliebsten klingenden Silberglöcklein geschmückt. Zwei rotgekleidete Höflinge führten das Pferd bei der Kandare, und die Mägde, die gemäß ihrem Amt bei Hof einen langstieligen Pfauenfächer, ein seidenes Kissen und einen mit duftendem Wasser gefüllten Krug nachtrugen, folgten ihrer Herrin zu Fuß.

Esanáds Witwe war nicht mehr jung, doch zeigte ihr ein wenig schon welches Gesicht noch Spuren ihrer einstigen berühmten Schönheit. Sie war eine gebürtige Griechin, und die edelgeschnittene, gerade Nase, das runde Kinn und die fremdartigen, großen Augen verrieten ihre Herkunft.

Unter dem goldgestickten langen Schleier, den sie zum Zeichen der Trauer mit einem schwarzen Band umwunden

hatte, saß sie auf ihrer Stute wehmütig, gesenkten Hauptes, aber mit gebührender Würde. Selbst in ihrem Wittwenschmerz durfte sie nicht vergessen, was sie ihrem hohen Rang und ihrer vornehmen Geburt schuldete.

Frau Ešanád's Vater war nämlich kein Geringerer als der große Kaiser von Konstantinopel, der Bulgarentöter Basilius. Als uneheliches Kind war sie zwar keine kaiserliche Prinzessin, jedoch auf ihres Vaters Wunsch in den prunkvollen Sälen des Porphyronpalastes erzogen worden. Ihre Mutter war eine Dienerin aus Korinth. Allerdings sprach Frau Ešanád auch selten von ihrer Mutter, desto mehr aber von ihrem Vater glorreichen Gedenkens, dem heiligen Kaiser.

Frau Ešanád war in erster Ehe mit Herrn Aſtony, dem Comes von Marosvár, vermählt. Am Hof von Konstantinopel trug man sich damals mit weitreichenden Eroberungsplänen und wollte auch Aſtony für diese gewinnen, dessen Machtbereich sich zu jener Zeit vom untern Lauf der Donau, des Grenzflusses des Oströmischen Reichs, bis hinauf zur Maros erstreckte. Die stürmisch wachsende Macht König Stephans setzte den Plänen des kaiserlichen Hofes ein Ziel, und die Streitart des Herrn Ešanád machte dem Leben Aſtonys ein Ende. Die Witwe ließ sich damals, wohl blutenden Herzens, doch mit beträchtlicher Eile, von Ešanád zum Altar führen und schickte ihr Töchterchen Zenobia, die Frucht ihrer Ehe mit Herrn Aſtony, zu den Verwandten in Konstantinopel.

Ešanád hatte es mit dieser Ehe auf die Stärkung seiner Macht in Südbungarn abgesehen, was ihm auch gelang, wie bis zu seinem letzten Ritt alles, was er sich vorgenommen hatte.

Die Herrin zog mit ihrem Gefolge in das bischöfliche Wohnhaus. Doch kaum hatte sie die öde Zelle des Herrn Gerhard betreten, machte sie betroffen kehrt: an des Bischofs Statt traf sie dort einen kranken Bettler, der sich winnend auf dem Strohsack wälzte. Bischof Gerhard selbst betete schon den zweiten Tag ohne Speise und Trank in der Liebfrauenkirche vor seiner zum voraus ausgehobenen Gruft.

Diese Auskunft erhielt die Gespanin vom Vertrauten des Bischofs, Meister Walter, der verspätet zum Empfang des Gastes herbeigeeilt war.

Die Witwe knüpfte mit dem Priester ein Gespräch an. Sie plauderte mit angenehmer Geläufigkeit und mit der am Kaiserhof erlernten blumenreichen Höflichkeit. Nachdem sie mit einem feinen Kompliment der Mildthätigkeit des vorzüglichen und frommen Bischofs Gerhard gehuldigt hatte, kam sie auf den schmerzlichen Verlust zu sprechen, mit dem die unendliche Weisheit der Vorsehung sie nun schon zum zweitenmal heimzusuchen für gut befunden. Hierauf hielt sie eine kleine Anstandspause, um gleichsam anzudeuten, wie schwer es ihr falle, sich demüthig in den Rathschluß des Himmels zu schicken. Nach der Pause begann sie alsogleich durchaus weltliche Fragen zu erörtern. Sie gab ihrer Erwartung Ausdruck, der vorzügliche Bischof, die einzige Hoffnung ihres Witwenherzens, Krücke ihrer Hilflosigkeit und leuchtende Fackel ihrer Unwissenheit, werde sich dafür einsetzen, daß Gespan Ekanáds Sippschaft weder im Rang noch im Vermögen Abbruch erleide. Besonderen Wert legte sie darauf, daß sie in der Kirche der heiligen Messe auch fortan auf ihrem Herrschaftsstuhl bewohnen dürfe und die Burgwache ihr

die gebührende Ehre erweise. Des weiteren deutete sie in recht unzweideutiger Form an, daß dem neu zu bestellenden königlichen Gespan als Bedingung aufzuerlegen wäre, die Witwe Ešanáds zu heiraten.

Der alte Kanonikus hielt dem Wortschwall der Witfrau betrübt und zerstreut stand. Dann merkte er plötzlich auf . . . Die Gespanin sprach von der großen Gefahr, die ihrer Tochter drohe. Frau Ešanád hatte nämlich im Frühjahr verlangt, daß Aistons Tochter, Zenobia, aus Konstantinopel nach Marosvár gebracht werde, um daselbst standesgemäß verheiratet zu werden. Das Mägdlein fühlte sich schon in der kaiserlichen Hauptstadt, unter den vornehmen Verwandten, anscheinend ganz daheim und wollte von der Heimkehr nichts hören. Nach langem Widerstand und Zögern mußte sie endlich doch die Reise antreten. Zuletzt gab sie aus Bulgarisch-Weissenburg Nachricht. Ihr Reiseplan war, mit griechischer Begleitung von Weissenburg bis nach Keve zu rudern, um von dort unter dem Schutz des Gespans von Keve nach Marosvár weiterzufahren. Nun aber war zwischen Keve und Ešanáds Feste die ganze Strecke von aufrührerischen Grenzwächtern besetzt, und die Witwe dachte mit Grauen an die Gefahr, die die Stieftochter Ešanáds lief, sollte sie dem tollgewordenen Heidenpaß in die Hände fallen. Diese Möglichkeit ließ auch das väterliche Herz Walters erschauern.

„Ich gehe zum Bischof“, sagte er. „So es jemand gibt, dir in deiner großen Bedrängnis beizustehen, ist er es . . . Er hat uns zwar verboten, ihn vor Anbruch des Tages zu stören, doch diesmal, dünkt mich, wird er mir meinen Ungehorsam vergeben.“

Der Domherr eilte davon, und Frau Esanád ließ sich auf einer Holzbank nieder, die ihre Mägde mit Kissen bedeckt hatten. Die Mägde verharrten auf den Knien neben der Herrin. Die Bank stand just der offenen Thür des Bischofs gegenüber, und die hohe Frau konnte Gerhards Heim ins Auge fassen. Ein großer Tisch, zwei Stühle, Bücherpult und Brieftruhe bildeten die ganze Einrichtung. Die Stube hatte auch ein Bett, wenn man den mit grober Rohe bedeckten Strohsack, auf dem jetzt der kranke Bettler lag, ein Bett nennen durfte. An der Wand hing ein großes schwarzes Kruzifix, darunter das Cilicium des Bischofs — der dornenbesetzte eherne Gürtel — und die Geißel, mit der er sich kasteite. Denn der Weg zur Vollendung ist schwer für einen, dem die Natur ein so regsam, feuriges, dichterisch beschwingtes, zur Begeisterung, Schwärmerei und zum Jähzorn gleichermaßen bereites Gemüt eingepflanzt, wie es dem Herrn Gerhard eignete.

Auf dem Bücherpult reiheten sich die Werke seiner Lieblingsautoren. Der heilige Ambrosius, der heilige Augustin, Cassiodor, Boetius, Platon und Zeno. Dann Hieronymus, der schwärmerisch verehrte Hieronymus Beatissimus, den Gerhard in seiner überschwenglichen Sprache als die leuchtendste Leuchte unter den größten Sternen des Himmels lobpries.

Auf dem Tisch vollgeschriebene Pergamentblätter. Die Handschrift der „Deliberatio“. Bischof Gerhard unternahm in diesem Werk, seinem Freund Isengrim das Lied von den drei Jünglingen zu erläutern, doch obwohl sein mystisches Werk schon zu acht Büchern gediehen war, hielt er mit der Deutung erst bei der fünften Strophe.

Kürzlich mußte er seine Arbeit unterbrechen, weil ihm die Tierhaut ausgegangen war.

Nach geraumer Weile kam Meister Walter zurück, mit ihm ein anderer Geistlicher namens Heinrich. Das Gesicht des Domherrn war fahl vor Aufregung.

„Ich habe den Bischof gesprochen und wunderliche Dinge von ihm vernommen.“

„Hast du ihm den Tod meines Herrn Ešanád berichtet?“ fragte die Witwe.

„Ich berichtete ihm, doch bekundete Herr Gerhard keine Überraschung. Er fragte bloß, mit welchen Waffen der Gespan gegen die Petschenegen ausgezogen, und auf meinen Bescheid, daß es Schwert und Speer waren, nickte er betrübt mit dem Kopf.“

„Hast du ihm der Gefahr Erwähnung getan, die meiner Tochter droht?“

„Ja.“

„Und was erwiderte er?“

„Das sollst du gleich erfahren.“

Nach diesen Worten wandte sich Meister Walter seinem Begleiter zu.

„Der Bischof ordnet an, der jüngste Kanonikus des Domkapitels besteige bei anbrechendem Tag ein Pferd . . . Wer ist der jüngste Kanonikus?“

„Domherr Martin“, antwortete Heinrich nach kurzem Nachdenken.

Raum hatte er den Namen genannt, wurde es in Walters Seele hell.

„Oh, nun verstehe ich die Weisheit des Bischofs!“ rief er mit strahlendem Antlitz.

Pater Heinrich eilte selbst, Martin zu holen. Frau

Esanab verstand vom ganzen nichts und richtete den Blick mit wachsender Verlegenheit auf Walter, der voll Inbrunst vor der Schwelle der bischöflichen Zelle betete. Doch wagte sie es nicht, den Priester zu stören.

Jetzt erschien Martin im Haus des Bischofs. Seine schlanke Gestalt und seine mannhaften Züge flößten der Witwe fast abergläubische Neugier ein.

„Mein Sohn,“ sagte Walter zum Jüngling, „der Bischof spricht zu dir durch meinen Mund.“

„Ich höre Herrn Gerhards Befehl“, antwortete Martin.

„Frühmorgens steigst du aufs Pferd und reitest hinaus in die Petschenegenheide . . .“

Hätte man Martin mit einer Art auf den Kopf geschlagen, wäre die Erschütterung nicht größer gewesen als die durch diese Worte bewirkte. Sein Gesicht wurde erst weiß, dann, einen Augenblick später, blutrot. Er legte die Hände vor die Brust, als wollte er das erregte Hämmern seines Herzens zurückdrängen.

„Drei Arbeiten mußt du verrichten“, sagte Meister Walter. „Du beschwichtigst den Aufruhr der Heiden und schneidest der Heidefrau das Haar ab.“

„Ich verstehe“, antwortete Martin.

„Du gehst in den Wald von Keve und schlägst den steinernen Götzen der Uzegen in Trümmer.“

„Ich verstehe.“

„Du suchst die christliche Jungfrau, die aus Bulgarisch-Weissenburg nach Keve gefahren kam, nimmst sie bei der Hand und führst sie hierher zu ihrer Mutter.“

Da warf die Gespanin leise dazwischen:

„Meine Tochter hat in der Taufe den Namen Zenobia erhalten.“

Martins Brust leuchte noch hörbar, doch hatten seine Züge schon den räthselhaft-demütigen Ausdruck der Priester wiedergewonnen.

„Und noch eines läßt dir der Bischof sagen“, fuhr Walter fort. „Sag meinem Sohn Martin,‘ also sprach er zu mir vorhin, ‚sag ihm, Gerhard will vom Dornbusch Feigen pflücken und Weintrauben von der Distel.‘ Du hörst es.“

Damit umarmte und küßte der Alte seinen jungen Bruder, und Martin ging mit leisen Schritten ins Domkapitel zurück.

„Erklär mir doch,“ rief die Gespanin, die sich erst jetzt von ihrer Verblüffung zu erholen begann, „welche Macht ist denn diesem jungen Priester gegeben, daß er vollbringen kann, was die fünfhundert Speere des großen Esanád nicht zu vollbringen vermocht?“

„Die Macht der Liebe“, erwiderte Walter mit verklärter Miene.

X

„Bei den Benediktinern lebt ein Büsser“, sagte Meister Heinrich, mit dem sich Walter über die Sendung des jungen Kanonikus besprach. „Von dem heißt es, daß er alle Pfade der Pusta und alle Schlupfwinkel der Donauwälder kenne . . . Amadeus heißt er . . . Wir werden Abt Philipp bitten, ihn uns zu überlassen, auf daß er dem Kanonikus als Begleiter und Wegweiser diene.“

Amadeus war leicht zu finden.

Um diese Zeit lungerte er täglich in Meister Johannis Werkstatt. Der frühere Leutnant der Donauräuber hatte es verstanden, auch in den engen Mauern des Klosters ein Nestchen seiner alten Freiheit zu bewahren. Der gutmütige Abt Philipp war der Meinung, daß die Leiter zum Himmel nicht allzu steil sein durfte, sollte sie jemand benutzen, dessen Tugend kurze Beine hatte. Darum drückte er ein Auge zu, wenn Amadeus dann und wann aus dem Kloster verschwand oder das Kreuz über den Weinkrug schlug. Wichtig war doch nur, daß das verirrte Schaf jedesmal wieder den Weg zum Stall fand.

Seine häufigen Besuche in der Werkstatt des hartköpfigen Meisters Johann mochten mehr oder minder als Exerzitien gelten. Besagter Johann war nämlich der Goldschmied des Klosters. Vor vielen Jahren hatte ihn Bischof Gerhard aus Köln kommen lassen, und die Kirchenschätze der Dechanten im Marosgau gingen zum größten Teil aus seiner Werkstatt hervor. Er war ein großer Meister, dessen Silberkelche und Prunkkrüge und Reliquienschreine alle Welt bewunderte. Am meisten aber bewunderte sie wohl Frater Amadeus.

Der Büßer focht in solchen Fällen seine verbissensten Kämpfe mit dem Höllenfürsten aus. Der heimtückische Erzfeind redete ihm nämlich immer zu, sich der gleißenden Geschmeide zu bemächtigen.

„Paß den Hammer, Kotschobur! Hau dem Meister eins über die Gläse! Raff das Silber zusammen — und husch, mach dich aus dem Staub!“

Amadeus widerstand der Anfechtung wacker.

„Apage, Satanas! Ich tu' es nicht — die Spießknechte Esanáds würden mich doch einholen.“

Manchmal suchte ihn der listige Versucher auch nächstens heim.

Er erschien ihm im Traume, führte ihn auf einen hohen Berg und zeigte ihm die ganze Welt, über und über besät mit Kelchen aus Meister Johannis Hand wie das Bett eines Bachs mit Kieselsteinen.

Heute hatte Amadeus einen sonderlich schweren Tag. Meister Johann zeigte ihm sein jüngstes Prachtstück, ein für das Münster zu Tömpös verfertigtes Aquamanile.

Der Meister selbst gestand, daß sein Schutzheiliger ihm diesmal ungewöhnlichen Beistand geleistet hatte. Das Gefäß stellte einen Hahn dar, nach Johannis Behauptung den nämlichen, der im Hofe des Pilatus gekräht. Der Hahn trug den Wasserbehälter auf dem Rücken wie ein Kamel seinen Höcker. Er hatte einen schönen gezackten Kamm und große Karneolaugen. Sein Hals war länger als beim gewöhnlichen Gockel, fast so lang wie der einer Gans. Auch sollte man glauben, daß der Körper des Vogels mit Federn bedeckt war. Weit gefehlt! Johann war eben Meister, um Neues zu schaffen, und stattete den Wundervogel mit dem Schuppenkleid der Fische aus.

Doch was Amadeus am meisten überraschte und verwunderte, war die Entdeckung, daß der Hahn drei Beine hatte. (Mit dem dritten hatte der Meister ihn bedacht, auf daß er sicherer stehe.)

„Hat denn der Hahn Petri drei Beine gehabt?“ fragte der Frater mit frommem Erstaunen.

„Daß besagter Hahn drei Beine gehabt hätte, darüber konnte ich aus den heiligen Büchern keine Gewissheit schöpfen. Ich habe jedoch triftige Gründe, anzunehmen, daß der Vogel, der an der Stiftung unseres heiligen

Glaubens dermaßen denkwürdig beteiligt war, anders beschaffen sein mußte als das übrige gemeine Federvieh. Zum Exempel läßt es sich nicht denken, daß er im Mist gescharrt hätte, und es ist zu vermuten, daß er sich schon durch seine ungewöhnliche Gestaltung unter seinesgleichen hervortat."

Amadeus langte nach dem Hahn, und der Meister bemerkte, daß die Augen des Büßers wie feurige Glut glänzten.

"Bruder!" sagte er ihm im Ton milden Tadelns. "Schon wieder neckt dich der Böse?"

"Er neckt mich sehr", gestand Amadeus mit einem Seufzer.

"Ich fürchte, du beutst ihm nicht genügend kräftig die Spitze. Wolltest du es mit Fasten und Geißeln versuchen, wäre dir wohl ein herrlicher Sieg über den Widersacher beschieden."

Der Büßer widersprach heftig.

"Mitnichten! Du kennst nicht die Natur meines Teufels, ich habe ihn aber sattsam kennengelernt. Man muß ihn glimpflich behandeln..."

Das Gespräch nahm ein Ende, als der Knecht Amadeus zum Abt beschied.

Der gute Vater Philipp gab ihm kurzweg zu wissen, daß er am nächsten Morgen mit Kanonikus Martin die Reise zur Petschenegenheide anzutreten habe.

"Wohin?" fragte Amadeus erstaunt.

"Zur Pusta."

"Und wieviel Speere führen wir mit?" erkundigte sich der Alte.

"Euer Speer ist der lebendige Glaube und euer

schützender Schild der Name des heiligen Benedikt. Sonst geht ihr nur selbender."

Amadeus krakte sich unbehaglich hinterm Ohr.

"Und was hat der Kanonikus in der Pusta zu suchen?"

"Er schlägt den Üzbegegöhen in Trümmer und bringt die Tochter der Gespanin heim... Und noch etwas hat ihm der Bischof aufgetragen: er muß der Heidefrau das Haar abschneiden."

"Der Heidefrau das Haar?"

Da vergaß Amadeus der schuldigen Ehrfurcht und schlug ein wieherndes Gelächter an. Ein junger Kanonikus unternahm etwas, was vielleicht nicht einmal Satanas in Person zu unternehmen wagte: der Herrin der Petschenegen das Haar abzuschneiden? Er fand dies über alle Maßen komisch.

Herr Philipp sah betrübt dem Mann zu, der mit verfarbtem Gesicht nach Lust schnappte.

"Amadeus, Amadeus," ermahnte er ihn dann mit mildem Tadel in der Stimme, "vertraust du der Macht Gottes so wenig?"

Amadeus wurde plötzlich ernst, begann sich sogar ein wenig zu schämen.

"Herr," sagte er, "der Kanonikus wird Frau Scheruzas des Haar sein Lebtag nicht zu Gesicht bekommen. Die erste Streifwache, der wir begegnen werden, schneidet uns Nieten aus der Haut..."

Herr Philipp blickte Amadeus ermutigend, schier flehentlich an.

"Du's, mein Sohn, tu's! Sollten dich die Heiden gleich töten, wirst du ein Märtyrer sein, den die ganze Christenheit beneiden und seligpreisen wird."

Da besann sich der Büsser eines anderen.

„Wohlan, ich will es tun. Wenn der Kanonikus das Herz hat, einen solchen Weg zu machen, soll es nicht heißen, die Diener des heiligen Benedikt seien feige Memmen.“

Mittlerweile begann es zu dämmern.

Über die Thürme Marosvárs senkte sich purpurner Dunstflor. Auf den Erdwällen standen Krieger, die sich auf ihre Speere stützten und scharf nach winzigen Lichtern in der fernen Pusta ausspähten. Die blaß glimmenden Pünktchen waren die Wachfeuer der Heidefrau.

as
ht
ge

er
ch
n
n

Zweites Buch

2
in
S
h
d
C
a
f
n
r
n

S
d
f

2
2
C

P
f

6

Der Morgendunst wallte gleich einem grauen Vorhang über dem Marosuser. Hinter dem Vorhang, tief in der Petschenegenheide, rörte das Elentier . . . Der Wind begann zu streichen. Von seinem Hauch entflammte sich der Himmelsrand und glühte in bläulichrotem Licht wie Eisenschlacke. Aus der Ferne drang ein ehernes Gedröhn: als ob hundert Glocken im frischbetauten Röhricht erklingen, schnatternd, piepsend, flötend, trompetend erwachte das Wasserwild. Die Wolken formten einen gewaltigen Torbogen über der Pusta: aus dem Tor schoß die noch unsichtbare Sonne weiße Strahlenspeichen.

Zwei Reiter trabten in der Richtung der Furt des Harangod. Martin und Amadeus. Sie kamen sich auf der unermesslichen Ebene winzig klein vor wie zwei geschäftige Käfer.

„Wohin soll ich dich führen, Herr?“ fragte der Alte.

„In Scheruzades Lager“, erwiderte Martin.

„Den Weg dorthin findet man leicht, leichter als den Rückweg. Doch so man zur siebenköpfigen Hydra zum Imbiß geht, muß man das Frühstück nicht gleich bei den Schlangen verzehren.“

Unter den Schlangen verstand Amadeus die in der Pusta umherstreifenden Petschenegen; deren Zubringlichkeiten wollte er vermeiden.

Er schwenkte also vom Weg ab und schlug sich ins Röhricht. Der ehemalige Buschklepper fand sich auf den rasenbewachsenen Inselchen, die sich in langer Kette südwärts hinzogen, vorzüglich zurecht. Der Weg war beschwerlich, doch begegneten die beiden keinen Fremden. An einer Stelle stießen sie auf eine säugende Wölfin, und in der Nähe des Begaflusses scheuchten sie eine wühlende Wildschweinherde auf.

Amadeus ritt sein Roß Beelzebub. Beelzebub, ehemals Batſch genannt, war der frühere Schlachthengst des Büßers und mit ihm zugleich in Klosterdienste getreten. So sehr er sich der Wertschätzung seines Herrn rühmen durfte, gleich er mehr einem Keiler als einem von Stute gefohlenen Pferd. Er war ein kleines, dickhalsiges, hämisch dreinschauendes Tier, verstockt und bissig wie eine Wurf-schlange. Als Pfluggaul ließ er sich nicht verwenden, und da er auch nicht so bald einen Reiter auf dem Rücken duldete, hatte er sich mit der Zeit gleich seinem Herrn eine Ausnahmestellung verschafft und führte auf den Weiden der Benediktiner ein haargenau so beschauliches Dasein wie Amadeus im Kloster.

Martin ritt ein kräftiges Roß, das er sich im Stall des Bischofs ausgesucht hatte.

Als Amadeus im Morgengrauen den wild ausschlagenden Hengst zäumte, hatte er gemeint:

„Das ist kein Roß für fromme Reitersmänner.“

Draußen im Freien aber hatte er seine Ansicht rasch geändert. Der Kanonikus saß mit der lässigen Leichtigkeit des geborenen Reiters im Sattel, und das Roß war unter der Hand des Meisters lammfromm geworden.

Auf Befehl des Propstes sollte Martin die Reise in

weltlicher Tracht zurücklegen. Von den Gewändern, die seinem früheren Rang angemessen waren, hatte er ein schlichtes Lederwams angelegt, wie es die damaligen Herren unter dem Eisenhemd trugen. Um den Hals hatte er sich einen silbergestickten Kosshaarranzen gehängt und über die Schultern einen Mantel aus rauhem schwarzen Loden geworfen.

Amadeus wollte sich hingegen um keinen Preis von seiner Kutte trennen. Zeigte er sich seiner auch nicht immer würdig, so tat er sich doch viel auf sein Habit zugute, dem selbst die Heiden eine gewisse scheue Achtung zollten.

Den alten Ohm betrübte sehr, daß er sich keine Reitstiefel hatte verschaffen können, so daß seine Füße in geschnürten Riemenschuhen staken.

Am Begaßluß hielt Amadeus Beelzebub an und mahnte den Gefährten zur Stille. Fröhliches Pusten und plätscherndes Geräusch schlug ihnen ans Ohr. Eine ziemliche Strecke weiter trankten fünf oder sechs Gesellen ihre Pferde. Burschen mit braunem Körper, mit gewölbter Brust und hohlem Bauch wie Windhunde. Auch an den pechrahenschwarzen Haaren konnte man sie leicht als Petschenegen erkennen.

Amadeus mußte einen weiten Umweg machen, um sich unbemerkt ans andere Ufer zu stehlen.

Als sie endlich des weitab blauenden Waldes ansichtig wurden, mußten sie das schützende Röhricht verlassen.

Draußen im offenen Feld, etwa fünfhundert Schritt von ihnen, graste ein Rudel Pferde um die Hürde. Die weidenden Tiere waren lauter Klappen. Da hob der Alte die Hand und sagte mit fast abergläubischem Entzücken:

„Sieh, Herr, das Ete-Gestüt!“

Dann fügte er hinzu:

„Laß uns hier halten; die Rosshirten Etes sind gewohnt, einem zuvörderst einen Pfeil in die Kehle zu schießen und erst dann zu fragen, womit sie einem zu Diensten sein könnten.“

Das weitberühmte Gestüt, als dessen Urahn die Petschenegensage den am Wolgaufer umherstreifenden Hengst des Windgottes verehrte, war Stolz und sorgsam behüteter Schatz der Regenbogenhorde. Die Schnelligkeit der edelblütigen Rosse, ihre Ausdauer und Klugheit wurden in manchen Volksweisen verherrlicht.

Die Hunde witterten bald die Fremden, worauf gut ein halbes Duzend Hirten auf sie zusprengte. Etwa auf Pfeilschußweite machten die Petschenegen halt.

„Wer seid ihr? Was wollt ihr da?“ fragte der Oberhirte ungarisch.

Amadeus formte aus beiden Händen eine Trompete.

„Wir kommen zur Frau Scheruzade als Boten!“ brüllte er.

„In wessen Namen kommt ihn?“

„Im Namen Jesu Christi!“ erwiderte der Alte.

„Für den hat man am Wegaufer keine Verwendung!“ johlte die Antwort.

Auch den schlechtesten Diener kränkt es, wenn Fremde auf seinen Brotherrn schimpfen. So gab denn Amadeus auf die Frage eines Petschenegen, woher sie seien, den unwirschigen Bescheid:

„Von einem Ort, wo Herren wie unsereins sich nicht mit dem ersten besten Rosstknecht gemein machen.“

Nach kurzer Beratung zogen sich die Rosshirten, ent-

weder weil sie sich überzeugt, daß sie es mit Unbewaffneten zu tun hatten, oder weil der Name der Herrin ihnen Angst einjagte, zur Hürde zurück und überließen es ihren großen weißen Hunden, die Fremden weiterhin zu belästigen.

„Ich kenne einen tapferen Mann,“ erklärte der Alte zu Martin gewandt, „der sich in den Kopf gesetzt hatte, sich ein Füllen aus diesem Gestüt zu verschaffen . . . Zwei Tage lauerte er im Rohrgebüsch, die Wurffschlinge in der Hand . . . Am dritten schnappte ihn das verdammte Hirtenpack doch . . . Nun aber war mein Freund nicht nur ein tapferer Mann, sondern auch vielerfahren. Er wußte, daß das Pustavolk einem Schwachsinnigen nichts antut und stellte sich darum nährisch. Von mittags bis Sonnenuntergang schlug er Purzelbäume auf dem Rasen, dann ließen ihn die Hirten laufen . . .“

(Amadeus verschwieg es wohlweislich, doch war es anzunehmen, daß der tapfere Mann seiner Erzählung ihm recht nahe stand.)

Sie hatten das Gestüt schon ziemlich weit hinter sich gelassen, als sie flinkes Pferdegetrappel vernahmen. Einer der Rosshirten sprengte hinter ihnen her.

„Der Dickshädel wäre kein Petschenege, verzichtete er so bald auf einen Kaufhandel!“ knurrte Amadeus.

Der Gesell hatte sie eingeholt und trabte an ihrer Seite. Man merkte ihm an, daß er sich den Kopf darüber zerbrach, wie er in allen Ehren mit den Fremden anbinden konnte. Als bald entwickelte sich zwischen ihm und dem Büsser in der Petschenegensprache folgendes Zwiegespräch:

„Hör, Pfarrer, mir gefällt dein aufgezäumtes Stachelshwein. Wie teuer möchtest du's wohl verkaufen?“

„Dir gewiß wohlfeil, mein wackerer Junge. Du könntest es für den Kürbis bekommen, den du unter der Mühe trägst.“

„Du hast Essig im Magen, frommer Mann.“

„Mich schmerzt der Magen jedesmal, wenn ich einen Pferdeknecht sehe. Nur dieweil er, der Arme, den Kopf gleich anderen Menschenkindern zwischen den Ohren trägt und dennoch anders ist als andere Leute.“

„Warum anders, bischöfliche Gnaden?“

„Weil andere Leute aus Worten klug werden, ein Pferdeknecht aber einzig aus Hieben.“

„Hast du je schon einen Pferdeknecht geschlagen?“ fragte der Bursche und schwang in der Hand seine Art mit dem Eisenstiel.

„Einen allein nie, Brüderchen, denn meine Regel heißt, daß erst drei Rosshirten ein Mann sind.“

Nachdem er diese unbändige Prahlerei von sich gegeben, ließ ihm Amadeus den Zügel los und zog hinter dem Sattelsknopf einen mächtigen bulgarischen Knüttel hervor. Herr Philipp hatte ihm zwar verboten, Waffen auf die Reise mitzunehmen, allein Amadeus hielt dafür, daß der Name des heiligen Benedikt als Schild und Schirm wohl trefflich tauge, ohne eine irgendwie geartete Angriffswaffe jedoch unvollständig sei.

Der Bursche drehte sein Pferd um und stellte sich dem Büsser.

„Jetzt zeig, was du kannst!“ grölte er.

Amadeus liebte es nicht, sich barhäuptig zu schlagen, zog sich darum die Kapuze über den Kopf. Da sein rechter Arm gelähmt war, faßte er seinen Prügel mit der linken Hand; sein Pferd lenkte er bloß mit den Schen-

keln. Die beiden stürmten hurtig aufeinander los. Als der Petschenege seine Art niedersausen ließ, warf sich Beelzebub, der wohl schon manch einen Strauß dieser Art bestanden hatte, mit einem blitzschnellen Hirschsprung zur Seite, so daß der Hieb nur die Luft traf. Im nächsten Augenblick, man wußte gar nicht wie, griff Amadeus von links an, und während Beelzebub dem Petschenegenroß mit wildem Grunzen in die Mähne schnappte, ließ der Alte, ein frommer christlicher Streiter, sein „Kyrie eleison“ erschallen und versetzte seinem Gegner einen so wohlgezielten Hieb hinters Ohr, daß der Petschenege kopfüber aus dem Sattel flog.

Martin ritt unterdes ruhig weiter und gab sich nicht einmal die Mühe, beim Lärm den Kopf umzudrehen.

Amadeus sah unschlüssig nach dem Pferd seines gefallenen Gegners, das, scheu geworden, auf die Hürde zuraste. Nach den Satzungen des Gewohnheitsrechts der Pusta war das Roß des Niedergeschlagenen ihm anheimgefallen. Auch kitzelte ihn die Neugierde, was im Ranzen des Petschenegen zu finden sein mochte. Doch schließlich dünkte es ihm ratsamer, sich diesmal mit dem moralischen Sieg zu begnügen.

Eine Minute später stand der Roßhirt schon auf den Füßen. Er kraute sich hinterm Ohr und rief laut:

„Der Hieb gilt nicht! Er gilt nicht, weil dein Pferd verheßt ist.“

Amadeus sah den Schimpfenden bestürzt an.

„Wehe dir, Kotschobur!“ rief er dann erbittert aus. „Du bist dem Alter verfallen! Hast du vor fünf Jahren jemandem eins hinters Ohr gegeben, der hielt das Maul in alle Ewigkeit.“

Eine Weile trabte er mit Martin den mit dichtem Ge-
strüpp bewachsenen Rand eines Bächleins entlang, als es
plötzlich im Gebüsch raschelte und ein Lanzenreiter in
weitem Bogen übers Wasser flog. Dem ersten Reiter
folgte auf dampfendem Ross ein zweiter, diesem ein dritter
und ein vierter.

„Jetzt sind wir in der Klemme!“ knurrte Amadeus.

Die Brust der vier Petschenegen schützte je ein Leder-
harnisch mit Beinschuppen. An den vergoldeten Schnallen,
die an ihren entblößten Armen glänzten, waren sie als
Krieger der Regenbogenhorde zu erkennen.

Während die armlangen Stahlspitzen zweier Speere
Martins und Amadeus' Brust berührten, schnürten zwei
Petschenegen den Reisenden die Hände am Rücken mit
Lederhalsstern zusammen. Ehe diese Arbeit vollendet war,
ließ keiner eine Silbe vernehmen. So geschwätzig und
großmäulig der Petschenege zu Fuß war, so wortkarg
wurde er im Sattel. Im nächsten Augenblick trabte die
kleine Schar schon in der Richtung des Waldes.

Die Petschenegen waren über ihren Fang sichtlich er-
freut. Sie waren die badenden Gefellen, deren Wachsam-
keit Amadeus überlistet hatte. Später hatten sie die Spu-
ren der Entwichenen dennoch gefunden und waren ihnen
in rasender Eile nachgejagt. Sie wußten wohl, daß Ser-
dar Hortuba, der Hauptmann der Horde, keinen Spaß
kannte und die nachlässigen Schildwachen, gelangten die
Fremden vor ihnen ins Lager, um einen Kopf kürzer
machen ließ.

Unweit der großen Lichtung, wo die Bäume des Waldes
schon immer schütterer standen, schlug ihnen ein rhyth-
misches Brausen ans Ohr, das sich wie das Atmen eines

im Waldgrund schlafenden Riesentieres anhörte. Amadeus stellte verwundert fest, daß das Gesicht des Kanonikus immer fahler wurde und seine Augen wie die eines Toten verglast schienen.

„Der Hundsfott fürchtet sich!“ brummte der Alte verächtlich.

In der That hatte sich der gequälten Seele Martins eine abergläubische Angst bemächtigt. Er bangte davor, daß man mit ihm, als man ihn zum Besuch seiner heidnischen Brüder entsandt, nur grausamen Scherz getrieben habe. In den langen Winternächten, die er in der Kirche des Klosters durchwachte, war ihm der traurige Gedanke aufgestiegen, das Geschlecht der Petschenegen sei längst untergegangen. Er selber sei der letzte Petschenege . . . Bei der ersten Biegung sollte er die große Lichtung vor sich sehen. Auf der Lichtung sollte er aber statt eines lebendigen Lagers den großen Friedhof der Regenbogenhorde antreffen . . . Auf dem Hügel saß die Heidefrau, tot, ein fleischloses Gerippe, mit dem über die Knochenschultern wallenden Haar. Am Fuße des Hügel und rings auf der ganzen Lichtung lagen wie morsche Baumstämme auf einem Kahlschlag die toten Krieger umher. Und die vielen Gerippe sahen ihn mit den leeren Augenhöhlen an, als wollten sie sagen:

„Zu spät gekommen, Fürst Alpár!“

Jetzt kamen sie zur Biegung.

Martins Herz pochte hörbar, als er in der Pracht der Morgensonne das Lager der Horde erblickte.

Wo Gespan Ešanád zwei Tage vorher nur zerstampften Nasen gefunden, breitete sich jetzt wieder eine ganze Zeltstadt aus. Soweit der Blick der Ankömmlinge reichte,

reiheten sich spitze Zelte aneinander, als hätte jemand das grüne Feld mit ungezählten Niesenbienenstöcken besiedelt. Vorne, auf dem Hügelabhang, prangten die hohen Zelte der Hauptleute. Dahinter, im Nebeldunst verdämmernd, reiheten sich die Filzhäuser der gemeinen Stände. Alle waren quergestreift und prangten in den Farben des Regenbogens. (Daher der Name der Horde.)

Im Lager herrschten lärmendes Getriebe und Getümmel. Der von seinem Standort verjagte und wieder heimgeflogene Wanderzug war gerade im Nestbau begriffen. Die Menschen trieben sich um die Wagen umher, gruben Gräben, spannten Seile. Das alles ging bei den Petschenegen mit wildem Hasten und gewaltigem Gejohle einher. So schweigsam der Durchschnittsmaghare ist, so laut gebärdet sich der Petschenege. Sein Wortwechsel ist Gebrüll, Schwören und Fluchen; über die nichtigste Kleinigkeit verfeindet er sich mit seinem Nachbarn und um eines morschen Pfahls willen ist er bereit, zum Säbel zu greifen. Mittendrein ruhte auch die Zunge des Weibsvolks bei den Kochkesseln nicht, und zwischen Zelten, Karren und Pferden haschten einander heulend halbnackte Kinderscharen.

Serdar Hortuba, der Hauptmann Scheruzades, übernahm die beiden Gefangenen. Er war ein langbärtiger, harter alter Kriegermann. Zum Zeichen seiner Würde trug er ein Pantherfell um die Schultern, dessen Kopf seinen kahlen Schädel als Helm bedeckte. Als er erfuhr, daß die Fremden die Gebieterin zu sprechen begehrien, ließ er ihnen die Fesseln abnehmen und sie auf den Hügel vor Scheruzades Zelt führen.

Der gewaltige, vielfach gewölbte Filzpalaß glänzte in

allen Farben des Regenbogens; vor der Thür war ein Speer mit Roßhaarquaste und vergoldeter Spitze als Sinnbild der Macht aufgepflanzt. Neben dem Zelt striegelten die Knechte der Heidefrau gerade einige herrliche Rosse. Frau Scheruzade war nicht im Lager. Sie streifte noch mit einer Schar in der Pusta und niemand wußte, wann sie ins Lager zurückkehren sollte.

Der Serda hatte denen aus Ešanád zwei Bewaffnete beigegeben, theils zur Bewachung, theils zum Schutz gegen die angesammelte Menge. Die Kriegerleute kümmerten sich allerdings nicht viel um die Fremden — die Neugier war mit der Würde eines Petschenegen unvereinbar —, die braunwangigen, kecken Jungen und die Weibslente mit weißen Zähnen und glänzenden Augen besetzten hingegen in großen Schwärmen den Hügel.

Zwei Stunden standen die Ankömmlinge da und ließen geduldig das Gespött der Tageiebe über sich ergehen. Während des langen Wartens hatten sie Gelegenheit, sich wenigstens flüchtig mit dem Erziehungswesen der Petschenegen vertraut zu machen. Auf der Wiese am Fuß des Hügels wurde gerade Schule abgehalten. Bei fünfzig halbwüchsige Bengel, auf ungesattelten Fohlen dahinstürmend, schossen mit Pfeilen nach einem ungeschlachten Strohgößen. Die Lehrer walteten ihres Amtes mit grausamer Strenge, und ihre knallenden Heßpeitschen zogen Striemen am Schenkel des einen und des anderen ungeschickten Jünglings.

Die Söhne der Reitervölker verbrachten ihre Jugend in harter Zucht. Zehn Jahre ununterbrochener Übung mußten oft verstreichen, ehe man einen Jüngling als fertigen Reiter und Bogenschützen in die Heerhaufen ein-

reihen konnte. Selbst die älteren Krieger wurden zu häufigen Waffenübungen herangezogen. Nur so vorzüglich geschulte und strenger Mannszucht unterworfenen Scharen konnten die Reiterschlachten nach der Wolgataktik schlagen.

Gegen Mittag tönte Horngeschmetter durch die Stille des Waldes. Im Nu verstummte die Menge.

„Die Große Frau.“

II

Hinter den dicken Baumstämmen tauchten einige mächtige Windhunde auf, dann kamen die Reiter. An der Spitze des Zuges ritt Scheruzade.

Sie war eine schöne Frau von prächtigem Wuchs und fürstlicher Haltung. Eine kräftige, hochaufgeschossene Blume, von der betäubenden Art der goldgelben, fleischblättrigen Wasserblüten, in der befruchtenden Hitze des Sommers zur Reife erschlossen. Ihr regelmäßiges Antlitz strahlte unter samtenem braunem Schmelz; auch in den hartblickenden Augen von etwas schrägem Schnitt glühte das Feuer der Mittagssonne. Die tierische und dennoch edle Ruhe ihres Gesichts war nur von einem Zug gestört: vom Ausdruck des Hochmuts, der sie die starken schwarzen Brauen unentwegt zusammenkneifen ließ. Ihr dunkles Haar — das dichte, metallisch schimmernde Haar, an dem die Schere des Gespans Ešanád zerbrochen war — floss in zwei langen Flechten den Busen hinab.

Sie trug eine spitze Filzmütze mit Reiterfeder; unter der Lammfelljacke, die sie der großen Hitze halber um

die Schultern geworfen hatte, einen bis zum Gürtel mit klirrenden Silbermünzen benähten Harnisch und einen buntschimmernden Rock. Auch ihre Schnabelstiefel waren über und über mit Metallknöpfen benäht.

Vom Hals der Gebieterin hing an silberner Kette ein Messer, neben der Wolfsfellschabracke ein Hornbogen kleineren Formats und ein roter Lederköcher.

Als sie vor dem Zelt matt und lässig, aber noch immer leicht wie der vom Flug heimkehrende Vogel, aus dem Sattel sprang, klirrte das Silber an ihrem Körper.

Der Serdar trat auf sie zu und berichtete, man habe zwei Fremde vom Feld hereingebracht, die dort einen Pferdeknecht niedergeknüppelt hätten.

„Was meldest du mir das?“ sagte die Gebieterin... „Gibt es im Walde nicht der Bäume genug, sie aufzuknüpfen?“

„Der eine steht nach einem Pfaffen aus...“

Da drehte sich Scheruzade doch um und maß Amadeus mit einem prüfenden Blick.

„Hei,“ sagte sie, „seit wann fallen Benedikts Krähen Habichte an?“

„Gebieterin,“ sagte Amadeus mit geziemender Kniebeuge, „ich habe deinen Mann nicht hinterrücks überwältigt, sondern in redlichem Zweikampf... Doch wolle deinen Zorn gar nicht an einen armen Diener verschwenden, der des Hansstricks nicht würdig, den du ihm zugebacht. Allhier steht mein Herr Martin, der dir Bescheid tun wird.“

Damit verneigte er sich ein zweites Mal und zog sich bescheiden wie eine Herbstfliege hinter den Kanonikus zurück.

Die Frau schien Martins Anwesenheit erst jetzt zu bemerken. Sie trat ganz nahe an ihn heran und wandte die keine Verstellung gewohnten Augen geraume Zeit nicht von ihm ab. Freilich war der junge Kanonikus ein Mann, an dem der Blick der Frauen für gewöhnlich leicht haften blieb.

„Wer bist du?“ fragte sie dann ungarisch, aber merklich im Tonfall der Petschenegensprache.

Martin antwortete in dieser Sprache.

„Ich bin auf einer Fahrt begriffen und unbewaffnet ins Lager gekommen.“

„Was suchst du hier?“

„Die alte Petschenegensitte, die Gastfreundschaft, die Thonuzobas Volk einst hochgehalten.“

Die Petschenegensfrau war gleich den um sie stehenden langbärtigen Herren von Martins Rede überrascht.

„Ich stehe im Kampf,“ sagte Scheruzade, „und im Revier lauern Späher. Ich will wissen, wes Namens du bist.“

Da legte der Kanonikus die Hand auf die schattenwerfende Blase des Zeltes und sprach:

„Draußen im Feld kannst du mich noch mehr fragen, hier aber weißt du genug: ich bin dein Gast! Oder halten es die Schurbanen aus Kasdums Blut nicht mehr so?“

Die Gebieterin nickte misshütig.

„Du weißt es recht, so halten sie's. Wähle dir im Lager einen Gastgeber nach deinem Stand, der dich schützen und für deine Pferde sorgen soll.“

„Nach meinem Stand will ich in deinem Zelt ruhen“, erwiderte Martin gelassen, „und meine Pferde deiner Obhut anvertrauen.“

Der weibliche Häuptling sah den Kanonikus verwundert an.

„Weißt du denn, wer ich bin?“ fragte sie mit gerunzelten Brauen.

„Du bist König Keans Tochter“, versetzte Martin gleichmütig.

Darauf neigte Scheruzade ein wenig den Kopf und sagte, was sie getreu dem Brauch ihres Volkes zu sagen hatte:

„Sei mir gegrüßt, Herr! Tritt in mein Zelt und pflege der Ruhe.“

Um der Sitte Genüge zu tun, legte sie die Hand auf die Kandare von Martins Pferd. Im Nu nahmen sich ihre Diener der beiden Pferde an, und die Gebieterin verschwand, die Miene ein wenig verstört, in ihr Zelt.

Amadeus folgte dem Kanonikus auf dem Fuß. Der Alte war mit den Gebräuchen der Pustabewohner sattsam vertraut und wußte, daß Kanonikus Martin, solange sie im Lager weilen, fürstlich behandelt werden sollte. Hatten sie aber das Revier einmal verlassen, so mochte es geschehen, daß Scheruzades Reiter sie an der Grenze festnahmen, und wenn sie dann aus ihrer beider Haut Riemen schnitten, tat das den Vorschriften des Petschenegenanstands keinerlei Abbruch.

Die beiden Priester betraten das in viele Nischen geteilte Zelt. Dort ruhten sie, bis eine schöne lombardische Sklavin den Türvorhang aufhob und lächelnd meldete, daß die Stunde des Mahls gekommen sei.

Sie traten in einen wahrhaftigen Saal, ungleich geräumiger, als man nach dem äußeren Eindruck des Zeltes angenommen hätte. Den Fußboden deckte ein dicker

Teppich, und die Filzwände waren mit wunderbaren Vorhängen verkleidet. Auf der perlenartig schimmernden Seide wanden sich märchenhafte Blütenranken, in die wohl Asiatinnen die Fieberträume ihrer verschwiegenen Seele hineingewoben hatten. An der Zeltwand hingen Waffen des großen Fürsten Thonuzoba, die die Regenbogenhorde als Reliquien aufbewahrte, und ein großes Horn aus Elfenbein, das heilige Kriegshorn der Petschenegen.

Zwei Slavinnen rollten die äußere Wand auf, so daß man zwischen den gewaltigen Baumstämmen einen Blick auf das Lager werfen konnte, auf dessen buntbewegtes Gewühl die Sonne prall herabglühte. Im grellen Licht begannen die blassen Blumen der Wandverkleidung plötzlich in allen Farben des Regenbogens zu flammen, als raste ihnen eine jählings erwachende Leidenschaft durch die schlanken Glieder.

Scheruzade erschien im Saal und hatte diesmal ein anderes Gewand an. Lag Adrianopel noch so weit von der Pusta am Begafluß, die dortigen Seidenkrämer hatten den Weg hierher schon gefunden. Ihre Tracht war ein weites blaues Seidenhemd, unter dem Busen von schuppenbesetztem Silbergürtel zusammengehalten. In den Ohren trug sie goldene Kugeln und um den braunen Arm eine edelsteinglitzernde Schnalle. Sie setzte sich aufs Bärenfell und lud Martin ein, sich neben ihr niederzulassen. Noch etwa zehn Vornehme befanden sich unter den Gästen. Amadeus bekam einen Platz abseits der Herren bei der Thür zugewiesen.

Büffelfleisch, in Gerstenbrei gehackt, wurde aufgetragen, auch Hammelfleisch, nachher Fisch und Weizen-

kuchen. Die dampfenden Schüsseln wurden auf die Teppiche vor den Gästen hingestellt, und nach jedem Gang trugen die Mädchen die Waschbecken herum.

Die goldhaarige Lombardin gab der Gebieterin ein mächtiges Trinkhorn in die Hand und goß es randvoll mit perlendem Wein. Die Herrin trank nur einen Schluck, reichte das Horn sodann Martin, der es mit den Lippen berührte und weitergab.

Als die Runde bei Scheruzade endete, erhob sich bei der Thür die klagende Stimme des alten Amadeus.

„Große Frau Scheruzade, gastfreie Tochter des siegreichen Königs Kean, beliebe deine vergessliche Magd zu schelten: denn bin ich auch nur Diener, so gelte ich doch als Gast, und es wäre ein Fleck auf deinem Ruf, so ich bemüßigt wäre, meinen Durst mit Wasser zu löschen.“

Die Herrin schenkte das Horn voll und gab es der welschen Magd in die Hand.

„Trag's ihm hin, Roswitha, der Pfaff soll trinken, so er aber etwas vom Wein stehen läßt, schütte ihm den Rest in den Kragen.“

Der Befehl freute das Mädchen sichtlich. Mit anmutiger Neugier sah es dem Alten beim Trinken zu, wobei sich zwei Grübchen in den feingeschnittenen Wangen zeigten. Doch als sie Amadeus das Horn abgenommen und hineingeguckt hatte, sagte sie mit betrübtem Erstaunen:

„Herrin, der Pfaff hat keinen Tropfen im Horn gelassen!“

Darob brachen die Petschenegen in dröhnendes Gelächter aus, daß die Zeltwände förmlich zitterten. Sogar die stolze Scheruzade verzog die Lippen zu einem Lächeln.

Das Trinkhorn machte noch einige Male die Runde.

Dann streifte die Gebieterin Martin mit einem schiefen Blick und sagte mit gespielter Betrübniß:

„Wir tranken, doch die Lippen unseres Gastes blieben trocken; wir lachten, doch des Gastes Miene blieb düster. Ruft den Spielmann mit den abgeschnittenen Ohren, vielleicht gelingt es seinem Lied, das Herz unseres Gastes aufzuheitern.“

Als die Gebieterin von abgeschnittenen Ohren sprach, fielen Amadeus seine zwölf Silberdenare ein, und in der That war das stämmige Männlein, das, mit der Fiedel unterm Arm, gebeugten Rückens zur Thür hereintrat, kein anderer als sein gewissenloser Schuldner. Doch Efesche tat, als erkenne er seinen Gläubiger nicht, sondern ließ sich, mit untergeschlagenen Beinen zu Scheruzades Füßen nieder und stimmte eifrig die drei Saiten seiner Fiedel. Mittendrein richtete er den Blick scharf forschend auf Martins Gesicht.

„Laß uns ein Heldenlied hören, Efesche“, sagte die Große Frau, an ihr Kissen gelehnt. „Sing uns von den Vätern, auf daß sich das bleiche Gesicht unseres Gastes rot färbe.“

Der Scholar griff in die Saiten seiner Fiedel und trug Thonuzobas Sage vor. Nicht in der Petschenegensprache, sondern ungarisch. Die vornehmen Petschenegen hielten sich für tüchtigere Krieger als die Magyaren, bedienten sich aber gerne der Sprache der Volksverwandten und hörten mit großer Vorliebe die Lieder ungarischer Sänger an.

Die Art, wie eine Sage vorgetragen wurde, konnte als Mittelthing zwischen Singen und Erzählen gelten. Efesche sagte jede Zeile in dem gleichen, schwermüthig lang-

gezogenen Ton her, und nur am Ende eines Satzes
schwoh seine Stimme zu klangvollem Zittern an wie eine
gegen das Ufer brandende Welle.

Thonuzobas Sage lautete also:

Geizas Sohn, Herr Stephan kam gezogen,
Wo die Tisza wälzt die trägen Wogen;
Hielt das Kreuzifix in seiner Rechten,
Mit ihm zogen tausend Henkersknechte.

„Gott zum Gruße, tapfrer Thonuzoba,
Red und Antwort wollen wir begehren,
Magst Du Dich zu Jesu Christ bekehren?“

Schnurrbartzwirbelnd lachte Thonuzoba:

„Hätt' dein Jesus sich aufs Ross geschwungen,
Wär dem Judentum er leicht entsprungen,
Doch er hat die Eselin geritten,
Ist kein wahrer Gott nach Göttersitten.“

„Gott zum Gruße, tapfrer Thonuzoba,
Red und Antwort wollen wir begehren,
Magst Du Dich zu Unserer Frau bekehren?“

Schnurrbartzwirbelnd lachte Thonuzoba:

„Unter Himmelsfrau mit glatten Wangen
Mag die Allerschönste Ruhm erlangen,
Doch der starke Gott der härteren Krieger
Bleibt im Himmel wie auf Erden Sieger.“

„Gott zum Gruße, tapfrer Thonuzoba,
Ned und Antwort wollen wir begehren,
Magst Du Dich zum Heiligen Geist bekehren?“

Schnurrbartzwirbelnd lachte Thonuzoba:

„Hoch und schnell wie keine Himmelstaube
Fliegt der Zurulgott, an den ich glaube.“

Geizas Sohn, Herr Stephan, aber sagte:

„Schlimm ist, was Herr Thonuzoba wagte;
Tausend Henkersknechte, nehmt den Spaten,
Grabt ein Grab für diesen HölLENbraten!“

Als sie jenen bis zum Knie gegraben,
Sprach er: „Nichts gereut mich, wollt ihr wissen,
Nur mein Windspiel wollt' ich ungern missen.“

„Wollt ein Weilchen, tausend Henker, harren,
Sollt den Hund mit seinem Herrn verscharren.“

Als sie jenen bis zum Gurt gegraben,
Sprach er: „Nichts gereut mich, sollt ihr wissen,
Nur mein Leibroß wollt' ich ungern missen.“

„Wollt ein Weilchen, tausend Henker, harren,
Sollt den Gaul mit seinem Herrn verscharren.“

Als sie Thonuz bis zum Hals gegraben,
Sprach er: „Nichts gereut mich, sollt ihr wissen,

Nur mein Eheib mit den Sternenaugen,
Nur mein Eheib wollt' ich ungern missen."

Eilends kam sein Eheib gegangen,
Beide Söhnchen mit dem Arm umfängen.

„Harret doch, ihr tausend Henkersleute,
Daß ich rasch mein Hochzeitskleid bereite,
Knisterseide soll den Leib umfängen,
Auch ein Marderpelz mit güldnen Spangen,
Schöne rote Stiefel an den Füßen —
Will noch einmal meinen Alpär küssen,
Einmal noch den kleinen Drkönd säugen,
Dann ins Grab zu Thonuzoba steigen,
Blut mit Blut zu einem Bache werde,
Leib an Leib bedecke uns die Erde."

Die Sage war verhallt und im Zelt entstand gedrücktes Schweigen. Der Name des weißbärtigen Hünen Thonuzoba war das Zauberwort, dessen Klang die heißen Petschenegenherzen bald stürmisch hochschlagen ließ, bald kummervoll beengte.

Scheruzade blickte zu ihrem Gast hinüber und sah betroffen, daß Martin den Kragen seines Mantels über das Antlitz gezogen hatte und regungslos wie ein Steinbild dafas.

„Mich dünkt, dieses Lied ist bitter für des Gastes Herz", sagte die Herrin mit einem spöttischen Beifall.
„Elesche, du weißt auch etwas Herzlicheres von Thonuzoba zu singen."

Der Spielmann stimmte einen brausenden Schlacht-

gesang der Petschenegen an. Er hatte eine schöne, männliche Stimme, und während er sang, erschien in den fahlen Augen ein Licht, und das abstoßende Gesicht wurde förmlich veredelt. Der Landstreicher war durch die Kunst wie verklärt.

Sein Lied ließe sich etwa so wiedergeben:

Thonuzobas Hörner klingen —
Jeder muß aufs Roß sich schwingen;
Durch der Pfeile dichten Regen
Heult der Ruf der Petschenegen:
Hui, Thonuzoba!

Eisenhemd und Marderschaube,
Sperberflügel schmückt die Haube,
Hell das Gold des Beiles schimmert,
Weiß des Bartes Silber flimmert —
Hui, Thonuzoba!

Um sein Zelt der Scheiter Sprühen
Läßt den Himmelsrand erglühn,
Wo sich rings die Pusta weitet,
Dient ihm alles, was da reitet.
Hui, Thonuzoba!

Seines Jornes Brand, des grimmen,
Läßt verkohlte Dächer glimmen,
Seinen Schädel leiht dem Becher
Der erlegte Feind als Becher.
Hui, Thonuzoba!

Scheruzade schenkte Ekese Wein ein.

„Schlürf das hinunter, Spielmann, und sing uns die Weise: ‚Alpár wird noch wiederkehren!‘“

Das war das Lieblingslied der Petschenegenjugend. Vielleicht glaubten sie selbst nicht mehr so recht, daß die sagenhafte Gestalt des jungen Fürsten noch einmal Körper annehmen könnte, trotzdem sangen und wiederholten sie mit gläubiger Schwärmerei: „Alpár wird noch wiederkehren!“ Dann war wohl alles Leid, aller Kummer zu Ende und der Petschenege wurde wieder, was er einst gewesen: frei und im Kampfe unbesiegbar.

„Sing, Ekese!“

Doch Ekese legte seine Fiedel auf die Knie und sagte dreist:

„Das singe ich nicht mehr!“

Die Anwesenden wechselten betroffene Blicke, und über Scheruzades Augen erschien eine Falte.

„Laßt den Vogt mit der Geißel kommen!“

Da erhob sich Ekese von seinem Platz und schrie:

„Ich fürchte dich nicht, Scheruzade. Wohl bin ich ein Knecht, doch bist du selber nur Magd, denn er ist wiedergekehrt, Fürst Alpár ist wiedergekehrt!“

Damit warf er sich hurtig in die Knie vor Martin und legte ihm die Fiedel vor die Füße.

Die im Zelt saßen, starrten wie versteinert den Kanonikus an . . .

Der Serdar rührte sich als erster. Ein furchtbarer Aufruhr erhob sich im Innern des alten Manns. Seine Zähne schlugen zusammen, sein großer Bart bebte . . . Er riß sein Schwert aus der Scheide, stürzte in die Knie,

legte die entblößte Klinge vor Martin hin und sagte mit einer Stimme, die in lautes Schluchzen überging:

„Hei, du Herr Alpár, laß uns allen die Köpfe abhauen, daß wir dich nicht auf der Stelle erkannt...“

Auf einmal entdeckten alle, die einst Thonuzobas Waffengeführten und Vasallen gewesen, die vertrauten Züge des großen Fürsten im Gesicht des Gastes. So kann nur der junge Eber seinem Vater gleichen.

Alle schnellten in die Höhe, gleichsam von Sinnen vor Überraschung und Freude. Das heiße Petschenegenblut raste in ihren Adern. Sie stürzten zu ihm hin, umgaben ihn, warfen sich vor ihm nieder, küßten sein Gewand, streichelten ihm die Hände. Mittendrein schluchzten sie und schrien durcheinander:

„Herr Alpár! Junger Fürst! Bist also doch gekommen! Oh, wie wir dich erwartet haben! Wie sehnlich!“

Viele stürzten aus dem Zelt und rannten, mit den nackten Klingen suchtelnd, wie Tobsüchtige, dem Lager zu.

Der Serdar aber nahm von der Zeltwand das heilige Horn, das zuletzt beim Begräbnis Thonuzobas erklingen war, und blies es mit der ganzen Kraft seiner Büfflungen.

Thonuzobas Kriegeruf erscholl und weckte mit seinem grimmigen Tosen den Widerhall des Waldes. Der dreimalige Amselschrei.

Die in der Mittagshöhe rastende Zeltstadt begann zu erwachen. In der Ebene erhob sich entferntes Drausen, das mit unheimlicher Schnelligkeit anschwell und sich näherte. Menschen rannten wie toll dem Hügel zu, johlten einander entgegen und schwenkten die Arme. Als bald

nahten ganze heulende Schwärme wie sturmgejagte Möwen. Und schließlich belagerte eine dröhnende Brandung von Menschen den Hügel. Und das Gebrüll aus tausend Kehlen ballte sich zu einem einzigen Namen zusammen: „Alpár!“

Ja, hier war ein Wort Fleisch geworden, und in den Augen der Menge loderte das Feuer der Schwärmerei. Dort knieten sie in breitwogenden Gruppen auf dem Abhang, die Arme nach Martin ausgestreckt. Und noch immer kamen neue aus dem Lager. Die Weiber brachten die Kinder, dann schleppten sie Greise und halbnackte, ausgemergelte Männer herbei, die im Grund ihrer Zelte seit Jahren an ihren pfeilgerissenen bösen Wunden dahinsiechten.

Von der Pusta her sprengten auf Pferden mit flatternden Mähnen abenteuerliche Reiterscharen daher.

Doch der, den dieser Orkan der Liebe mit feierlichem Rauschen umbrandete, stand stumm und traurig auf dem Hügel und betete voll Inbrunst:

„Herr Jesus, laß diesen Kelch an mir vorübergehen!“

III

Amadeus, dessen Ansehen sich im Lager mit einemmal wie die Speckschwarte auf der Glut blähte, schlenderte den ganzen Nachmittag in der Zeltstadt umher. Er fühlte sich inmitten des Waffengerassels und Pferdegewiehers dermaßen wohl, daß er vor Freude am liebsten laut gejuchzt hätte wie der angeheiterte Zecher.

Richtig gelang es ihm, Ekesche zu erwischen.

„Meine zwölf Denare!“ schrie er.

Der Spielmann zog einen goldenen Byzantiner aus der Tasche und ließ den im Sonnenschein glitzern.

„Gib mir den Rest heraus“, sagte er mit hochmütiger Ruhe.

Der seltene Anblick blendete Amadeus, rührte ihn sogar ein wenig. Unwillkürlich mußte er Achtung vor dem Eigentümer der Goldmünze empfinden. Auch sonst hatte sich das Äußere des Scholaren vorteilhaft verändert. Statt des verschossenen Wamses trug er jetzt eine schöne Fohlenjacke, das glänzende Fell des Fohlens nach außen gewendet, und die seidige Mähne an seinem Kragen flatterte keck hinterher. Das war damals die Liebblingstracht der schneidigen Petschenegengesellen.

Nun machten sich die beiden einträchtig auf den Weg zu einem Petschenegen, der im Ruf eines reichen Mannes stand, um den Byzantiner von ihm wechseln zu lassen.

Allein der Petschenege hätte das Goldstück nur gegen Schaffelle wechseln können, so daß die beiden Freunde die Erledigung der Geldangelegenheit einstweilen verschoben und die Einladung des Hausherrn annahmen, der sie mit kaltem Trappenfleisch und Rotwein bewirtete. Außer ihnen hielten sich noch andere im Zelt auf, darunter ein magerer Mann in schwarzem Gewand, der trübselig und stumm am Herd saß und mit sichtlichem Abscheu das Fleisch, das man ihm anbot, zurückwies.

Das Weib des Petschenegen war eine christliche Bulgarin, und der Hausherr neigte selber dem neuen Glauben zu.

Die Anwesenheit der Gläubigen und Abergläubigen, die seinem Gewand eine Art Ehrfurcht entgegenbrachten, weckte in der Seele des alten Amadeus den schlummern- den Teufel der Eitelkeit. Er beschloß, einmal auch zu predigen wie die gelehrten Priester, die dadurch großes Ansehen im Bistum erwarben.

Nachdem er das Mahl, in dumpfes Brüten versunken, verzehrt hatte, tat er einen tüchtigen Zug aus dem höl- zernen Trinkgefäß, räusperte sich und begann zur Erbau- ung der Weiber eine Rede.

Er ging vom Ausspruch eines freilich unbekannten Kirchenvaters aus: „Gleichen nicht den Hunden, die über den wunden Kameraden herfallen, sondern eifert den Schweinen nach, die sich beim Nahen des Feindes grun- zend zusammenrotten.“ In seiner Predigt führte er gleich- nisweise die Taten von Heiligen mit absonderlichen Namen ins Treffen und flocht lateinische Zitate ein, bei denen sich die Leuchte der Beredsamkeit, Hieronymus, in seinem Grab zu Bethlehem umbrehen mußte.

Der schwarz gekleidete Mann, der den Fleischgenuß abgelehnt hatte, hörte Amadeus mit wachsender Erregung zu. Plötzlich lief ihm die Galle über und er fiel dem Redner zornig ins Wort.

Amadeus hatte beiläufig erwähnt, Gott habe den Men- schen als sein Ebenbild geschaffen . . .

„Du lügst, verruchter Schelm! Du lügst!“ kreischte der Fremde mit funkelnden Augen.

Amadeus maß den Erzürnten mit betroffenem Blick.

„Ist der Mensch etwa nicht von Gott erschaffen?“

„Du lügst, du lügst! Was du redest, ist Schmach, ist Gotteslästerung! Nimm dein Wort zurück!“

Der Hausherr, der am gelehrten Wortstreit sichtlich
Anteil nahm, warf jetzt ein:

„Wer also schuf den Menschen, wenn nicht Gott?“

„Ja, wer schuf ihn?“ fragte Amadeus.

„Satanas, du Schelm, du Fuchs in Mönchskutte! Er
zeugte mit Eva deren Kinder Kain und Kalomene, der
verdammte Kain aber erschlug den Menschensohn und be-
völkerte die Erde mit Satans Enkeln. Auch du gehörst zu
ihnen, verruchter Schelm! Schau bloß in dich, du Teufels-
brut! Du bist ein Dickack der Völlerei, ein kupfriges
Gefäß der Sauffsucht, ein strohender Schlauch der Lüge,
ein ewig sprudelnder Vorn aller Tücken, Laster und
Garstigkeiten . . . Dich hätte Gott sich zum Bilde ge-
schaffen? Er, der Schönste und Vollkommenste, hätte die
Welt mit einem solchen Scheusal besudelt? Nimm dein
Wort zurück, Verruchter, tu Buße und beklage deine ab-
scheuliche Ketzerei!“

Die grausamen Worte machten Amadeus stutzig. Wohl
entsann er sich einer Äußerung Pater Philipps, alle
Menschen seien in Sünde empfangen, doch hatte er bis-
her nicht gewußt, daß die Menschheit ihren Stammbaum
nachgerade auf den Höllenfürsten zurückführen konnte. Da
die Sache indes nicht ganz unmöglich schien, erwog er
einen vorsichtigen Rückzug.

„Bin ich gleich in Sünde empfangen worden, hat mich
doch das Sakrament der Taufe gereinigt“, knurrte er.

Die Augen des schwarzen Mannes glänzten sieges-
bewußt.

„Gebt acht, Brüder“, rief er, „wie ich den Fuchs in
der eigenen Grube fange! Laß hören, Schelm, wo hat man
dich getauft? Und auch, womit man dich getauft?“

Amadeus begann die Fassung zu verlieren.

„Wenn du es wissen willst, hat man mich in der Kirche zu Marosvár getauft,“ rief er, „vor zwei Jahren und mit Weihwasser bester Sorte!“

„Gelobt sei der Name des Herrn!“ schnarrte der andere. „Jetzt hab’ ich dich erwischt, Fuchs, und du entkommst mir nimmermehr! Weißt du, was der Dom ist? Ein Tummelplatz der bösen Geister! Und weißt du, wo der verdammte Satan haust? Ehedem herbergte er in der Kirche zu Jerusalem, neuerdings siedelte er aber in die Kathedrale zu Byzanz über. Und weißt du, wer das Wasser erschuf, mit dem man dich getauft? Abermals der Satan! Und du wähnst, der Schmutz werde rein, so man ihn mit Tauche übergießt?“

Amadeus wurde blau vor Gift.

„Womit soll man sich also taufen lassen, wenn nicht mit Weihwasser?“

„Ich will es dir sagen, unwissender Pfaff, zu deinem Frommen. Es gibt nur die eine gültige Taufe, die mit dem Auflegen des Evangeliums Johannis bewerkstelligt wird, unter Gottes freiem Himmel, allwo die Teufel der Kirche nicht grinsen.“

„Du weißt ja alles anders als ich! Bestreitest du etwa auch, daß Jesus Christus zur Rechten Gottes sitzt?“

„Jawohl, ich bestreite es!“ kreischte der schwarze Mann. „Der heilige Leichnam Christi schwebt in der Luft und bleibt dort bis zum Jüngsten Gericht schweben.“

„Ich habe dich, Windbeutel!“ rief Amadeus im Triumph. „Denn siehe da, im Münster zu Marosvár ist Jesus zur Rechten des Vaters sitzend abgebildet. Ich sah es mit eigenen Augen, vielleicht hat ihn auch Eiesche gesehen . . .“

„Das ist wahr,“ pflichtete Efesche bei, „ich habe es gesehen.“

Der Schwarze hob die Augen gen Himmel und sprach:
„Vergib ihnen, o Herr, denn sie wissen nicht, was sie tun.“

„Wer bist du, daß du alles besser wissen willst als andere?“ fragte Amadeus.

Der Schwarze sagte mit verklärter Miene:

„Danke dem Herrn, daß ich zu dir sprach. Denn ich, ein Vollendeter, spreche zu Gottlosen nur, wenn ich auf ihre Bekehrung bedacht bin... So wisse denn, daß ich das Salz der Erde bin, die Leuchte der Welt, die Lilie auf dem Felde. Ich bin der Heilige sonder Makel und Sünde, der in himmlischer Reinheit wandelnde Bogumil!“

Beim Wort Bogumil verneigte sich der schwarze Mann tief, als huldigte er sich selbst.

Jetzt wußte auch Amadeus, wes Geistes Kind der Fremde war. Die Gemeinde der Bogumile — auch Manichäer benamnt — war damals im benachbarten Bulgarien stark verbreitet: Die christliche Kirche verfolgte die hydraköpfige Ketzerei der Manichäer strenger als den Unglauben der Heiden.

Da erhob sich der Büsser und wandte sich zum Keker:

„Du niederträchtiger Bogumil! Wohl mag es sein, daß dich der Satan schuf, mich aber schuf Gott sich zum Bilde. Ich heiße von dir, daß du solches glaubst und bekennst!“

„Beweise es! Beweise es!“ rief der Manichäer.

Da kein anderer Beweis zur Hand war, versetzte Amadeus dem Keker mit dem dünneren Ende seines Knüppels einen Klaps auf den Schädel.

„Glaubst du es schon?“

Der Manichäer zuckte beim Schlag mit keiner Wimper.
„Mich magst du erschlagen, aber die Wahrheit lebt ewiglich!“ worauf Amadeus ihn abermals schlug.

„Glaubst du's noch immer nicht?“

„Gefegnet die Hand, die mich zum Märtyrer weicht!“
rief der Manichäer mit seligem Lächeln.

Man weiß nicht, wie der kanonische Streit ausgegangen wäre, hätte sich der Hausherr nicht ins Mittel gelegt.

„Wenn sich die Götter“, meinte er, „im Himmel nicht vertragen, laßt sie um den Vorrang streiten, und der die Oberhand behält, werfe die anderen aus der Welt. Doch auf dem Menschen lastet Gottes Speer zu schwer. Darum laßt euch gesagt sein, ihr Leute, ich liebe die Gäste, doch so sich einer noch einmal vermißt, in meinem Zelt von Gott und der Taufe zu sprechen, setze ich ihn vor die Thür.“

Amadeus begnügte sich mit dem moralischen Sieg und verließ das Zelt in Ekesches Begleitung.

IV

Bei Einbruch der Dunkelheit kniete Kanonikus Martin allein im Zeltgemach und murmelte sein Abendgebet.

Noch war er nicht zu Ende, als der Türvorhang sich haushete und die schlanke Gestalt der Heidefrau durch die Öffnung glitt.

Einen Augenblick stand sie regungslos, dann sackte sie weich und behende wie eine Schlange zusammen und ließ

sich auf dem Teppich nieder. Sie sprach erst, als der Kanonikus seine Andacht verrichtet hatte.

„Die Männer huldigten dir,“ sagte Scheruzade, „jetzt huldigt auch die Frau. Barfuß kommt sie, mit aufgelöstem Haar, und harret als Magd des Befehls des Fürsten.“

Während sie das sagte, trat ein Anflug von Spott auf ihre Lippen, und zwischen den Brauen zog sich auch jetzt die hochmüthige Falte.

„Sagst du mir das mit wahrhaftiger Zunge und demüthigem Sinn?“ fragte Martin.

Die Frau lächelte, ohne zu antworten. Doch konnte sie dem klaren, harten Blick des Kanonikus nicht standhalten und schlug, über sich selbst verwundert, die Augen nieder. Da langte Martin von der Zeltwand, wo die Waffen hingen, ein langes Messer herab.

„Knie nieder!“ sagte er zur Frau.

Sie stand vor ihm erhobenen Hauptes, die Augen weit geöffnet. Doch hielt sie dem Blick Martins auch jetzt nicht lange stand, senkte den Kopf und ließ sich wortlos auf ein Knie nieder. Der Kanonikus aber legte ihr die Hand auf den Kopf und schnitt vom dichten Haar Scheruzades eine Locke über der Schläfe ab.

Während er sie abschnitt, sagte er:

„So jemand dienen will, verbanne er die Hoffart aus dem Herzen!“

Die Locke wand sich um seinen Arm wie eine schwarze Metallschlange.

„Herr, was hast du der Tochter König Keans getan?“ fragte die Heidefrau leise, mit entsetzter Stimme, noch immer auf einem Knie.

Das Lächeln war von ihren Lippen gewichen, aber auch die hochmütige Falte war auf ihrer Stirn nicht mehr zu sehen. Martin steckte die abgeschnittene Locke in seinen Kragen, dann warf er den Mantel um die Schultern.

Als er später zur Zelttür kam, saß Scheruzade auf der Erde und betrachtete versunken das Blumenmuster des Teppichs. Zum erstenmal im Leben hatte sie sich vor einem Mann gedemüthigt. Und erstaunt ward sie inne, daß diese Demuth nicht weh that.

Ohne aufzublicken sprach sie zu Martin:

„Gelüftet es dich noch nicht des Schlafes, kredenzt dir Scheruzade gebrannten Wein. Und auch tanzen kann Scheruzade, das Schwert in der Hand zum Trommelwirbel oder mit wehendem Schleier zum Geigenklang. Oder willst du, daß sie dir das Lager richte?“

„Ich will draußen nächtigen, bei den Pferden“, antwortete der Kanonikus.

Der Serdar zündete ihm am Rand des Waldes ein Feuer an, und die Herren mähten Gras, um ein weiches Lager zu machen. Martin streckte sich hin und schloß die Augen sogleich, schlief aber noch nicht, sondern lauschte dem leisen Schnauben der futterlauenden Pferde, dem Knistern der Flammen und dem leisen Gezirp der Grillen. Die Herren saßen stumm wie die Götzen ums Feuer.

Aus den Zelten huschten immer neue und neue Schatten herbei. Oben auf der Halde saßen sie in langgestrecktem Halbkreis, stumm und regungslos, grau wie eine Familie von Nachtvögeln. Hinter der ersten Reihe hatte sich eine zweite, eine dritte und zehnte niedergelassen.

Als der abnehmende Mond am Himmel stand, fand auch Frau Scheruzade die Luft im Zelt erstickend und

bekam Sehnsucht nach dem knisternden Feuer. Mit der gestickten Frauenschaupe um die Schultern, die Haare aufgelöst, setzte sie sich zu den Männern und sah mit ihnen ins Feuer.

Plötzlich öffnete Martin die Augen und sprach:

„Morgen muß ich fort.“

Tiefes Schweigen folgte den Worten. Nach geraumer Zeit sagte der Serdar:

„Du mußt? Wer befiehlt dir, Fürst?“

„Der Gott in meinem Herzen.“

„Dann geh. Wann kommst du wieder?“

„Ich komme wieder, ehe der erste Schnee gefallen ist.“

Damit legte er sich nieder, konnte aber auch jetzt nicht einschlafen. Als der Mond hoch oben stand, stützte er sich auf die Ellbogen und sah eine Weile ins Feuer. Dann sagte er:

„Ich komme wieder, ehe der erste Schnee gefallen ist. Und ich erobere für mein Volk ein Land, wo ewige Freude herrscht. So aber der Spieß eines Schurbanen blutig ist, jage ich ihn hinweg. Ich habe gesprochen.“

Dann legte er sich wieder hin.

Bald kam eine süße Benommenheit über ihn. Er schlief nicht; er wußte, wo er war, witterte den frischen Heugeruch, fühlte die Nähe von Menschen und Pferden; war aber nicht wach und konnte die Augen auch nicht aufthun.

Ein wundersamer, unbekannter Rausch bemächtigte sich seiner. Und noch im Halbschlaf wußte er, daß die anderen, die um ihn saßen, ebenso fühlten wie er. Er lächelte, und dieses Lächeln ließ dem traurigen Gesicht eine rührende Schönheit. Und die um ihn saßen, deren Lippen umspielte dasselbe beglückend-schmerzliche Lächeln.

Je mehr sein Bewußtsein entglitt, desto lauter begann es in der Nacht hinter der silbernen Rauchwolke, die gleich einem Dankopfer über der Pusta lag, zu tönen . . . Es war ein harmonisches Summen, das zu einem Hymnus von erhabener Schönheit answoll . . . Bald war es ein leises Säufeln, bald ein stürmisch daherbrausender Gesang, dem man in seliger Verzücung lauschte . . . Es sang aber niemand. Der Sohn der Pusta, an der Brust der Mutter in Schlaf versunken, hörte das trunkene Rauschen des eigenen jungen Bluts.

V

Früh am Morgen machte sich Martin auf den Weg nach dem Wald von Keve. Amadeus hatte das Felleisen zum Bersten mit Mundvorrat vollgestopft, und an seinem Sattelknopf gluckste eine bauchige Feldflasche. Seit er erfahren, daß das bleichwangige Pfäfflein der Führer eines berühmten Kriegervolkes war, bezeugte er ihm slavische Unterwürfigkeit und soldatischen Gehorsam.

Martin schlug das bewaffnete Geleit aus, das die Petschenegen ihm angeboten hatten; doch konnte er nicht hindern, daß die vorausjagenden Streifen der Regenbogenhorde seinen Weg von den Buschkleppern säuberten.

Im Lager an der Vega hatte sich übrigens schon in der Nacht das Gerücht verbreitet, der junge Fürst unternehme einen Erkundungsgang. Darum auch reise er unbegleitet, in schlichtem Gewande . . . Vielleicht setze er über die Donau, um die griechischen Städte auszufund-

schaften, wo so viel Schätze angehäuft seien und die Frauen so schön und die Männer so feig. Dort liege wohl die neue Heimat, in der nach den Worten des Fürsten ewige Freude wohne . . . Im Frühjahr werde das heilige Horn ertönen, dann gehe es mit „Hui!“ los auf das Land der Glückseligkeit, nur müsse bis dahin Friede in der Pusta herrschen.

Bei Einbruch der Dämmerung setzten die Reisenden unbehindert über den Temesfluß und machten für die Nacht Feuer am Ufer eines großen Gewässers, das Amadeus den Schüttelfrostteich benamst hatte.

Am nächsten Morgen bestiegen sie den großen Damm, den die Eroberer der Vorzeit im Röhricht errichtet hatten und der von der Maros bis zur Donau führte. Mittwoch erreichten sie die Grenze der großen Sandwüste von Keve und wateten bis zum späten Nachmittag durch die gelben Dünen. Amadeus fand sich in dieser Gegend schon besser zurecht als in den Gängen des Klosters.

Die Sonne ging schon zur Rüste, als sie von der Höhe eines Sandbergs einen glitzernden Silberfaden erblickten. Es war die Donau. Links lag die Burg Keve, rechts von ihnen der große Uferwald, der sich von hier bis Pancsova hinzog.

Schon ging es auf Abend, als sie zum Ufer des Flusses hinabgestiegen waren. Vor ihnen dehnte sich in Meeresbreite der altberühmte Ister und wälzte seine Wellen würdevoll dem Osten zu, in den Schoß seiner Allmutter, des Schwarzen Meers.

Der abnehmende Mond war gerade hinter den weiß blinkenden Sandbergen des anderen Ufers aufgestiegen und besah sich traurig in den Fluten der Donau.

„Die Reiherstadt!“ sagte Amadeus, als sie den Rand des Waldes erreichten.

Seit unvordenklicher Zeit nisteten tausende Reiherfamilien in den Bäumen des Gestades. Der Wald war hier bemerkenswert kahl; auf den spärlich belaubten Bäumen waren dugendweise die schwarzen Nester, an stachelige Früchte gemahnend, zu sehen; unter den Bäumen faulten die hingefallenen Fisch- und Froschleichen zuhauf. Aus der Richtung der Donausümpfe aber zogen in langen Ketten die Nachtreiher heim, auf sachten Flügeln vor der Mondscheibe vorbeischiebend.

Nach einstündigem Ritt erreichten die Reisenden das Ende des Reiherlagers und stiegen aus dem Sattel.

„Wohin führe ich dich jetzt, Herr Martin?“ fragte der Alte.

„Führ mich zu dem Götzenbild, das die Unsteten im Wald aufgestellt.“

Amadeus nahm Weelzebub beim Zaum und schlug entschlossen den schmalen Pfad ein, der in die scheinbar unzugängliche Wildnis führte. Der Kanonikus folgte ihm auf der Spur.

Der Wald stand im größten Teil des Jahres unter Wasser und seinem muffigen Boden entsprossen märchenhaft üppige Pflanzen. Die Wanderer waten bald in knasterhohem Rohrgebüsch, bald in wucherndem Farnkraut mit Riesenblättern. Die knorrigen, unheimlich rissigen Baumstämme stauten sich stellenweise angsterregend, anderwärts spannten die Kriechpflanzen über einen kleinen schwarzen Teich ein Laubdach, von dem armdicke Ranken niederschlingelten. Es gab viel kleine Teiche im Wald. In ihrem dunklen Spiegel besahen sich Liliensträucher mit

flammenden Kelchen, während auf dem Wasser kinder-
kopfgroße Blumen mit aufgerissenen Mäulern schwammen.

Im Walde hausten die Uzbege. Der letzte Rest eines
alten Volkes, dessen Glückstern einst herrlich geleuchtet
hatte. Nach jahrhundertelangen Kämpfen, deren Sturm
ihr Volk jämmerlich zerzaust, und nachdem ihnen so man-
cher hochmütige Sieger den Fuß auf den Nacken gesetzt
hatte, waren sie mit gebrochener Kraft und an Zahl zu-
sammengeschmolzen in den Schoß dieses unwegsamen
Waldes geflüchtet. Hier hatten sie sogar ihren alten,
stolzen Awarennamen verlernt, nannten sich nur Uzbege,
Unstete, und führten das rätselhafte und traurige Leben
einer verfolgten Herde wilder Tiere.

Durch den ununterbrochenen Aufenthalt in feuchtem
Zwielicht des Waldes waren die Enkel der Helden zu
bleichen, verkümmerten Menschen mit scheuem Blick ent-
artet.

Sie hüllten sich in rohe Tierfelle und, den knorrigen
Kolben in der Hand, den Jagdspeer auf der Schulter,
schlüpfen sie lautlos wie Schatten durch die Wildnis.

Die Leute von Keve mieden den Uzbegewald mit aber-
gläubischer Scheu, denn es hieß, daß im Dickicht Wolfs-
fallen und fliegende Schlingen dem Eindringling drohten.
Zuweilen wurden die Uzbege beim nächtlichen Fischfang
ertappt. Auf einen Ruf oder bei einem stärkeren Auf-
klatschen der Ruder löschten sie plötzlich die Fackeln aus,
versenkten die Netze und verschwanden, bis zum Hals im
Wasser, im Köhricht.

Amadeus, dessen Rahenaugen auch im Dunkeln sahen,
hieß den Kanonikus halten.

„Hier sind wir auf der Lichtung“, flüsterte er.

Im weißen Mondschein dehnte sich eine gewaltige Wiese mit schütterten Baumgruppen. Ringsumher verdämmerte der ferne Wald in silbernem Nebel. Auf solchem samtenen Rasen mochten die Waldjungfern und die Nachtfrauen tanzen.

Nachdem sie die Lichtung durchquert hatten, gelangten sie zu einem Gestrüpp.

„Der Irrgarten“, sagte der einstige Buschklepper.

Sie banden die Pferde an einen Baum, zwängten sich dann durch einen kaum merklichen engen Spalt im Gebüsch.

Sie mußten durch eine künstlich geschnittene, launenhaft geschlängelte, endlos lang erscheinende Laube. Die Unsteten hatten die Laube dem eigenen zwerghaften Wuchs angepaßt, so daß die beiden Priester nur gebückt vorwärtskommen konnten. Hier war der Boden hügelig, der Wald dürrer.

„Schreite sachte, Herr, und sprich leise“, sagte Amadeus. „Niemand weiß, wo die Schlafstätten der Waldmenschen sind, doch ihr Schlaf ist wach und sie haben scharfe Ohren.“

Sie kamen zu einer runden kleinen Lichtung, wo sie sich wieder aufrichten konnten. Amadeus packte den Kanonikus beim Arm.

„Siehst du? Dort!“

„Das Götzenbild!“ flüsterte Martin.

Dort stand der weiße Göze der Waldmenschen auf hohem Sockel, im Mondlicht gebadet . . .

Anadyomene, holdseligste Göttin des Olymps, wie hast du dich in den feuchten Wald der Barbaren verirrt? Du stehst da in majestätischer Nacktheit, das Bewußtsein

deiner sieghaften Schönheit im weißen Marmorgesicht. Über deinen Lippen schwebt das feine, zarte, sehnstüchtige Lächeln, das einst die Lippen der Frauen von Knidos umspielte. Das Mondlicht, das lieblosend deine edlen Glieder umfließt, scheint deinem Marmorkörper Leben einzulösen.

Haben dich brandschakende Barbaren aus Hellas mit dem heiteren Himmel verschleppt? Oder haben dich Roms heutigierige Legionen mitgebracht? Jahrhundertlang ruhest du im goldenen Sand der Donau. Dann haben dich die Unsteten ausgegraben und dir hier einen Altar errichtet.

O nein, die mit Wolfspelz bekleideten Wilden verstanden nicht das Ebenmaß deiner Schönheit, nicht deinen Blick von Knidos noch auch dein klassisches Lächeln. Doch fühlten sie, ohne eine klare Vorstellung zu haben, dein Göttertum, und warfen sich dir mit tierischer Scheu zu Füßen.

Die beiden Priester sahen das Marmorbild lange regungslos, vor Ermüdung keuchend, an. Im Wald herrschte tiefes, geheimnisvolles Schweigen. Tausende Glühwürmchen umschwirrten sie, als ginge ein goldener Sprühregen von den Bäumen nieder.

„Sie ist es!“ sagte der Kanonikus Martin.

„Wer?“ fragte der Alte.

„Die Teufelin Venus; die scheußlichste der Kreaturen in Satans Heer.“

Dann wandte sich der Kanonikus schroff seinem Begleiter zu:

„Gib mir den Eisenknüppel.“

„Was willst du ihr tun, Herr?“ fragte erschrocken der Alte.

Jetzt hob der Kanonikus die Stimme:

„Ich erfülle an ihr das Wort der Schrift: ‚Du sollst ihre Altäre umstürzen und ihre Götzen zerbrechen.‘ Zerbrich sie, Amadeus!“

„Nicht doch, Herr, nicht ich!“ rief entsetzt Amadeus.

Martin riß ihm den bulgarischen Knüppel aus der Hand und sprang auf den rohen Steinaltar. Und sein Hieb schmetterte auf den Kopf des Götzen nieder . . .

Der Stein erhob seine Stimme! Durch das Schweigen des Waldes klang es wie tiefes, klagendes Glockengeläute. Bei dem zweiten, dritten, zehnten Hieb, der mit entsetzlicher Kraft das Standbild traf, ging das melodische Klingen in entsetztes, mistönendes Geräusch über. Die Glieder des Götzen fielen funkenstiebend auseinander. Doch im Gras lag noch der eine und der andere Bestandteil des Inbegriffs der Schönheit. Der gewölbte Busen der Göttin, ihre jungfräulichen Hüften. Auch die galt es zu zertrümmern, damit nicht eine neue Sekte neue Altäre errichte.

„Beeilen wir uns, Herr, beeilen wir uns!“ keuchte Amadeus.

Aus dem Dickicht drang langgezogenes, klagendes Wolfsgeheul.

Der Wald fuhr aus seinem tiefen Schlaf, der Schrei des leidenschaftlich-grimmigen Schmerzes weckte seinen Widerhall. „Beeilen wir uns!“

Martin steckte sich ein Stück Marmor in den Rachen, dann ergriffen sie, einander zerrend und stoßend, stolpernd, ihrer Sinne nicht mehr mächtig, wie ertappte Mörder die Flucht. Im Wald war es laut geworden, als wehklagte und schluchzte jeder Baum.

Als sie zu ihren Pferden zurückgefunden, klaubte Ranonikus Martin das Feuergerät hervor.

„Was hast du vor, Herr?“ fragte Amadeus.

„Die Schrift sagt: ‚Du sollst ihre Haine ausrotten.‘“

Der Alte beobachtete die Richtung des Windes, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß der vom Osten her wehte, half er seinem Gefährten eifrig beim Brandlegen.

„Der Rauchgestank“, knurrte er, „wird die hinter uns herfliegenden speerbewaffneten Drohnen verscheuchen.“

Das dürre gelbe Laub fing Feuer. Das kahle Gestrüpp ging in Brand auf, und bald züngelten die Flammen bis zu den Baumkronen empor. Kurz nachher wälzte sich eine sich ungestüm ausbreitende, brüllende Feuerflut nach dem Westen.

Dort war der Wald trocken.

Die Priester schwangen sich in den Sattel, sprengten davon und sahen sich nicht mehr nach dem Ort um, wo blutroter Qualm und dumpfes Gemurmel verkündeten, daß ein großes, unaussprechliches Unglück hereingebrochen war.

Sie schöpften erst Atem, als sie die dunklen Erdwälle der Feste Keve emporragen sahen.

„Herr“, sagte Amadeus da, „ich fürchte, die verdammte Teufelin wird sich an uns rächen. Denn ich glaube nicht, daß sie völlig untergegangen wäre. Siehe den Stein in deinem Ranzan an — beim heiligen Benedikt, er lächelt!“

Martin erwiderte nichts, doch sah er seine beiden Handflächen an, ob nicht Blut an ihnen klebe.

Astons Tochter war in Keve nicht anzutreffen, doch hatte der Burgvogt aus Bulgarisch-Weissenburg schon Nachricht erhalten, daß Jungfer Zenobia mit ihrem Geleite sich auf der Donau eingeschifft hatte.

In der ersten Nacht, die er im Haus des Dechanten zu Keve verbrachte, hatte der Kanonikus einen seltsamen Traum.

Er lag auf dem Bett — ob wach oder schlafend, wußte er selber nicht — und heftete den Blick auf das schimmernde Viereck, das der Mond, zum Fenster hereinkommend, an die Wand der Stube zeichnete. Von außen drang zuweilen das schwermütige Tuten der Turmwache zu ihm.

Plötzlich tauchte vor ihm eine Vision auf: im leuchtenden Viereck an der Wand erschien der schwarze Schattenriß eines menschlichen Kopfes... Die Glieder des Priesters lähmte abergläubische Scheu. Er dachte an den Gözen im Wald, und als er sich nach langer Zeit umzusehen wagte, fiel sein Blick in der That auf die weiße Marmorgestalt.

Das Gespenst sah zum Fenster herein. Dort stand es im weißen Mondlicht, das Kinn liebreizend auf den Arm gestützt, und richtete die steinernen Augen traurig und fragend auf Martin, als erwartete es von ihm die Antwort auf eine heimliche Frage.

Endlich schüttelte der Kanonikus das Joch der Angst von sich.

„Du sollst ihre Gözen zerbrechen!“ rief er, dann sprang er vom Lager und jagte dem Spuk nach.

Der flog ihn in schwebendem Flug, machte hin und wieder wie neckisch halt, flatterte im Zickzack wie ein Schmetterling. Über Stock und Stein ging die nächtliche Jagd durch Sumpf und Röhricht, hinaus in den schwarzen Wald.

Hier blieb der Göze stehen. Martin schwang seine Keule mit heiligem Zorn und ließ sie auf die Stirn der Statue niederkrachen. Doch der Stein fiel nicht in Stücken auseinander. An der Stelle des Schlags öffnete sich eine lebendige Wunde, aus der große Blutstropfen herabrieselten und gleich flammenden Rubinen am schneeweißen Busen der Göttin gerannen.

Seltsames Schweigen wob im Wald. Ringsumher erschlossen sich Riesenblüten mit betäubendem Duft, und unter den Bäumen schwirrten faustgroße Lichtkäfer.

Der Kanonikus ließ keuchend seine Keule sinken. Er konnte den Blick der Göttin, diesen holden, kummervollen, geheimnisvoll fragenden Blick nicht ertragen. Plötzlich fuhr ihm heißes, leidenschaftliches und wollüstiges Mitleid durchs Herz. Ihm war, als müßte er vor lauter Mitleid vergehen.

Er warf sich auf die Knie und umschlang verzweifelt die Knie des Gözen...

Da regte sich auf einmal der ganze Wald. Blutiger Feuerschein lohte hinter den schwarzen Baumstämmen, glühender, blendender Qualm wallte um den gözenanbetenden Priester...

Als Martin aus dem Schlaf erwachte, war sein Körper in Schweiß gebadet, und in den Knien verspürte er eine Müdigkeit, als wäre er die Nacht über wirklich im Wald umhergelaufen. Eilig begab er sich zur Kirche und

betete bis zur Mittagsstunde vor dem Altar der Muttergottes. Doch fand er im Gebet, wie schon so lange, auch diesmal keine Beruhigung.

In der Dämmerung, als der Spiegel des Stroms in matten Opalfarben erglänzte und sich die Wildnis am Ufer in Abendnebel hüllte, meldete die Wache des Wasserturms mit lautem Horngeschmetter das Nahen einer Galeere mit Kriegsvolk.

Der Dechant, der Burgvogt und eine Zahl vornehmer Leute aus Keve sammelten sich neben Martin am Ufer.

Im Westen tauchte ein schwarzer Punkt am Rand des purpurnen Himmels auf; anfangs klein wie ein über das Wasser laufender Käfer, durchpflügte er bald als mächtige kaiserliche Galeere den Rücken des Stromes.

Auf dem Schnabel des Schiffs war ein vergoldetes Flügelroß geschnitten, und am Heck stand ein Purpurzelt, dessen herabhängende Teppiche im Fluß nachschleiften.

Vierzig nackte, braune, an die Ruderbänke gekettete Riesen handhabten die langen Riemen mit rhythmischem Schwung.

Auf dem Verdeck der Galeere standen mehrere Krieger, so glänzend bewaffnet, daß jeder für den Befehlshaber gelten konnte. Das Bild des kaiserlichen Prunks verblüffte wohl die ungarischen Herren, die am Fuß ihrer Lehmburg, hingeklebt zwischen froschlaichbelegten Zeichen, warteten, doch ihre sonngebräunten Gesichter blieben gleichgültig und stolz.

Als die Galeere am Wassertor angelegt hatte, preßten die ungarischen und griechischen Krieger zum Zeichen ihrer friedlichen Absichten die linke Hand ans Herz und hoben die Rechte gen Himmel.

Als erster betrat das Ufer ein dünner, feiner Mann, der viel mehr einer vermunnten Frau als einem Soldaten ähnlich sah. Immerhin war er, der jetzt die goldberingte Hand mit den rothigen Nägeln dem Burgvogt von Keve in die schwielige Bärentasche legte, Herr Spiridion, der neue Centurio von Syrmien in eigener Person. Er trug einen reich mit Gold verzierten Helm und einen Silberharnisch, der ihm mehr als Schmuck denn als Schutz dienen mochte. Sein Seidenmantel schmiegte sich in geschmackvollen Falten seinen Schultern an, sein Haar hingegen war in glänzenden Locken gekräuselt und verbreitete starken Rosenduft. Spiridion war vor kurzem noch des heiligen Kaisers Günstling gewesen, doch war ihm die allmächtige Kaiserin Zoe nicht gewogen und ließ ihn in die Grenzfesten verbannen. Er nahm sich unter den ungarischen Herren aus wie der verirrte Windhund im Bärenzwinger.

Der Centurio wandte sich mit vornehmer Ungezwungenheit an den Burgvogt von Keve, wobei er eine Probe seiner Beredsamkeit zum besten gab, die ihn zu einem der angenehmsten und beliebtesten Plauderer der Kaiserstadt machte.

„Wackerer und hochedler Turk!“ sagte er mit liebenswürdigem Lächeln, „auf den erhabenen Befehl meines heiligen und unbefiegbaren Kaisers, des völkerbeglückenden Konstantinos, bringe ich und übergebe ich dir die Jungfrau, die in der seligmachenden Taufe den Namen Zenobia erhielt und die, hätte sie gleich Leda's Tochter auf dem Fürstenthron Spartas gesessen, gewißlich nicht Anlaß zum Untergang der stolzen Burg Priams gegeben hätte, weil ihre Tugend siegreich mit ihrer Schönheit wetteifert.“

Und indem ich sie dem Schutz deines Heldenarmes anvertraue, kann ich die schmerzliche Freude, vielmehr den freudigen Schmerz nicht verhehlen, mit dem mich der Gedanke erfüllt, daß vom heiligen Himmel des Römischen Reichs ein liebenswerter Stern verschwunden ist, um fortan dem blühenden Land des hogenkundigen Turkvolks zu leuchten."

(Die Griechen nannten sich mit Vorliebe Römer und bezeichneten die Bewohner Ungarns beharrlich als Türken.)

Die feine Redekunst des Centurios ging im übrigen verloren, weil der Burgvogt von Keve höchstens ein paar Worte Griechisch verstand.

Altonys Tochter trat ans Ufer. Betrat das Land, das, als sie es zuletzt mit ihren Kinderschuhcn berührte, noch bis zur Maros und dem Landungsplatz bei Kanizsa ihrem Vater gehuldigt hatte.

Zenobias Gesicht war in dichte Schleier, ihr Körper aber in ein anliegendes weißes Samtgewand gehüllt, das vom Kinn bis zu den goldenen Sandalen spannenbreit mit Pfauenaugen bestickt war. Man sah ihr an, daß sie sich für diese Gelegenheit mit besonderer Sorgfalt gekleidet hatte. Mit ihr kamen die alte Amme und ein schwarzer Eunuch.

"Wer kam von Marosvár mich zu holen?" fragte sie.

Martin trat vor.

"Ich", sagte er. "Bist du die Jungfrau, die sich Zenobia nennen läßt?"

"Ich bin es", erwiderte das Mädchen.

Dann warf sie mit einer anmutigen Gebärde ihren Schleier zurück und zeigte das lächelnde Gesicht.

Die Teufelin Venus!

Sie war es! Ihr waren die marmorweißen Wangen eigen, das vollrunde Kinn, die großen Augen von fremdartigem Schnitt, ihr der geheimnisvoll und wehmütig lächelnde Mund...

In diesem Augenblick war Martins Schicksal besiegelt. Keine Verstellung gewohnt, preßte er die Hand an die Brust... Dort innen verspürte er ein ungestümes Hämmern. In seiner Seele waren die entfesselten Dämonen seiner Jugend schon damals am Werk, um alles zu zertrümmern, was ihm bisher Lebensziel bedeutet hatte.

Zenobia sah dem Jüngling seltsam lächelnd ins Auge und sagte bei sich:

„Ich gefalle dem schönen Barbaren!“

Unterdes wurden das Reisezelt des Mädchens und fünf riesengroße Ledersäcke an Land geschafft.

Die griechischen Herren schlugen die Einladung des Burgvogts höflich aus. Sie wußten zwar, daß ihren Nachbarn wie allen östlichen Barbaren das Gastrecht als unbedingt heilig galt und sie in der Hütte von Reue ruhiger schmausen konnten als im Marmorpalast Seiner Heiligkeit des Kaisers, wo man den Gästen schon etliche Male Gift ins Getränk gemischt hatte; doch die Griechen wußten ebensogut, daß die magyarischen Herren, einmal betrunken, nur zu leicht geneigt waren, tolle Kraftstücke vorzuführen.

Während die Einheimischen die Reisenden in die Burg geleiteten, schmiegte sich Angelika an ihre Amme und sah sich mit den schönen großen Vogelangen neugierig und furchtsam um.

Die plankenbespizte Lehmastei nahm sich im Abendgrauen aus wie der faulende Kiefer eines ungeheuren reißenden Thiers. Über dem Thor waren einige Menschenköpfe aufgepflanzt, allen Strauchdieben zu Land und zu Wasser zum abschreckenden Beispiel. Im Innern waren nur kleine Hütten aus Schilfrohr zu sehen. Vor den niederen Thüren der Behausungen kauerten grimmig dreinschauende Leute in Mänteln aus grobem Tuch.

Und da stieg der schmachtenden Seele Zenobias das Bild einer mild lächelnden Dämmerung im kaiserlichen Byzanz auf, wo sich purpurfarbener Dunst über die Platanen senkte und die scheidende Sonne die Kuppeln der Marmorpaläste des Goldenen Horns aufflammen machte... Und Zenobia begann bitterlich zu weinen.

VII

Nach eintägiger Rast machte sich Nstons Tochter mit ihren Führern auf den Weg nach Marosvár. Außer dem Gesinde aus Konstantinopel wurden die Reisenden von nur drei Knechten mit Pferden, die die Zelte nachtrugen, begleitet.

Je weiter sie in der furchtbaren Sandwüste von Keve vordrangen, desto mehr fühlte auch Zenobia ihr Herz beengt. Sie hatte ihre Heimat lange Zeit nicht gesehen und meinte nun, das ganze Land sei so, wie es ihr auf den ersten Blick vorkam. Kahle Hügel folgten tiefen Kesseln, wüste Sandfelder lösten wilde Klüfte ab. Nirgends ein Strauch, ein Baum. Die Erde war gestorben;

mit ihrem Staub spielten die Winde.

Alyonys Tochter hatte von Kind auf im goldenen Konstantinopel unter den Hofdamen des Porphyrionpalastes gelebt. In der Hauptstadt der Welt hatte sie ihre jungen Lungen mit dem berausenden Goldnebelndunst einer todgeweihten Kultur vollgesogen. Das halbbarbarische Kind war in Körper und Seele Byzantinerin geworden, und in ihrem Herzen regten sich byzantinische Wünsche. Wie die Sonnenblume dem leuchtenden Taggestirn, kehrten sich ihre Träume mit gläubiger Inbrunst den inneren Gemächern des Feenschlosses des großen Konstantinos zu. Auch sie wollte eine vornehme Hofdame werden. Eine von denen, die in glänzendem Brokat auf der Damengalerie der Sankt-Stephans-Kirche erschienen, von wo die erhabene Augusta den blendenden Spielen des Hippodroms zusah. Auch sie wollte mit liebebreizend steifen Verbeugungen unter den Steinlauben des Milliariums wandeln, wo das Gespräch sich zu höflichem Geflüster dämpfte und die Etikette das Lächeln erfrieren ließ. In der Dämmerung wollte sie auf teppichbelegter Barke auf dem Spiegel des Marmareameers rudern, an duftende Kissen gelehnt, die Brust von affektierter Ermüdung wogend. Sie wollte in dem regenbogenfarbenen Wirbel kreisen, den ihr unbekannte Mächte bewegten.

Die Modedame Konstantinopels saß jetzt in ihrem neuen Reisegewand auf dem Rücken des flink dahertrottenden Ungarrosses und sah beschämt die öde Wüste vor sich.

Die Byzantinerin empfand auch die sichtliche Unbekümmertheit ihres Führers schmerzlich. Martin trabte von der ersten Minute des Aufbruchs an auf Pfeilschußweite

vor dem Zug daher und spähte auf den Weg hinaus. Um ihre Schwermut zu verschreiben, rief Zenobia Amadeus zu sich.

„Dein Herr sorgt wohl für unsere Sicherheit, ist aber allzuwenig um unsere Zerstreuung bekümmert. Wie ist der Name des sonderbaren Mannes?“

„Martin heißt er.“

Diese kurz angebundene Antwort überraschte das Mädchen. Die griechischen Hoflaken sagten nichts, ohne jedesmal vorauszuschicken: „Sofern ich leben und reden darf...“

„Welchen Geschlechts ist er? Welchen Rang bekleidet er unter den Magyaren?“

Doch diesmal war Amadeus einsilbiger als sonst.

„Ich glaube nicht, daß es dem Herrn Martin lieb wäre, spräche ich davon.“

„Das eine aber kannst du mir sagen, warum er keine Waffen trägt. Bei euch sieht man sonst auch Diener nicht ohne Schwert.“

„Ein Gelöbniß verbietet es ihm“, sagte der Alte.

Mit dieser Erklärung gab sich Zenobia zufrieden. Damals sah man in Konstantinopel schon viele fränkische Züge auf der Wallfahrt zum Heiligen Grab, deren Anführer die Griechen, mit dem barbarischen Titel der Franken, samt und sonders Grafen nannten und unter denen schrullenhafte Gelübde gang und gäbe waren. Es fanden sich Grafen, die den Weg nach Jerusalem in schimmernder Wehr, aber barfuß zurücklegten. Die Männer, die Grafen hießen, erregten überall, wohin sie kamen, unliebsames Aufsehen durch ihre furchtbare Unwissenheit und barbarische Wildheit. Die aus Rom und Hellas gebrachten antiken Statuen, die das eine oder andere Forum

Konstantinopels schmückten, hielten sie für Götzenbilder, und es kam vor, daß sie der Kraftprobe halber einander zuhauf hinmehkelten. Am Kaiserhof galten sie als gefährlich und verächtlich, doch um der Wahrheit die Ehre zu geben, hatte die Damenwelt immerhin etwas für die hünenhaft gebauten Barbaren übrig.

„Und wenn ein Feind uns überfallen sollte?“ setzte das Mädchen die Fragerei fort.

„Sei getrost, Jungfrau, an Seite des Herrn Martin kannst du sicherer durch die Pusta ziehen, als wenn tausend aufgeplusterte Hoffschranzen des Kaisers von Konstantinopel dich umschwärmten.“

Weniger als dies hätte genügt, die Neugier eines Mädchens aufzustacheln. Und je weiter sie auf ihrem Weg kamen, desto stärker wurde ihre Überzeugung, daß dem Willen Martins eine ganze unsichtbare Dienerschar gehorchte, die den Weg vor ihnen ebnete und sie von der Ferne wie eine Legion schützender Geister umschwebte. Wo sie vorbeikamen, fanden sie überall Spuren der Hufe von Petschenegenpferden. An den Wasserläufen zeugten zur Not hergestellte Stege aus Reifig von der Sorgfalt vorausstrabender Quartiermeister. Zuweilen waren auch in der Ferne quastengeschmückte Speere zu sehen; sobald aber der Zug näher gekommen war, verschwanden sie wieder wie vom Erdboden verschluckt.

Abends schlug man das Zelt für die Frauen in einem kleinen Sandkessel auf. Während die Diener Feuer bereiteten und die Amme das Nachessen garkochte, stand Martin allein auf einem entfernten Hügel, und seine Gestalt wuchs am Abendhimmel zu fast gigantischer Größe empor.

Möglich hörte er unter sich ein Geräusch: Zenobia hatte, von Amadeus gestützt, den Hügel erklimmen.

Netzt stand sie neben ihm.

„Herr,“ sagte das Mädchen mit höfischer Verbeugung und süßem Lächeln, „du achtest so sorgsam meiner Sicherheit und bekundest mir so viel unverdiente Gewogenheit, daß ich die Bitte an dich zu richten wage, zur Krönung deiner Huld mein armseliges Mahl mit mir zu teilen.“

Dem Schwall griechischer Höflichkeit mengte sich auch ein Tropfen Spott bei...

Der Kanonikus wußte nichts zu erwidern. Um ihre Verlegenheit zu verbergen, sah Zenobia nun zum Sternenhimmel hinauf und erkannte erfreut die gleichen Sternbilder, die sie in schwülen Sommernächten so oft von den Marmorterrassen des Kaiserpalastes betrachtet hatte. Amadeus nannte ihr der Reihe nach die bekannteren Himmelspilger.

„Da steht der Wiesenpächter — jener unter dem Himmelswagen heißt der Heidehüter... Dort, Seite an Seite, der Quergucker und der Blaufußstern... Dort zieht der Kranichhirt, daneben lauert die Himmelsspinne. Hier der Kelchleinträger und das Blutauge... Der kleine blasse drüben auf dem Hügel ist der Magyarenstern... Wie die Alten sagen, strahlte er früher heller und ging höher...“

Man rief sie zum Mahl, und so stiegen sie zum Tal hinab.

Nachdem sie sich auf den Teppich niedergelassen hatten, schenkte Zenobia ihren kleinen Goldbecher voll mit Zypernwein und neßte ihre Lippen, dann reichte sie den Becher Martin.

„Ich habe daran genippt, so daß du kein Gift zu fürchten brauchst.“ Sie lächelte mit byzantinischer Höflichkeit.

Die erste Frage, die sie an ihren Führer richtete, lautete folgendermaßen:

„Vielleicht wirst du mich insgeheim unwissend schelten, Herr, wenn ich dich frage, ob es in der Stadt meiner Frau Mutter ein Hippodrom gibt.“

„Ich weiß nicht, was das ist“, erwiderte Martin mit flammendem Gesicht.

„Du beliebtest noch nicht in Konstantinopel zu weilen?“ fragte das Mädchen nach kurzem Stillschweigen.

„Nein.“

Zenobia lächelte, beeilte sich aber sogleich, den ungewollten Verstoß gutzumachen und begann von der Goldenen Stadt zu erzählen. Da fühlte sie sich freilich in ihrem Element. Sie wußte die Namen aller kaiserlichen Prinzessinnen. Oh, die Porphyrrogeneten! Sie waren hochmütig und schön wie die Heiligenbilder, dabei gefährlich und unberechenbar wie die seidenhaarigen Bestien, die man in den kaiserlichen Gärten hütete . . .

Zenobia kannte auch die vielbeneideten Günstlinge des Kaisers, die mächtigen Logotheten, Akoluthen und Protospathare, die großen Herren mit künstlich gekräuseltem Haar und goldenem Harnisch, die von barbarischen Söldnerheeren ihre Schlachten ausfechten ließen, und wenn der Feind vor dem Goldenen Thor heulte, den Damen Witzworte zuflüsterten und einander in der schwarzen Marmorhalle des heiligen Palastes Schlingen stellten . . . Und sie kannte auch die volkstümlichen Philosophen, die neuerlich wieder alle auf die Lehre des Diogenes schwuren, zu-

gleich aber mit Feuereifer die tausend Gebote der Hofetikette befolgten . . . Und sie kannte die beliebten Elegiendichter, die Höflinge in Seidentoga, die geistreich und geschwätzig waren, zeremoniös steif und schlangenglatt, giftig und süßlich, in Ehrfurcht ersterbend und aufreizend frech . . .

Martin sog jedes Wort des Mädchens mit durstigen Ohren ein, ohne ihr Geplauder auch nur ein einziges Mal zu unterbrechen.

Sie hatte eine angenehme, klangvolle und dennoch matte Stimme, die sich wie das Klirren von Gold anhörte. Wenn sie sprach, hatte Martin das Gefühl, als fielen goldene Lilien aus der Luft.

Sprach sie aber lauter, so verbreitete die Wortblüte flammendes Licht; wenn sie flüsterte, dämpften die Blüten ihr Licht und rieselten in matten Bogen langsam herab. Sie fielen auf ihn und durchliefen seinen Körper wie Kieselsteine das Wasser. Und er duldete es machtlos, mit süßem Erschauern. Einmal lachte Zenobia hell auf und bleckte die feuchten Zähne — da tröpfelten auf Martins Herz weiße Perlen wie dichtes Schneegestöber.

Man kam recht langsam vorwärts. Eigentlich sah man nur frühmorgens und am Nachmittag im Sattel. Die Abende waren schon kurz, und nach Sonnenuntergang lagerte oft Nebeldunst über der Heide. Mitunter brannte die Sonne noch sengend herab, doch ihre Glut war gierig und schwermütig, und in ihrem Glanz wob schon der trübe Schatten der Vergänglichkeit.

Am dritten Tag ihrer Reise hatte Zenobia eine seltsame Begegnung.

Sie hielten Mittagsrast im Schatten einer Riesen-

eidhe, und das Mädchen ging, von einem Diener aus Keve begleitet, das Ufer des Wasserlaufs entlang Blumen pflücken. Sie fand hier wunderbare, große, schlanke und dornige Blüten, wie sie in den kaiserlichen Gärten nirgends gebiehn. Sie glichen mehr stolzen Jungfrauen als Pflanzen, und wenn Zenobia den fleischigen Stengel brach, durchschauerte es sie, als hätte sie ein Lebewesen getödet. Doch pflückte sie sie gern, weil sie so mädchenhaft hochmütig waren.

Durch das hohe Rohrgebüsch konnte sie nicht das andere Ufer des Wasserlaufs sehen. Da wandelte sie plötzlich Lust an zu erfahren, wie die Welt drüben aussah, und sie schob die grünen Garben zur Seite. Und da erblickte sie etwas Seltsames.

Etwa zehn Schritt von ihr auf einem Hügel — wohl dem Grab eines AWARENFÜHRERS — stand regungslos eine Gestalt hoch zu Ross. Eine Frau. Stolz, prächtig und furchtbar wie die in Erz gegossenen schlanken Amazonen, die auf hohen Steinsokeln seit Jahrhunderten den Eingang des Hippodroms in Konstantinopel bewachten.

Jetzt begegneten sich ihre Blicke. Die Reiterin sah Zenobia düster, fragend ins Gesicht. Bohrte den Hakenblick ihrer Augen gleichsam in sie, als wollte sie das Bild der Tochter Aistonys mitnehmen.

„Wer ist das?“ fragte Zenobia mit stoßendem Atem.

Im nächsten Augenblick war die Erscheinung vom Hügel verschwunden. Nur das Wogen des hohen Rohrs zeigte, welche Richtung sie eingeschlagen hatte.

„Wer war das?“ fragte Zenobia von neuem.

„Wehe uns!“ sagte der Mann aus Keve. „Wir haben die Heidefrau gesehen!“

Hätte er eine siebenköpfige Hydra im Sumpf schwimmen sehen, wäre sein Schreck nicht größer gewesen.

Das Mädchen ging zur Eiche zurück und kniete neben Amadeus hin, der gerade das Feuer anblies.

„Amadeus,“ sagte es, „wie groß ist die Macht der Heidesfrau?“

„Größer wohl als die Kraft von zweitausend Spießknechten.“

Das Mädchen wurde blaß im Gesicht.

„Und wie groß ist die Macht des Herrn Martin?“

„Wenn Herr Martin will, Zenobia, löst die die Heidesfrau die roten Schuhriemen.“

Da rötete sich Angelikas Gesicht.

An diesem Tag blieben sie länger im Sattel, um das Temesufer zu erreichen. Im Abendgrauen rief Zenobia dem neben ihr reitenden Amadeus zu:

„Schau, was uns nachseht.“

Ein alter Wolf trottete hinter der Schar her; er ließ die Zunge heraushängen und schlug die Ohren zurück wie ein müder Hund.

„Ein Wolf?“ fragte Zenobia.

„Ich glaube nicht, daß es ein richtiger Wolf ist, eher irgendein lumpiges Gespenst. Gleich werden wir ihm hinter den Kniff kommen!“

Damit brüllte Amadeus den Isegrim zweimal an: „Gott! Gott!“ — Stracks schlug sich der Wolf ins Köhricht und ließ sich nicht mehr sehen.

„Es war kein Tier, sondern ein Werwolf“, lachte Amadeus. „Ein rechtschaffener Wolf nimmt nicht Reiß-

aus, wenn er den Namen Gottes hört. Dafür gibt es hier in der Pusta allerhand fahrendes Gelichter, zauberkundige Taugenichtse, die in Tiergestalt den Wanderer schrecken . . . Mich hat ein Kalb einmal bis frühmorgens im Köhricht umhergehehrt . . . Damals wußte ich noch nicht, wie man's mit ihnen macht. Denn ruft man Gottes Namen, so schält sich die Tierhaut von ihnen ab und sie kriegen die Fallsucht in den Leib."

Als sie reichlich spät das Temesufer erreichten, schnellte vor den Pferden ein großer Haufen stämmiger schwarzer Gestalten in die Höhe und stürzte sich ins Wasser.

"Sieh die vielen Mohrenkinder!" rief Zenobia erstaunt.

"Nicht Kinder sind's, sondern Viber", erklärte Amadeus. "Ihre Hütten stehen drüben auf der Insel — sie haben sich dort eine ganze Stadt erbaut und große Dämme im Wasser. In meinen jungen Jahren wohnten sie noch zu Tausenden am Temesufer, doch seit sich jeder Petschenegenschlingel eine Vibermütze auf den Kürbiskopf stülpt, hat sich ihre Zahl sehr verringert."

Es war eine schöne, milde Nacht, und nach dem Essen saßen sie noch geraume Weile am Ufer. Die Flügel des lauen Lüftchens wehten ihnen seltsame Töne aus der Tiefe der Petschenegengeheide zu.

"Jemand singt", sagte das Mädchen.

"Ich hör's nicht", antwortete Amadeus. "Seit mir jemand mit einer griechischen Art eins über den Schädel gab, ist mein Trommelfell locker. Doch vielleicht hörst du den Gesang der Waldjungfern. Die haufen im Dickicht der Insel, mit ihnen die Waldmutter und der Waldmahr."

„Was ist der Waldmahr?“

„Der Holzfäller Schreck. Er ärgert sich schon, wenn jemand mit der Axt im Walde geht. Die Holzhacker, wenn sie ihren Karren beladen, lassen einen Pflock immer liegen, den Mahr zu versöhnen.“

Unter ihren Füßen klatschte das Wasser, und Zenobia neigte den Kopf auf die Schulter des Alten und fragte Amadeus flüsternd:

„Gibt es ihrer auch im Wasser?“

„Mehr als genug. Wassermänner, Wassermaide und Rohrheren. Auch Funke Schwarzgesicht wohnt unten im Wasser und dann noch einer, von dem man besser nicht spricht . . .“

„Warum?“ fragte Zenobia mit neugierigem Gruseln.

„Wenn er seinen Namen hört, taucht er aus dem Wasser, und wen sein Blick trifft, der stirbt am dritten Tag . . .“

(Der geheimnisvolle Wasserspuk, den Amadeus nicht beim Namen nennen wollte, war der Schreck der Fischer, der Tote Mann.)

Drüben am sumpfigen Ufer flackerte ein Irrwisch.

„Sieh, Amadeus, sieh!“ stammelte Zenobia, die schon überall Gespenster vermutete.

„Der Feuermann“, erklärte der Alte. „Ein kleiner Wicht in blauem Mantel, mit Laterne in der Hand. Der Gute tut keinem etwas zuleid, er hüpft nur hin und her. Derweil er drei Plumpse tut, kannst du dir etwas Gutes wünschen. Ich habe mir einmal eine Ete-Stute gewünscht, doch schuldet sie mir der Feuermann bis zum heutigen Tag.“

Amadeus hielt im allgemeinen nicht viel von Heidespuk

und Nachtgraus. Sprach er gelegentlich von ihnen, so geschah es nur, weil er nicht als ungebildet gelten wollte.

Bei Tag fühlte sich das Mädchen wohl. Das seltsame Betragen Martins, des verliebten Barbaren, unterhielt sie. Mitunter neckte sie ihn auch ein wenig, doch manchmal jagte ihr sein glühender Blick Angst ein. Am Abend aber, wenn sie sich in ihr Schlafzelt zurückgezogen, brauchte sie weder Martin noch die Mutter, sondern dachte an Konstantinopel und brach in Tränen aus. O goldenes Byzanz, du Stadt aller Städte! Der einmal das Wasser deiner Zisternen gekostet, ward von ewigem Heimweh nach dir verzehrt! — Ihre Amme hätschelte sie so lang, bis sie sich in Schlaf weinte.

Gesprächig wurde sie erst, wenn die Rede auf Konstantinopel kam. Ihre Augen glänzten, wenn sie vom Hofleben sprach, und wenn sie den Namen Konstantinos Monomachos aussprach, dämpfte sich ihre Stimme zu andächtigem Geflüster.

Der heilige Kaiser! Zenobia hatte fünfzehn Jahre am Kaiserhof gelebt; während dieser Zeit hatten einander nicht weniger als vier Herrscher auf dem Thron abgelöst, ihr war es aber nur einmal vergönnt, den Herrn des Oströmischen Reiches Auge in Auge zu sehen.

Der heilige Kaiser lebte verborgen im stummen Labyrinth seiner Gemächer, in entsetzlicher Einsamkeit, in schwindelerregender Höhe über Prinzen und Fürsten. Trotzdem hörte er und sah er alles. Wenn er sich vor Menschen zeigte, mußte alles niederknien und die Hand über die Augen halten, als müßte der Glanz des Kaiser-

lichen Antlitzes jeden blenden. Zu beiden Seiten des Throns stand je ein goldener Löwe. Wenn der Kaiser sich niederließ, rissen die Löwen das Maul auf und brüllten. Dann mußte nach den Schickslichkeitsregeln jedermann tun, als wäre er zu Tode erschrocken.

Freilich erzählte Zenobia nicht, und es war ihr vielleicht nicht einmal bekannt, daß Romanos III. vor zwölf Jahren von seinem Kammerdiener erschlagen worden war, der sodann als Kaiser unter dem Namen Michael von Paphlagonien den Thron bestieg. Diesen Michael von Paphlagonien mußte man später als Töbflüchtigen einsperren. Sein Nachfolger Michael Kalaphatos war vom Schreinergefelln zum Kaiser geworden. Ihm wurden beide Augen ausgestochen, ehe man ihn in ein Kloster sperrte. Ebenfowenig erzählte Zenobia, daß der zur Zeit herrschende Konstantinos, der Angst hatte, von den eigenen Angehörigen gemeuchelt zu werden, Nacht für Nacht in den Felsenkellern Zuflucht suchte, die als Anemas' Kerker bekannt waren. Das alles waren Dinge, von denen man anstandshalber keine Kenntniss haben durfte.

Was er von Konstantinopel hörte, erfüllte das Herz des Kanonikus mit glühender Sehnsucht. Ihm war, als lauschte er dem Gesang eines buntbefiederten Vogels von der Märchenpracht ferner Urwälder. Konstantinopel! Die Erzählung Angelikas beschwor vor den Augen seines Geistes ein Feenschloß mit tausend Türmen herauf, das Heiligtum und Burg in einem war und sich mit phantastischen goldenen Türmen in den purpurnen Abendhimmel bohrte.

Die sinnliche Begierde, Konstantinopel zu sehen, erfaßte den Sohn Thonuzobas nicht zum erstenmal. Den

Kindern der östlichen Heiden war der abenteuerliche Trieb angeboren, der sie mit magischer Kraft zur Stadt hinzog. Für das biedere Flachland, das auf den ersten Blick seine ganze Seele darbot, war das sündhafte Geheimnis, das sich hinter den Mauern einer Stadt verbarg, von jeher Anreiz und Verlockung. Der Sohn der Pusta verschmähte den Stadtmenschen, verspürte aber eine lasterhafte Sehnsucht nach der Stadt. Jede Stadt war ihm ein ummauertes Rätsel, das ihn nicht eher ruhen ließ, als bis er es durch Ströme von Blut und Berge von Leichen gelöst. Jede Stadt war eine unbekannte Frau, die zu mörderischer und berauscher Ummarmung des Eroberers harrete. Sobald die Hülle der Burgmauern fiel, kamen Schätze zum Vorschein, deren bloße Ahnung den Zeltbewohner mit märchenhaftem Glücksrausch erfüllte.

Dieser abenteuerliche Trieb war lange Zeit der Sauertheg der Weltgeschichte. Er lockte die Nomaden von ihren öden Heiden weg, machte Hirten zu Abenteurern und Abenteurer zu Eroberern. Auch jetzt war der Blick der Reitervölker auf Konstantinopels Kuppeln gerichtet, verträumt und sehnend wie der Blick eines Kindes auf den Regenbogen. Und schon jetzt bewunderten, verherrlichten und beneideten sie den Helden, der als Sieger durch das goldene Thor der Weltmetropole ziehen sollte.

Zenobia sah mit verführerischem Lächeln in die glühenden Augen des schönen Barbaren, ohne zu ahnen, daß der fremde, süße Duft, der ihrem Kleid entströmte, die schlummernde Beutegier in der Seele des Enkels zeltbewohnender Ahnen geweckt hatte.

Am letzten Tag der Reise, als sie das Petschenegerevier schon verlassen hatten, stieß ihnen ein gefährliches Abenteuer zu.

Am Ufer des Harangod kam ihnen ein kleiner Zug entgegengeritten. Schon die schweren großen Pferde ließen auf Reisende aus dem Westen schließen. Unter den Reitern gab es drei Geistliche und einen bewaffneten Krieger, den zwei Knechte begleiteten.

Der Krieger war bis zu den Knöcheln in geflochtenen Eisendraht gekleidet, auch sein ungeschlachtetes Streitpferd trug Filzharnisch. Er hatte seinen Stahlhelm der großen Hülse halber an den Sattelsknopf gehängt; das struppige gelbe Haar hüllte eine Ledermütze. Den ungeheuren Speer trug ihm ein Knappe nach. Der Krieger machte den Eindruck eines vornehmen, kraftstrotzenden und hochmütigen Herrn. Im übrigen war er ein schöner Jüngling.

Offenbar gehörte er zu den fahrenden Rittern, die schon König Stephan viel zu zahlreich ins Land gerufen hatte. Auch König Peter war den Fremden gewogen, um so mörderischeren Haß hegten aber gegen sie die magyarschen Herren. Die fahrenden Ritter fühlten sich keiner Nation angehörig, und für guten Sold waren sie stets bereit, auch gegen das eigene Volk zu kämpfen. Nur zu oft mißbrauchten sie die Gastfreundschaft und erregten durch ihr vorlautes Gehaben den Unmut der ruhigen und immer würdevollen Pustabewohner. In Glaubenssachen bekundeten sie große Unbulsamkeit, und wäre es auf sie angekommen, hätten sie alle Ungläubigen mit Kind und Regel zuhauf geschlachtet. Dabei waren sie selber bloß

dem Namen nach Christen und machten sich von der Lehre der Nächstenliebe und der Demut recht wunderliche Vorstellungen. Im Grunde war ihr Glaube nichts als abergläubischer Götzendienst, den sie auf den einen oder den anderen als kriegstüchtig verrufenen Heiligen übertrugen. Zum überwiegenden Theil waren sie rücksichtslose Draufgänger, deren Kampftechnik auf rohe Gewalt gestellt war. Der Krieg galt ihnen nicht als Mittel, sondern als Zweck, und um ihre Kraft auf die Probe zu stellen, schlugen sie wahllos auch einander tot. Wer von ihnen die meisten aus dem Sattel geworfen, galt als der vornehmste. Um Kriegszucht kümmerten sie sich herzlich wenig, und auf die Kunst des Schlachtenlenkens verstanden sie sich noch weniger. Die eigentliche Schule der Kriegskunst war damals die Wolgagegend; den in harter Zucht erzogenen, einheitlich geführten Heeren, die von dort kamen, konnte Westeuropa nie widerstehen. Die Hunnen und später die Magyaren waren unbesiegbar, solange sie der Kampfweise der Ahnen treu geblieben. Zwei Jahrhunderte nachher eroberten die Tataren Ungarn mit derselben Kriegskunst, die einst den Reiterseharen der Arpaden ihren gefürchteten Namen eingetragen hatte.

Als die zwei Züge sich einander auf dem Weg näherten, trabte Amadeus vorsichtshalber voraus und begrüßte die Fremden mit einem herzhaften „Pax vobiscum“. Die Priester hielten den Alten an und erkundigten sich bei ihm nach dem Weg nach Marosvár.

Der Blick des fahrenden Ritters fiel auf Zenobia. Gewohnt, immer das zu tun, was ihm gerade einfiel, pflanzte er sich mitten im Weg auf und zwang dadurch auch Martin und die anderen, haltzumachen. Martin

lenkte sein Pferd eilig zwischen Zenobia und den Fremden.

„Was wünschst du?“ fragte er ihn lateinisch.

Der Krieger antwortete in seiner Sprache, die niemand verstand. Sein Knappe, der anscheinend einem Grenzgebiet entstammte, konnte hingegen auch magharisch und bot sich seinem Herrn als Dolmetsch an.

„Mein tapferer Herr“, erklärte der Gesell, „ist durch sein Gelübde verpflichtet, schönen Frauen zu dienen. Er will nun wissen, ob deine Dame solcher Ehrung würdig, und verlangt daher, daß sie den Schleier lüfte.“

„So dein Herr ein christlicher Pilger ist,“ erwiderte Martin, „setze er seine Reise in Gottes Namen fort und beleidige nicht die Tochter derer, mit deren Wein er sich seinen Rausch angetrunken.“

Der Knecht rief verdrossen aus:

„Und du wähnst, Narr, daß ich mich getraue, solches meinem Herrn zu vermelden? Erfahre denn, daß du es mit Herrn Udo von Tessin zu tun hast, der dafür berühmt ist, daß er langsam redet und rasch zuschlägt.“

Der Tessiner war des Geschwäges sichtlich überdrüssig und erteilte seinem Diener mit tiefer Orgelstimme einen Befehl. Der Gesell lachte.

„Weißt du, was Herr Dietrich sagt? Weigerst du dich fürder, das Antlitz deiner Dame aufzudecken, so wird er sie nackt ausziehen.“

Damit griff der Speerträger nach Zenobias Augen und riß ihr den Schleier vom Gesicht. Im nächsten Augenblick wankte er schon im Sattel und stürzte mit zertrümmertem Schädel röchelnd aus dem Sattel... Martin wußte selber kaum, wie es gekommen war. Hatte

ihm Amadeus den bulgarischen Knüttel in die Faust gedrückt oder hatte er ihn dem Alten aus der Hand gerissen? Während er den Gesellen mit entsetzlicher Kraft über den Schädel schlug, grölte er mit schäumender Wut: „Hui, du Hund!“

Das alles trug sich blitschnell zu.

Der Geharnischte stieß ein Gebrüll aus, dann riß er seinen Säbel aus der Scheide und schlug mit mörderischem Grimm nach Martin.

Den ersten Hieb fing der Kanonikus mit dem Eisenstiel seines Knüttels auf. Zum zweiten konnte der Ritter nicht mehr ausholen, weil Amadeus ihm von hinten die Wurffschlinge um den Hals warf und den Fremden mit mächtigem Riß aus dem Sattel schleuderte. Mit heiserem Geräusch, nach Atem ringend, wand er sich auf der Erde und wühlte den Nasen mit den Sporen auf. Er wußte kaum recht, was mit ihm geschehen, wehrte sich aber mit grimmiger Kraft.

Der schwarze Hofmeister Zenobias hatte die Flucht ergriffen, die fremden Priester desgleichen. Der zweite Diener des Ritters sah dem Sturz seines Herrn mit lautem Wehklagen, er wagte sich aber nicht näher heran.

Die Gesellen aus Reye warfen dem Besiegten die Mäntel über den Kopf und fielen über ihn her, um dem Mann den Pallasch zu entwenden. Eine geraume Weile konnten sie mit ihm nicht fertig werden; der Geharnischte schüttelte sie in der Luft wie der Bär die an ihm hängenden Fanghunde. Darauf zog Amadeus den Strick ein paarmal an, der Ritter verfiel in Zuckungen, und seine entkräftete Hand ließ die Waffe endlich los.

„Du ihm nichts!“ schrie Amadeus, als er in der Faust eines Gefellen das Messer blinken sah. „Wir wollen Ihn Vetsch mit einem lebendigen Bären erfreuen und ihr werdet sehen, daß er uns einen Eimer Weines dafür verabreicht.“

Man fesselte den ohnmächtigen Ritter und warf ihn wie einen Mehlsack auf sein Pferd. Dann setzte der kleine Zug seinen Weg fort, nachdem Amadeus den niedergeknüppelten Knappen noch einmal beschäftigt hatte. Der war schon hin, nur seine Beine zuckten noch.

„Den hat der Herr Kanonikus mit der Letzten Dlung versehen“, erklärte der Alte.

Damit spie er die Leiche an, seiner alten Kriegessttte getreu.

Sie waren schon beim Harangob angelangt, als ihnen das Schluchzen des seinem Herrn nachfolgenden Burschen noch immer in den Ohren gellte.

Zenobia ritt, am ganzen Körper behebend, an ihres Beschützers Seite. Sie wagte nicht, ihn anzusprechen, denn Martins Gesicht war noch immer von Zorn verzerrt und seine Augen brannten wie Blut. Am Flußufer raffte sie sich gleichwohl zusammen und legte die Hand dem Kanonikus sanft auf den Arm.

„Herr,“ sagte sie leise, „ich kann nicht im Sattel sitzen . . . Das Herz stockt mir vor Angst, und wenn ich ins Wasser blicke, schwindelt es mir im Kopfe . . . So es dir nicht zur Last fällt, Herr, hebe mich auf dein Pferd.“

Martin setzte das Mädchen wortlos in den Sattel vor sich, lenkte dann seinen Hengst in das seichte Wasser. In der Mitte des Flußbetts mußte er den Zügel lockern, um sein Pferd zu tränken. Zenobia spürte beim Anblick des

wirbelnden Wassers noch immer Schwindel und lehnte den Kopf kraftlos an Martins Schulter. Nur das heftige Pochen ihres Herzens und das Beben ihres um den Hals des Kanonikus geschlungenen Armes verriet, daß sie lebte.

Immerzu sah sie den Knappen im Blut sich wälzen. der Gedanke, daß der harte Arm, der jetzt gleich einem Eisenband sie umschloß, Blut für sie vergossen hatte, erfüllte sie mit zähneklappernder Angst, zugleich aber mit einem berauschtenden Glücksgefühl. In der Zierpuppe war das Weib erwacht; sie fühlte sich selig und sündig. Sie öffnete die Augen und suchte mit fiebernder, süßer Unterwürfigkeit, mit störrischem, trunkenem Blick die Augen Martins, wie die Hindin, deren Männchen in mörderischem Kampf den Sieg davongetragen.

Plötzlich fanden sie sich in einem Menschengewühl; sie waren vor dem Thor der Stadt Esanád angelangt.

Am Ufer war großes Gedränge; die Leute von Marosvár verabschiedeten sich gerade von ihrem Bischof. Herr Gerhard saß reisebereit auf seinem mit vier Pferden bespannten Wagen, den die Leute belagerten, um dem geliebten Meister die Hand zu küssen.

In den verstrichenen Tagen hatten sich große Dinge im Land zugetragen, und Herr Gerhard hielt es für seine Pflicht, ungesäumt zum König zu eilen, seinem unglücklichen Landsmann aus Venedig, der in seiner unfassbaren Verblendung die Sache der ganzen Christenheit in Gefahr brachte. In eine Gefahr, deren Größe nur ein Bischof Gerhard zu ermessen vermochte.

Der Bischof sah leidend aus. In den letzten Tagen hatte er sich harten Bußübungen unterzogen, um den eigenen reinen und schwachen Körper vergelten zu lassen,

was andere verbrochen hatten, die unrein und stark waren. Schon hatte er sich von seinen lieben Kanonikern verabschiedet, wobei er einzeln zu jedem sprach, mit der warmen väterlichen Milde, die ihm alle Herzen eroberte. Sein überfeinertes Gemüt ließ ihn schon damals ahnen, daß er die Männer, die er seine Söhne nannte, auf Erden nicht mehr wiedersehen sollte. Gleichwohl war er auch im Augenblick des Abschieds überraschend ruhig, fast fröhlich. Seine Gelassenheit flößte seinen Priestern Mut ein, und seine Fröhlichkeit ließ dem scharfgeschnittenen, von Italiens Sonne gebräunten Gesicht erhabenen Reiz.

Als er schon im Wagen saß, meldeten die Türmer mit lautem Horngeschmetter die Ankunft der sehnlich erwarteten Reisenden. Herr Gerhard ließ seinen Wagen halten.

Zenobia glitt von Martins Pferd gleich in die Arme der Mutter. Und die beiden Frauen vergaßen einen Augenblick ihren hohen Rang und umarmten einander mit lautem Schluchzen.

Der Kanonikus schwang sich aus dem Sattel und trat barhaupt vor seinen Meister.

„Hast du der Heidefrau das Haar abgeschnitten?“ fragte der Bischof.

Martin entnahm seinem Ranzen die dicke, ehern glänzende Haarschlange. Jetzt noch, in Anwesenheit der frommen Priester, verbreitete die Locke sündhaft-süßen Duft.

„Hast du den Göken der Unsteten zertrümmert?“

Martin zeigte das weiße Stück Stein vor. Es war der grüßchengeschmückte Mundwinkel der Göttin, und die neugierigen Domherren stellten kopfschüttelnd fest, daß der schamlose Stein auch jetzt lächelte.

Herr Gerhard legte die Hand aufs Haupt des jungen Kanonikus.

„Sieh mir ins Auge, mein Sohn!“

In den zwölf Tagen, die er in der Pustta verbracht, hatte sich Martins Gesicht völlig verändert. Sein Blick war feurig und fest geworden, seine Haut hatte die Sonne braunrot gebrannt und zwischen seinen Brauen zog sich eine kurze, tiefe Falte.

Im Gesicht des Bischofs zeichnete sich unendliche Schwermut.

„Die Tochter der Gespanin ist gefunden, ob aber mein lieber Sohn nicht verloren ging?“ fragte er so leise, daß es außer Martin niemand hören konnte.

Der Kanonikus hielt dem Blick des Meisters nicht stand. Er neigte das Haupt, und um seine Verlegenheit zu verbergen, wollte er dem Bischof die Hand küssen. Und da begab sich etwas Unglaubliches: Herr Gerhard, der große Bischof, dessen Ruf sich damals schon weit über die Grenzen des Landes hinaus verbreitet hatte, kam Martin zuvor, küßte seinem jüngsten Kanonikus die Hand und sprach:

„Behalte es im Sinn: der Demütigen ist das Himmelreich.“

Damit trat er die Reise nach Stuhlweißenburg an.

Drittes Buch

1
C
b
n
C
M
d
b

b
fr
fi
K
C
de
ein
ve
li
de
die
zu

na
ein

Über den Bergen Siebenbürgens, wo des Eroberers Enkel, Bajna und Baja, herrschten, ging die Sonne blutrot auf. Die Priester und Mönche von Marosvár wechselten scheue Blicke: sie spürten, daß ein furchtbarer Sturm im Anzug war. Sie wagten nicht, davon zu sprechen, zweifelten aber nicht mehr daran, daß die Zeit der vom Bischof Gerhard prophezeiten Prüfung angebrochen war.

Alles hatte sich gewandelt: alles. Die Glaubenseifrigen blieben der Kirche fern und hüteten den Herd; dafür knieten die Abergläubigen vor dem Altar und schlugen sich mit prahlerischer Frömmigkeit die Brust. Vor den Kirchthoren lauerten allenthalben fremde, unheimliche Gestalten. Draußen in den Sommerquartieren, um Hütten und Fischerhütten, unter den Waldjägern entstand ein Summen und Brausen, als schickte sich das Bienen-volk zum Schwärmen an. Nächtlicherweile drang bedrohliches Stimmengewirr von der Heide her. Vom Turm der Kathedrale waren geheimnisvolle Schatten zu sehen, die die Pusta entlang huschten, von einem Wachtfeuer zum anderen.

Unterdes traf von den Landpfarrern eine Beschwerde nach der andern über die Wütharbeit der Volksverheher ein. Fremde Leute gingen von Quartier zu Quartier, ver-

schlagene, spaßhafte Kerle, die es verstanden, dem Volk nach der Zunge zu sprechen. Die grüßten jeden mit der Kürbisflasche, schüttelten auch den Knechten die Hand und verhiessen im Namen des Herrn Wata von Bellus neue Landverteilung und freie Jagd. In Szilzeng entboten die Sendlinge von Bellus das Volk sogar aufs Kirchengut und schrieben dort genau aufs Kerbholz, wieviel Weideland und wieviel Wogen Ackerboden jeder verlangte.

Wie das Brausen der Windsbraut vom Horngeschmetter, wurde das Tosen des Aufruhrs von den Nachrichten überheult, die von der ruthenischen Grenze kamen. Andreas und Levente, die landflüchtigen Arpadenprinzen, warben ein Heer in den Bergen an.

Sie kamen, hei, sie kamen! Sie steckten den Himmel in Brand und schickten sich an, die Schmach des zum Lehen erniedrigten Landes mit Blut abzuwaschen. Sie brachten das alte Gesetz wieder, den alten Ruhm, und setzten den fremden Kehrriht aus der Heimat. Sie kamen, hei, sie kamen! Viele Augen wandten sich dem Nord zu, viele spähten nach dem Staub der Straße und so manche Hand tastete nach dem Schwertgriff.

Wenige Tage nach Martins Ausbruch nach der Grenze hatten sich die Grundherren des Theißgaus und Siebenbürgens auf Watas Einladung zahlreich bei Marosvár eingefunden, um Rats zu pflegen.

Sie alle kamen mit ihren Bannerleuten, und bald war die Wiese jenseits der Maros weit und breit mit Zelten besät. Die Herren berieten sich täglich nach der Frühmesse, im Sattel sitzend. Unter ihnen befanden sich auch einige Burggespane und eine Anzahl königlicher Amts-

walter. Ihr erregtes Geschrei war manchmal bis in die Stadt zu hören, und oft hatte es den Anschein, als sollte es zwischen ihnen zum blutigen Zusammenstoß kommen. Eine ganze Woche konnten sie sich auch auf nichts einigen, indes ihre Zahl zusehends wuchs. Sie erwarteten das entscheidende Wort von den Ghulasöhnern und von Herrn Wata, die nach den Berichten schon unterwegs nach Marosvár waren.

Untertags verscheuchten ewiges Pferdegewieher und Horngeschmetter die Stille der Münster, nachts Gesang und Lautenschlag. Dem guten Abt Philipp gab das Benehmen der Leute auch Argernis, und in seiner Sonntagspredigt wetterte er gegen die Verworfenheit derer, die sich mit Wein betranken und mit Spielleuten verlustigten. Während er noch sprach, verbreitete sich unter den Herren vor dem Altar die Kunde, daß auf dem Kirchplatz ein Goldfuchshengst zu sehen sei, dessengleichen noch nie das Wasser der Maros gesoffen habe. Daraufhin sickerten sie einzeln aus der Kirche. Pater Philipp drohte drinnen im Lager mit Sodoms Schicksal; unterdes beklopften die Herren draußen mit großem Ergötzen den Hals des prächtigen Gauls und musterten seine sehnigen Beine mit Kennerblick.

„Wehe über mich!“ rief da der Benediktinerabt und spaltete in frommer Empörung das Gewand an seiner Brust. „Wehe über mich, daß ich das Wort Gottes Menschen verkünden muß, die sich auf nichts verstehen, außer auf Pferde und Ställe.“

Im Sattel des in Rede stehenden Goldfuchses saß jener Herr Wata von Bellus, den die Herren des Theißgebietes damals als ihren Führer verehrten.

Die Partei der Arpadenprinzen hatte sich im Lager durch die Ankunft Watas bedeutend verstärkt. Dieser tapfere, kluge und gemeiniglich beliebte Magnat wog allein ein ganzes Heer auf. Er war ein braunwangiger, schön gewachsener Mann mit feurigem Blick. Er stand im Rufe eines unerschrockenen Helden, wußte aber dabei die Worte so schlaun-beredt zu fügen, wie nur wenige Doktoren der Kirche. Wenn er Beratungen beizohnte, bewahrte er immer seinen heiteren Gleichmut, auch wenn seine Gegner schon vor Wut strampelten. Durch seine witzigen Aussprüche und seine aus dem Reiterleben geschöpften würzigen Vergleiche wußte er die Zweifler besser zu überzeugen als andere durch ganze breitausgesponnene Orationen. Da er trotz vornehmster Herkunft auch Leuten geringen Standes gern die Hand drückte und sie seine lieben magharischen Brüder nannte, wären die Armen für ihn im Notfall auch durchs Feuer gegangen.

Jetzt wurden nur noch die Siebenbürger Ungarn, Baza und Bajna, im Lager erwartet. Von den reissigen Söhnen Gyulas war es gemeinhin bekannt, daß sie zu den Arpaden hielten.

Sie entstammten dem edlen Blut des Herzogs Tökhötöm und ihr ungarischer Hochmut war viel zu groß, als daß sie den venezianischen Abenteurer als Herrn über sich anerkannt hätten, der dank einer nach welschem Muster veranstalteten Palastrevolution vom Hauptmann der Leibgarde Stephans zum König der Ungarn geworden war. Sie hatten Peter nie gehuldigt, und seit der Venezianer sich die Krone aufs Haupt gesetzt hatte, lebten die Siebenbürger als freie Herren in ihren Bergen.

Die große Aufregung, die damals die Luft erhitzte,

loberte bald auch in der Schule des Domkapitels empor. Ein Seminarschüler, namens Marót, brachte nach dem Gesangunterricht zur größten Freude seiner Kameraden eine ungarische Weise zu Gehör. Vermuthlich hatte er das Lied, das die heidnischen Ungarn verherrlichte, von umherstrolchenden Spielleuten gelernt. Der fromme Gesangsmeister Walter war ob dieses gottlosen Tuns dermaßen empört, daß er dem Jüngling einen Schlag versetzte.

Da schoß dem Marót aus der Sippe Türje das heiße Blut in den Kopf und er zerbrach seine Geige am Schädel des frommen Meisters. Propst Tassilo strafte den Empörer mit unbarmherziger Strenge, er ließ ihn blutig peitschen und in das Kellerverlies der Domkirche werfen, zugleich aber ließ er in der Schule und im Domkapitel kundtun, daß der Gebrauch der ungarischen Sprache (*ritus gentium*) und der Vortrag der Volksweisen (*falsae fabulae rusticorum*) bei der Strafe der Geißelung verboten sei.

Bischof Gerhard wußte von alledem nichts. Sein Leben war damals kaum noch irdisch zu nennen, denn er verbrachte die Nächte in brünstigem Gebet und flehte zu Gott, daß Er das heranziehende Gewitter von den jungen Saaten des Christentums abwenden möge.

Die zankenden Herren kamen dann unerwartet zu einer Einigung.

Im Lager waren nämlich völlig glaubwürdige Boten eingetroffen, die eine grauenhafte Nachricht brachten: der Venezianer Peter hatte Baza und Bajna in einen Hinterhalt gelockt und Töhötöms Enkel wie Strauchdiebe aufknüpfen lassen.

Über das ganze Lager senkte sich Grabesstille.

Wata von Bellus war der erste, der das Wort in der Versammlung ergriff. Hoch zu Roß sprengte er in die Mitte des Raumes, zückte dort seinen breiten, krummen Säbel und rief mit weithin schallender Stimme:

„Der Venezianer Peter ist mir kein König. Gib es hier einen, der den Hergelaufenen als seinen König ehrt, der stehe für ihn mit der Waffe ein!“

Dreimal wiederholte er die Herausforderung, aber unter den Gespanen und Hauptleuten fand sich keiner mehr, der sich zum König bekannte.

Tags darauf war vom Lager auf der Wiese keine Spur übriggeblieben. Über Nacht hatte man die Zelte abgetragen, das viele Volk hatte sich aufgemacht und war nordwärts gezogen. Mit unheilvollem Getöse, in grimziger Eile, unterwegs durch immer neue und neue Schwärme vermehrt, flog es wie eine Schar von Wildgänsen nach Abauj, wo damals schon die Wachtfeuer des Lagers der Arpadenprinzen Andreas und Levente blutrot flammten.

Bei Morgengrauen aber brach Gebrüll und Getöse eines wilden Handgemenges das Schweigen der Stadt, als ob tausend hungrige Wölfe einander auf den Straßen zerfleischten. Bei hundertfünfzig von den Lämmchen des blinden Betsch meuterten, erschlugen einen Hauptmann, machten dann einen Ausfall aus der Stadt und stießen zu dem abziehenden Heer Watas.

Gegen Mittag gewahrten die Männer, die auf den Wällen umherlungerten, schwarze Rauchsäulen am nördlichen Himmelsrand.

„Der Münster von Tömpös brennt!“ sagten sie.

Alsdann zeigten sich zur linken Hand noch eine, zur

rechten noch zwei entferntere Rauchsäulen. Jede Wolke bedeutete den Untergang einer Kirche.

Da ließ Propst Tassilo die Glocken läuten, um die Gläubigen zum Vittgottesdienst zu rufen.

Bischof Gerhard aber erschien unerwartet im Domkapitel und befahl, daß sein Reisewagen vorsehre. Er wollte nach Stuhlweißenburg, zum König.

So lagen die Dinge, als Kanonikus Martin mit Zenobia eintraf.

II

In der Stunde der Abendandacht traf der junge Kanonikus vor dem Dom mit Amadeus zusammen.

„Herr,“ sagte der Alte, „halt ein, denn ich habe dir eine große Mär zu verkünden. Der fahrende Ritter, dem wir am Ufer des Harangod eins am Zeug flickten, ist kein gewöhnlicher Reistger, sondern der neue Gespan von Marosvár. Ich habe mit den Gesellen aus Keve seinen Mantelsack durchsucht, doch war darin kein Geld zu finden, nur ein großer versiegelter Brief. In dem war zu lesen, daß fortan Herr Udo von Tessin der Gespan von Marosvár sein werde... Der Scholar der Frau Esanád hat es gelesen... Er sagte, der Brief enthalte auch König Peters Siegel... Als wir solches erfuhren, liefen wir stracks auseinander. Der Scholar aber löste dem neuen Gespan die Fesseln und geleitete ihn zum Herrn Betsch. Der machte ein langes Gesicht, weil er nicht gezweifelt, daß mit dem Amt er selbst bekleidet werde.“

Nachher verabschiedete sich Amadeus kurzweg vom Kanonikus und schloß sich einigen jungen Burschen an, die lachend über die Straße tockelten. Die Betrunknen gehörten zu den Lämmchen des blinden Betsch. Seit der große Gespan gestorben war, konnte niemand mehr seine Leibwache bändigen. Sie besetzten die Weinkammer Esanads und sofften von früh bis abends.

Die lärmende Schar zog vorbei, und Martin blieb auf der stillen Straße allein. Die Nacht war dunkel und mild. Er wollte zur Kathedrale, aber das sanfte, blasse Licht, das dem Fenster des Gespanspalastes entströmte, zog ihn an wie einen Nachtfalter. Er blieb unten im Schatten der Straße stehen und sah lange nach dem Fenster. Wände und Decke waren von roten Teppichen bedeckt. Es mußte ein weiches, duftendes Frauennest sein.

Jetzt erklang oben ein leises, ganz leises Lautenspiel und eine weiche Frauenstimme erscholl, gedämpft, wie das Gezwickcher eines verschlafenen Kottelchens. Der einmal im Leben diese verschleierte, von schwermütiger Anmut erfüllte, wie Gold klingende Stimme vernommen, mußte Zenobias Gesang erkennen. Sie trällerte ein beliebtes griechisches Lied, das von Lampsakos handelte; in der Melodie lag so viel ersticktes Feuer, so viel heiße Begierde, so viel hoffnungslose Schwermut, wie in der dunst-erfüllten Herbstluft selbst, die Martin einatmete.

Ein sehrendes Feuer loderte im Herzen des Kanonikus empor.

„Sie wird mein, sie wird mein,“ murmelte er, „und kostete es mein Leben, mein Seelenheil!“

Eine Hand legte sich auf Martins Schulter, die Hand des Propstes Tassilo.

„Versucht der Böse dein Gesicht, so reiße deine Augen aus. Versucht er dein Gehör, so gieße dir Blei in die Ohren. Denn wahrlich, ich sage dir: es ist besser, Gesicht und Gehör zu verlieren, als daß man dem Bösen Einlaß in seine Seele gewähre.“

Als die Glocken des Doms zu läuten begannen, um die Gläubigen zur Frühmesse zu rufen, kniete unter dem großen Kreuzifix im Kirchflur ein Büssender in härterer Kutte.

Es war Kanonikus Martin. Er kniete dort seit Mitternacht. Kaum hatte er sich seither gerührt. Das Gesicht an die Füße des am Kreuz hängenden Erlösers gepreßt, betete er scheinbar mit Inbrunst.

Die Buße hatte ihm der Pönitentiar auferlegt, Propst Tassilo. Am Abend vorher hatte er Martin die Beichte abgenommen, und nachdem er die Einzelheiten des Abenteuers am Harangod erfahren hatte, sprach er zu ihm:

„Du hast gesündigt, mein Sohn, doch deine Sünde soll vergeben werden. Hast du auch getötet, das Blut des Getöteten komme nicht über dich. Der Teufel der Hofart hat dich betört. Widersage dem Bösen, demütige dich bis zum Staub vor dem wahren Gott und ich spreche dich deiner Sünde los.“

„So sei es, Vater“, erwiderte Martin.

„Morgen früh, wenn der Gottesdienst zu Ende ist, demütigst du dich öffentlich vor der Gemeinde der Gläubigen, und ich reinige dich von der Sünde durch den heiligen Leib des Herrn...“

„Ich danke, Vater.“

Nun kniete er in der Vorhalle der Kirche. Er wollte beten, konnte es aber nicht. Auch am Fuße des Kreuzes suchten ihn sündhafte Traumgesichte heim. Er wußte nicht einmal recht, wo er war. Es war ihm ungefähr, als wählte er sich auf einem weichen Wolkenbett, und seine Seele schmolz, versank in einen wonnigen Gedanken. Wie im Traum beschwor er jede Einzelheit der gemeinsamen Reise herauf, und die Erinnerung versetzte ihn in Rausch. Er küßte das hölzerne Kreuz und wußte nicht, was er mit den Lippen berührte. Mitunter fuhr sein Gewissen auf und er machte einen verzweifelden Versuch, sich seinem wollüstigen Erschlaffen zu entreißen. Eine Minute vielleicht murmelte er verständnislos die gewohnten Worte des Gebetes, doch nur um wieder in den regenbogenfarbig sprühenden, heißen, betäubend dustenden Nebel zu versinken.

Der Gottesdienst war zu Ende. Die Priester des Domkapitels begaben sich in langem Zug zu zweien in den Kirchenflur. An ihrer Spitze schritt der Propst, eine kurzstielige Ledergeißel in der Hand. Herr Tassilo legte die Hand auf Martins Schulter.

„Stehe auf, mein Sohn!“

Martin erhob sich und blickte mit geblendeten Augen um sich, wie aus tiefem Schlaf erwacht. Hinter den Domherren drängte sich eine große Menge neugieriger Kirchenbesucher.

Da küßte Propst Tassilo die Geißel und reichte sie dem jungen Kanonikus.

„Demüthige dich im Namen des Herrn, zur Erbauung deiner frommen Brüder.“

Martin nahm die Geißel geistesabwesend in die Hand,

indes zwei Kirchendiener ihm das Gewand lösten, so daß er bis zum Gürtel nackt unter dem Kreuz stand.

Sein zager Blick streifte plötzlich zwei Gesichter. Das eine gehörte dem neuernannten Gespan Udo, das andere war Zenobias Antlitz. Aus jedem der beiden Gesichter starrte dem Kanonikus ein bestürztes Augenpaar entgegen. Sowohl der Ritter wie Zenobia hatten Martin sogleich erkannt, und beide erfuhren erst jetzt, daß der Held der Pusta ein geistlicher Mann war. Die Züge des Ritters waren von Beschämung und Verachtung verzerrt, und die Wangen des Mädchens malte die schmerzliche Enttäuschung freideweiß.

Als Kanonikus Martin die Frau vor sich stehen sah, die er liebte, und den Mann, den er haßte, schwang er die Geißel langsam in der Hand, dann ließ er sie vor Propst Tassilos Füße fallen.

„Ich will nicht!“ sagte er leise.

Die Priester wechselten entgeisterte Blicke.

„Was sagst du, mein Sohn?“ fragte Tassilo mit düsterer Ruhe.

„Ich will nicht!“ wiederholte Martin, nun schon mit erhobener Stimme.

Im Flur wurde es still wie im Grab. Der Propst schloß einen Augenblick die Lider. Dann sagte er kalt:

„Fesselt den Meuterer!“

Dem Kirchendiener, der sich auf Martin stürzte, war es, als schlug ihm ein Riesenhammer aus Eisen gegen die Stirn, dann wurde es ihm dunkel vor den Augen und er schlug hintenüber auf die Steinfliesen auf.

Martin stand unter dem Kreuz, bis zum Gürtel entblößt, die Lippen zuckend vor Zorn, herausfordernd und

zur Raserei aufgestachelt, bereit zu Kampf und Tod. Man konnte ihn in Stücke reißen, aber nicht brechen. Er war abstoßend wie das reißende Tier, das zu dem allerlehten Kampf ausholt, und erhaben wie der Kriegsgott der Heiden.

Aus der Untern Kirche führte ein niederer, mit Schwibbogen überwölbter Gang zu den Gefängnistellern.

Martin verstand, daß niemand die Hand gegen ihn erheben wolle, und er folgte freiwillig dem Profosen.

III

Neben dem Hochaltar des Doms führte eine schmale Steintreppe in die Untere Kirche hinab.

Dort unten, im Schoß der Erde, hatte man dem traurigsten Mysterium des neuen Glaubens einen Altar errichtet: dort stand die Kapelle des Heiligen Grabes. Mit der ewigen Dämmerung rang eine kleine Ampel; ihr spärlicher Schein flackerte hoffnungslos wie die Seele eines Sterbenden. Im schwarzen Schlund einer niederen Grotte ruhte der weiße Steinleichenam des Erlösers. In schauerlicher Einsamkeit, in gräßlicher Nacktheit, das traurigste Opfer der Söhne Rains.

Aus der Untern Kirche führte ein niederer, mit Schwibbogen überwölbter Gang zu den Gefängnistellern.

Als die eiserne Thür hinter Martin ins Schloß fiel, fand er sich in einer finsternen, engen Grube. Durch das dicke Gewölbe führte ein vergittertes Loch ins Freie, durch das ein farger Lichtschimmer ins Verlies sickerte.

An der Wand hing ein schwarzes Krüzifix mit dem dornengekrönten Ebenbild Christi. Ein roh geschnitztes Standbild mit unförmigen Gliedern, das aber das Leiden des sterbenden Körpers, das letzte Zucken der erstarrenden Muskeln mit grauenhafter Wahrheit darstellte.

Der Kanonikus schritt zwischen den engen Wänden auf und ab wie ein in die Grube gefallener Wolf. Seine Gedanken jagten einander wirr, doch erinnerte er sich später an nichts mehr, weil ihn die Einförmigkeit seiner Bewegungen vollends betäubte.

Am Nachmittag, als ihn der Durst zu quälen begann, drehte sich der Schlüssel im Schloß der Eisentür. Der Profos steckte den Kopf herein.

„Der hochwürdige Propst schickt dir dieses heilige Buch.“

„Gib mir zu trinken!“ sagte Martin.

„Ich gebe dir nichts. Bis übermorgen früh mußt du ohne Speise und Trank hier bleiben. Vereust du bis dahin deine Sünde und nimmst die dir auferlegte Buße mit schuldiger Demut auf dich, so darfst du nach Herzenslust trinken.“

Damit sperrte er die Tür ab und entfernte sich mit hallenden Schritten.

Martin nahm das Buch zur Hand. Es war das Buch Hiobs. Auf's Geratewohl schlug er es auf und begann laut zu lesen:

„Meine Seele verdreust mein Leben; ich will meiner Klage bei mir ihren Lauf lassen und reden in der Betrübniß meiner Seele.

Und zu Gott sagen: Verdamme mich nicht, laß mich wissen, warum Du mit mir haderst.

Gefällt Dir's, daß Du Gewalt tust und mich verwirrest, den Deine Hände gemacht haben . . . ?

Haßt Du denn auch fleischliche Augen oder siehst Du, wie ein Mensch siehet?

Oder ist Deine Zeit wie eines Menschen Zeit? oder Deine Jahre wie eines Mannes Jahre?"

Er mußte das Lesen unterbrechen, da es dämmerte. Aus der Ferne war, wie aus Wolkenhöhe erklingend, der Gesang des Nachtwächters zu hören. Martin lag auf der Erde und lauschte dem leuchenden Atmen seiner Brust.

Plötzlich gab die taube Nacht Töne von sich . . . Draußen, vom unterirdischen Gang her, ließen sich schlurrende Schritte vernehmen, dann Hüfteln und bitteres Seufzen . . . Jetzt wieder hörte man von weitem ein grimmiges Dröhnen aus den Eingeweiden der Erde, als hämmerte jemand mit beiden Fäusten auf eine Eisentür.

„Gibt mir zu trinken! Im Namen der ewigen Barmherzigkeit, gebt mir zu trinken!“ kreischte eine Frauenstimme in der Ferne.

Eine verschüchterte, gebrochene Männerstimme antwortete:

„Wer bist du, durstende Seele, die den armen Naso ängstigt?"

„Ich bin Mütterchen Babo, die Wahrsagerin!“ erwiderte die Frauenstimme. „Ich habe einer Jungfer aus der Asche die Zukunft gelesen, und der Propst ließ mir den glühenden Schlüssel der Kirche auf die Brust brennen und mich hier einsperren . . . Seither durstet mich . . . Oh, wie mich durstet! Teufel oder Gespenst, wer immer du seist, um einen Schluck Wasser verschreibe ich dir meine elende Seele!"

„Verdammte Here, heule nicht!“ rief die Männerstimme. „Süßes Mütterchen Babo, wenn du mir gut bist, sei still“, fügte die Stimme flehend hinzu. „Sprich nicht den Namen des Bösen aus, denn es ist Mitternacht, und um diese Zeit reitet er auf schwarzem Roß um die Kirche . . . Auf schwarzem Roß reitet er in der Luft, späht zu jedem Fenster herein und sucht den armen Büßer Naso . . . Gelobt sei Jesus Christus!“

Kanonikus Martin wußte, wer der Büßer Naso war. Ein Handwerker namens Wendel, der vor zwei Jahren sein Weib erwürgt hatte. Gespan Esanád hatte den Gattenmörder zum Tode verurteilt, doch als man ihn zum Galgen führte, war Wendel den Händen der Spießknechte entschlüpft und in die Kirche geflohen. Seither verkroch er sich in dem Dom, den er nicht mehr verlassen durfte, wollte er den Hals nicht in die Schlinge stecken. Seit er sehr abgemagert und die drollige große Nase ihm förmlich aus dem Kopfe gewachsen war, hieß er unter den Leuten der Kirche nur Naso. Tagsüber war er selten zu sehen, gewöhnlich knäuelte er sich in einer Ecke zusammen wie ein Stachelschwein, bei Nacht aber bemächtigte sich seiner große Unruhe und er irrte bis zum Tagesanbruch knurrend durch die Gänge.

Die Wahrsagerin pochte mit zornigem Kreischen an die Thür und wurde von Naso bald mit weinender Stimme beschwichtigt, bald laut gescholten, doch blieb dieser mit dem Starrsinn der Besessenheit bis zum Morgengrauen vor ihrer Thür. Als es zu tagen begann, nahm Martin das heilige Buch nochmals zur Hand.

„. . Du jagest mich wie ein Löwe und handelst wiederum wunderbarlich an mir.“

„Warum hast du mich aus dem Mutterleib kommen lassen? Ach, daß ich wäre umkommen, und mich nie kein Auge gesehen hätte!

So wäre ich, als die nie gewesen sind, von Mutterleibe zum Grabe gebracht.“

Die letzten zwei Sätze, den vielleicht ergreifendsten Aufschrei, der je von der finsternen Erde zum Sternenhimmel emporgestiegen, las er mehrmals hintereinander.

Dann legte er sich auf den Steinboden und blieb bis zum Abend regungslos liegen.

Mit der Abenddämmerung senkte sich über das Gefängnis kalte, hoffnungslose Schwermut. Martin hatte den traurigen Einfall, daß er schon tot sei. Vielleicht hatte er auch nie gelebt und sein Leben nur erträumt, die wenigen sonnigen Tage, die er in der Pusta verbracht. Jetzt mußte er ewig in dieser finsternen Gruft liegen, ewig trauernd und verlassen.

Verlassen? Plötzlich schien es ihm, als wäre das runde, kleine Fenster seines Kerkers ein Auge, das aus unermesslicher Höhe in seine Gruft herabsah. Ein spähenendes Auge, dessen entsetzlich gleichgültiger Blick bis in sein Inneres drang und mit überlegenem Hohn seinen Marterqualen zusah.

Und in der grenzenlosen Erbitterung seines Herzens begann er sich gegen das furchtbare Auge aufzulehnen, wie einstens Hiob, und ihm einfältige, lästerliche Vorwürfe zu machen:

„Ich sehe dich, aber ich kenne dich nicht... Wem gehörs du, rätselhaftes Auge? Sehnsüchtig, voll flammender Liebe suchte ich dich in meiner entsetzlichen Einsamkeit, doch du bleibst mir fern... Hinter fernen Wolken lauerst

du mir auf wie der Schütze seiner Beute . . . Welch eine Beute bin ich dir, du schrecklicher Schütze? Mein Leben gabst mir du, es ist dein! Mehr als das habe ich nicht mehr . . . Ich liege vor dir im Staub, öffne dir Seele und Herz wie der in Hinterhalt geratene Reisende seine Börse und schütte alles vor dich hin, was ich in mir habe. Mein Leben, meine Freiheit, alle meine verborgenen Gedanken sind dein . . . Was willst du noch? Bist du es noch immer nicht satt, meine Not zu sehen? Aber ich weiß schon, was du willst: Meine Liebe! Die gebe ich nicht! Du kannst mich martern, niedertreten, in ewige Verdammnis schleudern, zu einem kannst du mich nicht zwingen: Dich zu lieben!“

Eine heiße Blutwelle schoss Martin in den Kopf, dann sprang er mit rasendem Siegesbewußtsein auf die Füße. So wie er da stand, war ihm plötzlich, als schwellte ihm Titanenkraft die Glieder; er begann zu wachsen, sich zu erheben — konnte seine Gruft mit den Äxeln sprengen, mit wilder Gewalt die Grundfesten der Kirche umwerfen . . .

Mit schäumender Wut rannte er gegen die Eisentür und begann mit der Faust auf sie loszuhämmern. Als seine Hände schon blutig waren, sank er ohnmächtig auf die kalten Steine.

Nach langer Zeit erwachte er aus seiner Ohnmacht, und da kam ihm vor, als hörte er fernen Gesang. Es war, als sängen tausend tiefdröhnende Männerstimmen ein uraltes Petschenegenlied, dann fielen plötzlich tausend süß klingende Frauenstimmen ein . . . So viel schweremühtiges Sehnen, so viel ergreifende Treue und Liebe lag im Lied, daß die Seele des ganzen Petschenegenvolkes

aus ihm zu sprechen schien . . . Hui, die Petschenegen! Sie lagerten draußen in der freien Pusta, viele Tausende, Frauen und Männer, und dachten alle mit treuer Liebe ihres jungen Führers . . . Diese gewaltige Liebe überschwemmte die Pusta, näherte sich wogend der Stadt, schäumte über die Mauern, fand, hob, wärmte, tröstete, schaukelte, umschmeichelte den jungen Fürsten . . .

„Martin!“

Eine entfernte Stimme rief ihn. „Martin!“

Der Kanonikus fuhr auf und wollte schreien, doch entrang sich seiner ausgetrockneten Kehle nur heiseres Wimmern.

„Martin, ich spreche zu dir: ich, dein Diener Amadeus. Hier stehe ich am Fenster . . . Ich bringe Wein! Hier ein langes Rohr, das lasse ich zu dir hinab und tränke dich . . . beeil dich, ehe die Runde kommt.“

Der Kanonikus nahm das Ende des Rohres zwischen die Zähne und tat einen langen Zug.

„Wo sind die Petschenegen?“ fragte er dann.

„Die Petschenegen?“ wiederholte Amadeus verwundert.

„Die sind draußen in der Pusta. Soll ich ein Stückchen Brot hinunterwerfen?“

„Ich brauch's nicht. Willst du das tun, was ich dir sage, belohne ich dich, Amadeus.“

„Ich höre, Herr!“

„Könntest du jetzt aus der Burg entweichen?“

„Ich könnte es versuchen, Herr.“

„Könntest du dir ein gutes Pferd verschaffen?“

Amadeus dachte ein Weilchen nach.

„Vielleicht könnte ich eines aus dem Gestüt der Ge-
spanin stehlen.“

„Spreng hinaus ins Revier . . . schon nicht das Roßfleisch!“

„Was soll ich den Petschenegen bestellen?“

„Die Pfaffen halten ihren Fürsten Alpár im Verlies des Doms gefangen. So sie mich nicht befreien, ehe der Morgentau trocken wird, mögen sich die Schurbanen das Haar abschneiden und einen Gedenkhügel am Flußufer aufwerfen, denn ihr Fürst ist gestorben. So viel sag ihnen, nicht mehr!“

„Es soll geschehen, Herr!“ rief der Alte, den die heidnischen Worte wie ein seltsames, kriegerisches Fieber durchschauerten.

Amadeus eilte von dannen. Martin aber streckte sich auf der Steinbank aus und versank bald in tiefen Schlaf.

IV

Bei anbrechendem Morgen, als durch das Gitterfenster ein fahler Schimmer in Martins Kerker sickerte, hallten Schritte von der Thür, dann drehte sich der Schlüssel im Schloß um.

„Erhebe dich, Kanonikus Martin und folge uns vor deine Richter.“

Zwei Domherren im Chorhemd erwarteten ihn vor der Thür mit einigen Kirchendienern.

Langsamem Schrittes, mit einer gewissen Feierlichkeit, führten sie ihn hinauf in den Dom und von dort durch die Sakristei in den Versammlungsaal des Domkapitels.

Dort waren alle Priester des Kapitels beisammen. Propst Tassilo als Pönitentiar saß auf dem Bischofsstuhl, und um den langen Tisch hatten die Kanoniker Platz genommen. Die jungen besetzten den Hintergrund; bei der Thür stand der Gottesstreiter des Kapitels, Kuwrat, ein finster dreinschauender Riese.

Als Martin vor den Propst trat, breitete Tassilo die Arme aus.

„Oremus, Fratres!“

Das Gesumm eines leisen Gebets erfüllte den Saal. Martin betete aber nicht mit, sondern horchte gespannt zum Fenster hin, durch das ein kühler Morgendunst in den niederen Saal strömte.

Der Propst setzte sich von neuem und wandte sein Gesicht Martin zu.

„Kanonikus Martin, du hast dich schwer gegen die heilige Regel Bischof Chrodegangs vergangen.“

Martin achtete des Propstes gar nicht. Er schloß die Lider halb und verhielt den Atem... Jetzt lebte und fühlte er fast nur mit seinen Trommelfellen.

Plötzlich stieg ihm die Röthe ins Gesicht... Die Priester hatten noch gar nichts gehört, derweil er, der scharfhörige Sohn der Pusta, bereits die Nähe tausend verwandter Wesen witterte...

„Bereust du deine Sünden?“ fragte der Propst.

Der Kanonikus antwortete nicht. Erst als der Propst seine Frage wiederholte, warf er mit hochmütiger Ungeduld hin: „Ich bereue nichts!“

Wer ihn ansah, konnte in ihm den Kanonikus Martin kaum wiedererkennen. Thonuzobas Sohn stand hochmütig, erhobenen Hauptes, mit verächtlichem Lächeln auf den

Lippen, vor seinen Nichtern. Und die Priester bemerkten erst jetzt hinter dem linken Ohr Martins eine silbergraue Locke. Vor zwei Tagen war sein Haar noch gleichmäßig braun gewesen.

„Mein Sohn,“ sagte Tassilo mit kalter Ruhe, „es ist unsere Vaterpflicht, dein Seelenheil vor der Heimtücke deiner heidnischen Hoffart zu retten. In meinem Herzen hat keine Parteilichkeit Platz, und ich messe dir mit demselben Maß wie mir. Auch in mir bäumte sich schon oft der Hochmut des einstigen Kriegers, doch bot ich dann den Rücken mit Demut der Peitsche hin. Und ich bin dein Vater!“

Der Kanonikus maß den Dompfropst mit einem verächtlichen Blick.

„Die Peitsche gebührt dir,“ sagte er dann, „weil du ein hergelaufener Fremdling bist. Ich aber bin Thonuzobas Sohn!“

Die Priester tauschten entsetzte Blicke, als sie die verwegenen Worte vernahmen.

„Meuterer, vergiß nicht, daß du vor deinen Nichtern stehst!“ sagte Herr Tassilo kalt.

„Wer kann mich hier richten?“

Der Propst erhob sich von seinem Sitz.

„Ich, der ich die Macht von Gott erhielt.“

Noch hatte er den Satz nicht beendet, als schmetternder Hornstoß die Morgenluft durchbrauste. Drohend, mit unheimlicher Gewalt, erklang unter der Burg Thonuzobas Kampfruf, als ließen fünfzig tolle Auerstiere auf einmal ihr kampffrohes Gebrüll ertönen.

Die Priester schrakten zusammen. Martin ließ den stechenden Blick seiner Augen ihre Reihen entlang schwei-

fen. Da war es, daß ihm die Worte des fahrenden Alten einfielen: „Die Pusta holt dich, unwiderstehlich, entseztlich, brüllend wie die Frühlingsflut!“

Siehe, die Pusta kam und holte sich ihren Sohn.

„Die Macht hat Gott nicht in eure Hand gegeben, sondern in meine. Und wer die Hand gegen den Fürsten Alpár erhebt, hat sein Leben verwirkt!“

Im Saal herrschte Grabesstille. Erst nach langer Zeit ließ sich vom offenen Fenster her die weinerliche Stimme eines alten Kanonikus hören:

„Weh, mein Herr, Herr Tassilo, die Stadt ist von grausamen Heiden umzingelt.“

Der Propst trat ans Fenster und die verschreckten Kanoniker drängten sich hinter ihm. Der Anblick, der sich ihnen bot, ließ das Blut in ihren Adern erstarren.

Raum einen Pfeilschuß weit unter der Mauer standen in langen Reihen die Petschenegenreiter. Alle bis ans Kinn bewaffnet, in schimmernder Wehr, stolz, prächtig, angsterregend. Sie hatten sich in Schlachtordnung aufgestellt, mit einem zwei Schritt breiten Zwischenraum zwischen je sieben Reitern. Ihr linker Flügel verlor sich im Morgennebel. Regungslos, wie kupferne Götzen, saßen sie auf ihren Rossen mit geflochtener Mähne. Die stehenden Augen hefteten sich jetzt alle auf das Fenster des Domkapitels. Vor der schnurgeraden Schlachtenreihe stand der pantherfellgeschmückte Hauptmann, den entblößten Säbel aufs Knie gestützt. Allen war es unbegreiflich, wie die Heiden so unbemerkt an die Burg hatten heranrücken können. Die mit Wolfsfell bekleideten Hornisten bliesen jetzt wieder mit aller Kraft ihrer Lungen die Hörner.

„Was bedeutet das?“ fragte Tassilo.

Auf seine Frage gab ihm der blinde Betsch die Antwort. Der Burghogt brach mit großem Schwertgerassel in den Saal.

„Frommer Vater,“ sagte er, „die Hundegläubigen haben die Stadt umzingelt und auch die königliche Fährse besetzt... ich weiß nicht, was sie im Schilde führen, aber wenn wir uns nicht in gutem mit ihnen einigen, rösten sie vor Sonnenuntergang ihren Speck an der Glut von Eanáds Burg.“

„Mensch,“ sagte Herr Tassilo verächtlich, dessen altes Kriegerherz sich zu regen begann, „lege dein Schwert hin und nimm eine Kunkel zur Hand. Oder haben die Grenzwächter etwa geflügelte Rosse, daß sie die festen Mauern der Burg überfliegen können?“

Das Gesicht des Profosen färbte sich blutrot.

„Herr,“ sagte er, „wenn es sein muß, gebe ich meine Seele für die Männer der Kirche, nicht aber die vielen tausende Weiber und Kinder. So wisse denn, daß mir im ganzen hundertsechzig Männer geblieben sind, auch darunter gibt es fünfzig heidnische Rabaren. Die Rabaren haben das Wassertor besetzt, von dort johlen sie den Heiden zu. Mich dünkt, es gelüstet sie mehr nach den Schätzen des Doms denn nach den Pfeilen der Pesthenegen.“

„Was verlangen die Grenzwächter?“

„Hier ist ihr Sendbrief“, sagte Betsch und reichte Tassilo ein zusammengerolltes Pergamentblatt. „Lies ihn du, ich bin kein Schriftgelehrter.“

Den Sendbrief, wohl das merkwürdigste Schriftstück, der je in eine umzingelte Burg geschossen wurde, hatte jener Scholar Efesche geschrieben. Bei Fackellicht geschrieben, im Wald von Esüesköd. Da kein Schreibpult zur Hand war, hatte er auf dem Rücken eines Schurbanen gearbeitet, der sich zu diesem Behuf auf alle viere niedergelassen. Der tapfere Petschenege, der schon unzählige Male, ohne mit der Wimper zu zucken, durch zischende Pfeilregen geritten war, benahm sich in seiner ungewohnten Rolle höchlich aufgeregt. Die Hauptleute umstanden Efesche und sahen mit andächtiger Neugierde zu, wie er pfiffig-kniffig die ineinanderverschlungenen dünnen Buchstaben hinmalte. Hinter ihnen versammelten sich Reitersmänner, und auch die Pferde mit den spitzen Ohren reckten neugierig die Hälse.

Die allgemeine Anteilnahme schmeichelte Efesche, und er sparte auch nicht die Mühe. Er zeichnete schöne geschmückte Buchstaben und färbte die großen Anfangsbuchstaben aus dem an seinem Gürtel hängenden Tintenfaß königsrot.

Der Sendbrief der Heiden aber lautete wie folgt:

„Gelobt sei Jesus Christus! Wir frommen königlichen Grenzwächter aus Rajdums Geschlecht entbieten den hochwürdigen Priestern und Hauptleuten Marosvárs unseren Gruß. Sientemal uns kund geworden, daß unser Herr und Fürst Alpár, jener Thonuzobasohn in schmachvoller Haft gehalten wird, beschloßen wir, daß unser Herr frei werden soll. Aus diesem Grund ermahnen wir euch, ihr hochwürdigen Priester und Hauptleute der Burg, daß ihr Herrn Alpár mit Ehren vor die Tore ziehen laßt, ehe der Morgentau trocken wird. Denn so ihr solches zu

tun ermangeln solltet, geloben wir beim Namen Jesu Christi, imgleichen der Götter Allah und Offan folgendes: Die sechs hochwürdigen Priester, so sich in unserer Gefangenschaft befinden, zu henken; item Marosvár zu zerstören und darinnen keinen Stein auf dem anderen zu lassen; item die Burgbewohner jeglicher Art, Männer, Weibsteute, Greise und Kinder ums Leben zu bringen; item die hochwürdigen Priester und Mönche Marosvárs, im gleichen die Kirchendiener durch Pferde zerreißen zu lassen. — Gegeben in unserem Kriegslager im Wald von Esücsköd, am Himmelfahrtstag. Alle frommen Grenz- wächter entbieten euch ihre Grüße. Grüßet einander mit frommem Kuß. Mit eigener Hand entbietet euch seine Grüße auch der Kanzellar Ekesche. Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi sei mit euch!"

Als Ekesche seinen Brief den Petschenegen vorgelesen hatte, gab einer der Hauptleute seiner Meinung Ausdruck, man könnte vielleicht die vielen Grüße und Lobpreisungen Christi weglassen.

„Wie könnte man sie weglassen?“ fuhr der in seinem Selbstgefühl verletzte Scholar zornig auf. „Oder hast du schon einen Brief gesehen, der nicht so anhebt und so schließt?“

Propst Tassilo hatte mittlerweile den Brief fertig- gelesen.

„Ist es wahr, daß Priester in der Gewalt der Heiden sind?“ fragte er.

„Siehe sie selbst, Herr Tassilo!“ riefen die am Fenster. Der Nebel hatte sich unterdes gelichtet und nun konnte

man bis zu einem entfernten Hügel sehen, auf dem sechs in Eile gezimmerte Galgen in die Morgenluft starrten. Unter jedem stand ein gefesselter Priester. Die Kanoniker erkannten das weiße Haar des Dechanten vom Borzva und die dicke Gestalt des Pfarrers von Barsány. Die übrigen vier waren griechische Mönche aus Droszlámos, die die Grenzwächter mit großem Ungestüm nachts aus den Betten gezerzt hatten. Die Gefangenen hatten schon sichtlich mit ihrem Leben abgerechnet. Der eine murmelte geneigten Hauptes sein Gebet, der andere starrte mit freideiweißem Gesicht vor sich hin, indes ein dritter, in der Hoffnung des nahen Martyriums, mit verklärter Miene zum bewölkten Himmel aufsaß . . .

Die Soldaten der Burgwache, von denen etliche in der offenen Thür warteten, sehnten sich jedoch keineswegs nach dem Kranz der Blutzeugen und forderten fluchend, daß man das Burgtor öffne.

„Wo ist der vornehme Petscheneg, den sie ausgeliefert haben wollen?“ fragte der Burgvogt in entschlossenem Ton.

Ein Teil der Priester zeigte eilig auf Martin. Der blinde Betsch wandte sich dem Kanonikus zu.

„Du bist Thonuzobas Sohn?“ fragte er.

„Ich bin es“, versetzte Martin.

Da berührte der Profos seine Stirn und sagte mit aller Freundlichkeit, die er aufzubieten hatte:

„Du bist frei, Fürst, und kannst gehen, wohin dir beliebt. Und solltest du Diener oder Güter in der Burg haben, kannst du solche mitnehmen.“

„Ich habe hier niemand und nichts“, erwiderte Martin düster.

Propst Tassilo wandte sich dem schon in der Tür stehenden Martin zu.

„Dem Kerker bist du entkommen, Martin, der Hand des Herrn aber entrinnst du nicht. Die Tür, durch die du aus der Burg trittst, ist die zur Hölle.“

„Ich mag nicht den Himmel, muß ich ihn mit dir teilen“, entgegnete der Kanonikus, „In eurem Himmel gibt es nur Fremde. In der Hölle aber wohnt mein Vater mit Árpád und den anderen Magyarenfürsten.“

Damit kehrte er dem Dompropst den Rücken und ging. Doch schon auf der Straße vernahm er das laute Wehklagen der Kapitulare, die den Sündenfall ihres Bruders beweinten.

Als Martin mit dem Burgvogt zum Tor kam, warf sich ein dort wartender Jüngling in priesterlicher Tracht vor ihm in die Knie.

„Fürst,“ sagte er flehend, „nimm mich mit in die Pusta.“

Es war der Zögling des Seminars Marót, den Herr Tassilo wegen des ungarischen Liebes hatte geißeln lassen.

„Ich nehme dich mit“, antwortete Martin.

Die eisenbeschlagene Eichentür des Burgtors schlug dröhnend hinter Martin zu. Der Kanonikus lehnte sich, von flüchtigem Taumel erfasst, an die Mauer... Der Morgenwind fuhr ihm ins Gesicht... In blendender Strahlenpracht gebadet, dehnte sich vor ihm die Pusta... Das war die Freiheit! Um ihn jauchzten und tobten tausend junge Krieger. Das war das Leben!

Die habichtäugigen Grenzwächter erkannten sogleich ihren Fürsten. Mit ohrenbetäubendem Geschrei und Horn-

geschmetter begrüßten sie ihn, ohne daß sich ihre Reihen angesichts der Nähe des Feindes aufgelöst hätten.

Ein alter Mann führte dem Kanonikus ein Roß mit Pantherschabracke und Reiherbusch zu. Martin legte die Hand auf die Mähne des Pferdes, um sich in den Sattel zu schwingen, dann aber trat er einen Schritt zurück und faßte das Tier aufmerksam ins Auge.

Es war ein rabenschwarzes, schlankes Roß mit trockenem Kopf und stählernen Sehnen, die Augen feurig und klug wie die eines jungen Weibes. Man merkte ihm auf den ersten Blick das edle Blut Etes an.

Und während Thonuzobas Sohn das Roß besah, das stolz und schlicht vor ihm stand, ein Sinnbild der freien Pusta, geschah ihm etwas Sonderbares. Seine Augen, die seit des Vaters Tod nicht mehr weinen konnten, füllten sich plötzlich mit Tränen, und Martin umschlang mit lautem Schluchzen den Hals des Pferdes.

Auf den Zinnen der Burg standen in Gruppen die betrübten Priester. Sie rotteten sich in schwarzen Rudeln zusammen und, die Hände in den Ärmeln des Habits gesteckt, sahen sie stumm dem abziehenden Heer nach. Noch konnten sie sehen, wie die Reiterreihen sich aufzulösen begannen und die dahinjagende Schar in breitem Halbkreis den jungen Fürsten umgab.

In langem, weitgestrecktem Bogen sprengten die Petschenegen nebeneinander, vor unbändiger Freude johlend und jauchzend, sich im Sattel emporreckend, die Speere schwingend und im Flug erhaschend. Nicht Menschen mehr, sondern reitende Teufel. Eine tosende Flut raste über die Pusta, eine Riesenwoge menschlicher Leidenschaft, die im Triumph den bleichwangigen Jüngling mit sich riß,

den verloren geglaubten und wiedergefundenen Sohn der Pusta. Und die Erde dröhnte unter ihnen . . .

Unter den jungen Kanonikern aber, die lauter Ungarn waren, preßte das Heimweh nach der Pusta so manchem, hei, so manchem das Herz zusammen. Sie standen auf den Wällen wie flügelahme Vögel, die den in durchsonnter Höhe dahinsiegelnden Kameraden nachschauen.

V

Ohm Amadeus saß draußen am Marosufer und sah der Arbeit der königlichen Fergen aufmerksam zu. Leute, die selber möglichst wenig arbeiten, haben gewöhnlich ihre Freude daran, wenn andere vor geschäftigem Tun nicht ein noch aus wissen. Wo Häuser gebaut oder Boote kalafatert wurden, konnte Amadeus stundenlang verweilen, indes er die Leute anspornte und ihnen nützliche Rat schläge erteilte.

Die Fergen machten gerade ein tüchtiges Boot flott. Das Fahrzeug wurde mit Frauenzelten, Teppichen, Eskörben, Weinschläuchen und langstieligen Spießen beladen.

Ein befreundeter Ruderknecht erzählte Amadeus, daß die Witwe Ešanáds sich zur Abreise anschickte. Seit der Meuterei der Grenzwächter fühlte sich Frau Ešanád in ihrem Palast nicht mehr sicher und wollte ihre Tochter nach Stuhlenweißenburg bringen, damit sie dort am Königshof abwarte, bis das heidnische Gewitter vorbeizog. Amadeus erfuhr des weitern die Einzelheiten des Reise-

planes der Frauen: Sie hatten vor, im Boot bis zur Fähr bei Bód zu rudern und die Reise von dort unter dem Schutz des Burggespanns von Esongrád zu Pferd nach Stuhlweißenburg fortsetzen.

Herr Udo, der neue Gespan, schloß sich den Frauen an. Der Ritter hatte herausbekommen, daß für ihn in der festen Stadt Esanád herzlich wenig zu tun war. Der König hatte ihm die Gespanswürde geben können, nicht aber die Macht dazu. Der blinde Petsch kümmerte sich nicht sonderlich viel um ihn, und die ungezügelte Leiwache lachte ihn einfach aus.

Gegen Mittag schafften Frau Esanáds bewaffnete Knechte eisenbeschlagene Truhen an Bord. Amadeus geriet in mächtige Aufregung.

„Sie nehmen Esanáds Schatz mit!“

Ohne sich lang zu besinnen, hatte er plötzlich wie auf höhere Eingebung den Plan eines kriegerischen Unternehmens fertig im Kopf: fünfzig entschlossene Petschenegen stahlen sich über die Maros, kamen auf gewechselten Pferden dem Boot zuvor und besetzten die Theiß, auf Schläuchen schwimmend, gegenüber dem Wald Gyümölcsény. Gelang es ihnen nicht, sich des Bootes mitsamt der Frauen zu bemächtigen, verdienten sie den Namen von Reitern nicht.

Die frommen Benediktinerpatres erwarteten Amadeus an diesem Tag vergeblich zum Mittagsbrot; der alte Büßer trottete um diese Zeit schon ohne Speise und Trank der Petschenegenheide zu. Im übrigen ging er nicht gern zu Fuß, diesmal aber hob er mit unermüdlichem Eifer die Riemenschuhe.

Im großen Röhricht des Harangod erblickte Amadeus

einen Gefellen, der ihm in gemächlichem Trab entgegenritt. Am Sitz erkannte er sogleich den Petschenegen. Der Alte johlte ihm zu, doch der Reiter verschwand urplötzlich im Röhricht, wie vom Sumpf verschlungen. Hier auf schlug sich auch Amadeus ins Rohrgebüsch und, vorsichtig vorwärtskriechend, gelang es ihm bald, den Gefellen zu finden.

Der Petschenege hatte sich in einer Grube niedergeduckt, und sein Gaul lag neben ihm regungslos, mit steif vorgestrecktem Hals: hätte es nicht ab und zu mit dem Schweif eine Fliege verscheucht, hätte man es für tot halten können.

„Ich sehe dich, Kerl, ich sehe dich“, rief Amadeus.

Da sprang der Gefelle auf die Füße und grinste vorlegen.

„Bist du es, Ohm Kotschobur? Ich suche doch gerade dich.“

„Mich?“

Nun ließ sich der Bursche zum größten Erstaunen des Alten auf dem Nasen nieder und riß sich hurtig die beiden Stiefel vom Fuß. Aus jedem schüttelte er je zwei blanke Münzen heraus.

„Das schickt dir Fürst Alpár, Ohm Kotschobur.“

Nachdem Amadeus sich überzeugt hatte, daß alle vier Münzen goldene Byzantiner waren, stieß er einen Freudenschrei aus, der sich über dem Schilfried anhörte wie das Gewieher eines alten Hengstes.

„Gelobt sei der Herr!“ rief Amadeus. „Da sieht man den Unterschied zwischen einem Petschenegenfürsten und dem Sohne eines Somogyer Schweinehirten.“ (Mit dem Sohn des Somogyer Schweinehirten meinte der Alte

Efeschke, seinen gewissenlosen Schuldner, der seine Schuld seit zwei Jahren nicht bezahlt hatte.)

Als der Geselle erfuhr, daß auch der Alte dem Revier zustrebe, bot er ihm gastfreundlich die Kruppe seines Pferdes an, und Amadeus ließ es sich nicht zweimal sagen, sondern kletterte flink hinter dem anderen aufs Ross.

„Wie heißt du?“ fragte der Alte freundlich.

„Du weißt es nicht? Wir sind doch gute alte Bekannte.“

„Ich habe deine Frage mein Lebtag nicht gesehen, mein Sohn!“

„Warum nicht gar! Ich bin der Rosshirt, den du vom Pferd zu schlagen liebtest, als du mit Herrn Alpar als Bote zur Großen Frau geritten kamst.“

„Und wenn mein Kopf eine Brieftruhe wäre, könnt' ich mich nicht an alle erinnern, die ich aus dem Sattel geschmissen“, prahlte Amadeus.

„Wäre es nur ein Faustkampf gewesen, wärst du mit mir nicht so rasch fertig geworden!“ sagte der Geselle.

„Nein? Als Junge vertrieb ich mir die Zeit in den bulgarischen Bergen damit, daß ich Bären mit der bloßen Faust niederschlug.“

„Das waren aber wohl bulgarische Bären, keine Petschenegen“, meinte der andere.

„Auch der Petschenegenschädel zerkracht, wenn man ihn richtig behandelt.“

„Das sollte man versuchen.“

„Ich will es gern versuchen.“

Sie stiegen vom Pferd und stellten sich einander gegenüber auf. Das Ross sah ihnen erstaunt, neugierig zu.

Amadeus konnte von seinem pfeilwunden Arm keinen rechten Gebrauch machen, verließ sich aber auf seinen linken.

„Es kann losgehen, mein Sohn!“ sagte er.

Damit schlug er den Petschenegen auf die Nase, daß dem rote, blaue und grüne Flammen aus den Augen sprangen.

„Nicht übel gewesen“, meinte der Gesell.

Zugleich traf er Amadeus auf die Kinnbacke, worauf der Alte gleich einen Stockzahn ausspie.

„Gut gemacht!“ sagte Amadeus.

Eine gute Weile knufften sie einander und bedachten die wohlgezielten Hiebe mit lobender Anerkennung. Beiden blutete schon die Nase. Endlich bekam der Petschenege einen Treffer in den Bauch, daß er rücklings auf dem Rasen zu liegen kam.

Als er sich wieder aufraffte, sagte er im Ton aufrichtiger Achtung:

„Ich sehe, frommer Vater, daß du auch das verstehst.“

Damit setzten sie sich wieder aufs Pferd und setzten ihren Weg einträchtig fort, wobei sie sich angelegen sein ließen, die Zeit durch erbauliche und lehrreiche Gespräche zu kürzen.

„Noch immer weiß ich nicht, wie du heißt, mein Sohn“, sagte der Alte.

„Bozburgan heiß' ich.“

„Bozburgan ist ein schöner Name, aber kein guter.“

„Warum kein guter?“

„Weil man ihn dir mit heidnischem Feuer gegeben, statt mit geweihtem Wasser.“

„Getauft hat man mich auch, als uns einmal der

verstorbene Beke, tausend Mann stark, in die Maros getrieben. Man gab mir damals einen vertrackten Namen, aber ich habe ihn schon vergessen, denn es ist lange her."

"Das war aber unrecht getan, mein Sohn! Denn wisse, am Jüngsten Tag wird Jesus Christus im Thor des Paradieses stehen und die Christen nacheinander beim Namen rufen. Und so einer nicht springt, wenn er seinen Namen hört, wandert er ins Gehenna. Wie willst du nun springen, wenn du nicht einmal weißt, wie dein Name ist?"

Darüber dachte Bozburgan eine Weile nach. Später ließ er sich hören:

"Ist es denn sicher, daß Christus wahrer ist als der alte Gott?"

"Mir kannst du es wohl glauben!" sagte Amadeus im Brustton der Überzeugung.

"Woher weißt du es?"

"Ich habe es erprobt und will es dir erzählen, auf daß es dir zur Lehre diene. In meinen Kriegertagen, als ich noch schwach im Glauben war, verrenkte sich einmal mein Pferd ein Bein. Wohlan, sagte ich mir, jetzt werde ich also erfahren, welcher der wahre Gott ist. Ich ging zuerst zu einer weisen Frau, die sollte nach altem Brauch einen Zauberspruch sagen und mein Pferd heilen. Richtig sagte sie den Spruch, und ich bezahlte mit Viberfell, wenn es nur auch ein Sommerfell war. Aber der alte Gott half meinem Pferd doch nicht. Darauf begab ich mich nun zu dem alten Einsiedel, der gegenüber Reve im Wald hauste. Erst wollte er mein Pferd nicht besprechen, doch als ich ihm ein wenig zusetzte, besann er sich eines besseren. Sein

Gebet aber lautete: Christus der Herr ritt auf Eselsrücken nach der Stadt Jerusalem. Mittwegs begann sein Esel zu hinken. Sah das die Muttergottes Maria. Sprach und sagte: Mein Sohn, Jesus Christus, dein Esel hinket. — Christus hörte und sprach: Holdselige Frau Mutter Maria, mein Esel hinkt, weil ihm das Bein wund. — Geliebter Sohn Jesus Christus, ich gebiete in deinem heiligen Namen und mit deinem Willen, daß dein Esel geneset. Also betete der Alte und tags darauf war das Bein meines Pferdes heil. Man hänge mich am Wegrand, wenn es nicht so geschah! Und jetzt urtheile du selbst, Bozburger, welcher der beiden der wahre Gott ist."

Unter solch nützlichen und kurzweiligen Gesprächen erreichten sie die Wiese, von wo man schon bis zum Pestschenegenwald sehen konnte. Auf der Wiese kam ihnen ein Reiter entgegen.

"Da kommt der Spielmann Efesche!" rief Bozburger.

"Wo der wohl sein Roß gestohlen hat!" sagte Amadeus verwundert.

Der Spielmann erkannte die beiden und lenkte sein Pferd auf sie zu. Amadeus sah erstaunt, wie weit es sein Schuldner gebracht hatte. Er saß auf einem guten, kräftigen Eisenschimmel, hatte neue Stiefel an und um die Schultern einen talggeschmierten Ledermantel, wie ihn die Reiter damals zum Schutz gegen den Regen trugen. Sein Sattelsack war zum Bersten voll, und an seinem Sattelknopf hing eine bauchige Feldflasche.

Efesche stemmte die Hand geckenhaft in die Hüfte und maß Amadeus mit einem lecken Blick.

"He, du!" sagte er dann. "Du kommst mir zupass!

Kennst du den Weg nach Esongrád? Kann man dermalen über den Körtvélyessée setzen?"

„Das wohl, in der Richtung der großen Eiche. Aber was hast du in Esongrád zu suchen?"

„Dem Gespan von Esongrád ist ein Sohn geboren, und mich hat man zu Bevatter gebeten", sagte Efesche. Dann gab er seinem Pferd die Sporen und trottete ohne Gruß davon.

„Und wann gibst du mir mein Geld zurück?" rief Amadeus ihm nach.

Doch Efesche war schon weit.

„Schamlose Lüge!" Amadeus war entrüstet. „Er soll dem Gespan von Esongrád Bevatter sein? Lebt denn ein Schinder in Esongrád, der den Schuft von Fiedler als Bevatter annähme? Bozdurgan, wenn du mich lieb hast, leih mir dein Pferd, daß ich ihm nachsehe! Bei Sanct Benedikt, ich lasse mir Winterhandschuhe aus seiner Haut nähen."

Bozdurgan war ein guter Junge, aber er war ein Petschenege. Und ein Petschenege lieb einem sein Weib eher als sein Pferd. Als sie den Wald erreicht hatten, sah Amadeus immer mißmutiger drein. Jetzt war ihm klar, daß er den Weg sich hätte sparen können. Die Petschenegen brauchten seine Nachricht nicht; die Hundesöhne hatten schon Wind bekommen, daß Frau Esanád mit den Schätzen des Gespans die Theiß hinauffuhr. Auch daran zweifelte der Alte nicht, daß Efesche nicht Esongrád, sondern dem Landungsplatz bei Bód zustrebte. Die Petschenegen hatten ihn als Späher hingeschickt.

Frau Scheruzade ließ sich in ihrem Zelt ankleiden. Das Zelt war voll von Mägden. Koswitha, die blonde Lombardin, strahlte das Haar der Gebieterin mit einem silbernen Kamm, und die dicken schwarzen Locken wanden sich in der weißen Hand des Mädchens. Eine slowakische Sklavin kniete auf der Erde und hielt einen runden Stahlspiegel vor Scheruzade. Eine kleine Petschenegin lag häuchlings auf dem Teppich und bemalte die Fußnägeln der Herrin kleine rote Halbmonde. Die Kleidermagd hielt unterdes schon das goldgelbe Seidengewand bereit, das die Dame anlegen wollte.

Das Ankleiden Scheruzades stellte sonst die Gewandtheit der Mägde auf harte Probe; die Gebieterin war reizbar veranlagt und ließ ihre Mädchen für eine Kleinigkeit grausam züchtigen. Die Aufseherin der Mädchen — eine alte Here mit harten Zügen — stand auch jetzt am Ende des Zeltes, die Geißel in der Hand. Doch war die Große Frau heute sichtlich heiterer Laune. Sie sprach nicht viel, aber sie hörte Koswitha mit stillem Lächeln zu, und ihr Lächeln spiegelte sich in den Gesichtern aller Dienerinnen wie das Licht der Sonne in den Tümpeln der Wüste.

Wenn es der Gebieterin fröhlich zumute war, befahl sie mitunter dem blonden Mädchen: „Sprich, Koswitha!“ Und da begann Koswitha wie eine Hummel zu summen; sie sagte reizende, drollige und verschrobene Dinge, und ihre Stimme klang weich wie die Saite einer Geige. Trotzdem war Koswitha nicht wirr im Kopf. Sie wußte immer, womit sie Scheruzades Ohren am besten fesseln konnte.

Jetzt sprach sie vom Fürsten Alpár.

„Schlank ist er wie die Pappel und stark wie die Eiche, unser schöner junger Fürst. Die Augen traurig, der Mund schweigsam, das Gesicht bleich. Alpár, hei Alpár!“

Scheruzade unterbrach Roswitha.

„Sein Haar ist zur Hälfte ergraut. Hast du es gesehen?“

„An langen Winterabenden wird des Mannes Haar grau, wenn keine Frauenhand es streichelt...“

„Du bist närrisch, Roswitha! Welch Gewand trägt der Fürst?“

„Ehern Hemd und Marderschaube, Sperberfeder schmückt die Haube“, sumnte die Lombardin.

In diesem Augenblick war vor dem Zelt lautes Gewieher zu hören. Das Gewieher bewirkte, daß alle Mägde zu lachen begannen.

„Was lacht ihr?“ fragte Scheruzade.

„Mit Vergunst, Gebieterin,“ antwortete Roswitha, „es ist wohl zum Lachen, wenn der Bär wiehert. Denn dessen Stimme du vernommen, Große Frau, ist kein rechtschaffen Pferd, sondern der ewig durstige Pfaff, den Fürst Alpár einmal in unser Lager gebracht.“

Die Mädchen hatten scharfe Ohren. Es war Amadeus, der soeben gewiehert hatte. Der Alte hatte einen Haufen Weiber am Brunnen gesehen und sie neckisch begrüßt.

„Ruft den Ewigdurstigen herein“, sagte Scheruzade, „und reicht ihm einen Humpen gebrannten Wein. Laßt sehen, wer von euch versteht, einen Bären tanzen zu machen.“

Den stets zum Scherz aufgelegten Mädchen war der Befehl der Gebieterin sichtlich willkommen.

Amadeus trat ins Zelt und grüßte gesittet mit einem lauten „Pax vobiscum“. Als er die vielen lachenden Frauengesichter sah, wußte er sogleich Bescheid, von welcher Seite man ihm die Rutte zupfen werde. Mit schlauer Unterwürfigkeit kauerte er sich bei der Thür nieder.

„Sprich zu ihm, Takscha“, ermutigte Scheruzade die Kleiderbewahrerin.

Da wandte sich Takscha mit lächelndem Mund Amadeus zu.

„Frommer Mann, unsere Gebieterin will dich in ihre Dienste nehmen.“

„Mein jetziger Herr ist ein guter Herr“, erwiderte Amadeus, „und meine Dienstzeit bei ihm ist noch nicht um.“

„Ist dein Herr gut?“

„Einem Knecht ist der beste Herr der, den er wenig sieht. Ich habe meinen noch nie gesehen, denn mein Herr ist der heilige Benedikt.“

„Wieviel Lohn zahlt dir dein Herr?“ fragte Koswitha.

„Zwei Fasttage in der Woche und zwanzig Peitschenhiebe“, antwortete statt Amadeus die Kleidermagd.

„Bei uns könntest du doppelt so viel haben, frommer Mann.“

Amadeus schüttelte den Kopf.

„Mich gelüstet nicht nach einer Hürde, wo die Stute dem Hengst die Halfterleine um den Hals wirft.“

Tekt sprach auch Scheruzade.

„Wolltest du dich zu uns verdingen, Pfaff, gäbe ich dir eine meiner Mägde zur Frau.“

Die kleine Nagelpflegerin stieß vor launigem Schreck einen Schrei aus.

„Gemach, kleines Fohlen,“ warf ihr Amadeus überlegen hin, „nicht du wirst gezäumt.“

„Welche möchtest du wählen?“ fragte die Gebieterin.
„Willst du Roswitha?“

„Mit Vergunst, gnädige Herrin,“ erwiderte der Büßer, „deine Magd lächelt viel zu viel, und bei uns heißt es: Dämpfigem Roß und lächelndem Weib trau nicht über den Weg.“

„Der fromme Mann führt immer Pferde zum Vergleich an“, sagte Takscha. „Man sieht, daß er sich fleißiger im Stall als in der Schreibstube umgetan.“

„Vielleicht ist er gar kein Pfaff, sondern Rosßdieb“, meinte die Nagelpflegerin.

„Ein Pfaff, der gestohlene Pferde dem Gott Oktan opfert“, fügte die Kleiderbewahrerin hinzu.

Aus irgendeinem Grunde erregte diese Bemerkung Amadeus' Zorn.

„Sollte ich Pferde stehlen,“ sagte er härbeißig, „ich würde sie fürwahr nicht deinem verdamnten Göhen opfern, sondern meinem Herrn Benedikt.“

„Gebieterin,“ sagte Roswitha, „auch ich kenne ein Beispiel aus dem Reiterleben: selbst der alte Gaul gewöhnt sich Unarten an, wenn man ihn nicht schlägt.“

Sowohl die Nagelpflegerin wie Roswitha waren mittlerweile mit ihrer Arbeit fertig geworden. Die Kleine zog der Gebieterin perlenbestickte rote Sandalen an; Scheruzade erhob sich und legte den schönen braunen Arm auf Roswithas marmorweiße Schultern.

„Die Schnallen!“ sagte sie.

Die Lombardin legte ihr die goldenen Schnallen an, wobei sie mit kühner Schmeichelei einen Kuß auf den Arm der Gebieterin drückte.

„Du kannst dich über die Güte deiner Herrin nicht beklagen“, sagte Scheruzade zu Roswitha. „Ich wollte dir einen Mann verschaffen, aber dich braucht nicht einmal der Ewigdurstige. Jetzt kannst du schon zum Teich gehen und den Wildgänsen sagen: ‚Schwestern, seid mir gegrüßt, auch ich blieb ledig!‘“

Wieder wandte sich die Herrin Amadeus zu:

„Wie wäre es mit Takscha? Sie möchtest du freien?“

Amadeus ließ den Blick geringschätzig über die schlanke Gestalt der schönen Takscha schweifen.

„Auch nur eine locker geschnürte Kunkel!“ sagte er dann.

Alle Frauen lachten, ausgenommen die eine Takscha, die ihre flinke Zunge losließ und Amadeus in Grund und Boden schimpfte. Der Alte hörte mit Behagen dem Gekeif des Mädchens zu; obwohl Takscha ihm nicht so viel Ehre zubilligte wie dem Zuggaul eines Schlepbootes, machte er dazu eine Miene, als geißelte man seinen Rücken mit Marienflachs. Unterdes riß Roswitha vom Zeltpfosten die dort hängende dreisaitige Laute herab und begleitete Takschas Maulen mit scherzhafter Musik.

Schließlich hieß Scheruzade die Mädchen mit einem Wink verstummen.

„Du bist viel zu wählerisch, Pfaff. Ich sehe: man könnte dir den Schädel einhauen und du wärst noch immer nicht zufrieden. Jetzt sag mir auf der Stelle: was hast du an meinen Mädchen anzusehen?“

„Es geziemt zwar einem Mann frommen Wandels nicht, sich den Kopf über derlei Eitelkeiten zu zerbrechen,“ antwortete Amadeus, „doch da du einmal diesen Befehl erteilt hast, Große Frau, will ich offen gestehen, deine Mädchen sind mir viel zu dünn. Mit Vergunst, ich halte dafür: ist das Weib gut, so sei es des Guten viel. Deine Mädchen sind nur da, einem die Augen zu kitzeln; aber das eintägige Fohlen könnte keine von ihnen aus der Hürde bringen und keine den Hafersack auf der Schulter tragen.“

Da Amadeus bemerkte, daß seine Worte dem Herzen Scheruzades nicht mißfällig waren, knüpfte er den Faden der Rede weiter, indem er wie ein glattzungiger Höfling die Mädchen bemängelte, um der Amazonsenschönheit Scheruzadas schlaue Huldigung darzubringen.

„Wahrlich, ich sage, auch unter Frauen taugt die brüllende Tigerin mehr als die winselnde Kaße. Freilich sind manche Männer wie das Kind, das einen Schmetterling gefangen hat und ihn für keine Falle hergäbe. Sogar mein Herr Alpár gehört zu denen.“

Amadeus, der nur darauf bedacht war, den Damen mit einer anregenden Klatschgeschichte aufzuwarten, ahnte nicht, daß er schwankenden Grund betrat.

„Was für einen Schmetterling hat Herr Alpár gefangen?“ fragte Scheruzade, zwischen deren Brauen eine tiefe, kurze Falte erschien.

Im Zelt wurde es totenstill. Die Mädchen tauschten entsetzte Blicke. Doch Amadeus kannte die Gebieterin noch nicht so gut und schwakte arglos weiter:

„Sein Schmetterling kam aus Konstantinopel geflattert. Als ich die beiden in der Pusta sah, fiel mir gleich

das alte Lied ein: Goldner Widder, goldnes Lamm — passen gut zusamm'. Und auch heute ist mir das Lied eingefallen, als ich Ekesebe begegnete, den der Fürst auf die Schmetterlingsjagd entsandt . . ."

Pötzlich stockte Amadeus das Wort. Er sah auf Scheruzade und wäre froh gewesen, hätte er gar nicht gesprochen, lieber sich selber die Zunge abgebissen.

Die Gebieterin stand vor ihm, ein wenig gebückt, mit zuckenden Muskeln wie der sprungbereite Panther. Ihr Gesicht war unheimlich wild und schön.

„Ein Wort, sag noch ein Wort,“ sprach sie mit tiefer Stimme, „und ich laß dir alle Zähne, die du im Kiefer hast, in die Hand geben!“

Kein Wort wollte er mehr sprechen, kein einziges, nicht einmal wenn jedes Schilfrohr der Heide aus Gold gewesen wäre und jeder Tümpel aus Diamanten und man das Ganze ihm geboten hätte, wäre ihm noch ein Wort über die Lippen gekommen. Auf allen vieren schlich er aus dem Zelt, sachte und demütig wie eine aus dem Suppentopf gekrochene Fliege.

„Roswitha!“ kreischte Scheruzade zornig wie der verwundete Habicht.

Die Lombardin warf sich auf die Erde und presste das Gesicht an den Fuß der Gebieterin.

„Roswitha! . . . Hat der Pfaff die Wahrheit gesagt?“

„Gelogen hat er, Gebieterin. Beim Tuche der heiligen Veronika, er hat gelogen! Er wäre ein Lügner, selbst wenn er stumm zur Welt gekommen wäre!“

„Roswitha! Ist der Pfaff ein Narr?“

„Ein schwachsinniger Bettler ist er, ein schmutziger Tropf, der johlend in der Pusta umherstrolcht und den

die Kinder mit Schlamm bewerfen."

"Roswitha! Bin ich denn häßlich?"

"Du bist auch im Zorn erhaben und schön wie das tobende Meer, Herrin", sagte die Lombardin. Und fügte mit welscher List hinzu: „Doch wenn du lächelst, Herrin, dann bist du unwiderstehlich und entzückend wie die junge Sonne, wenn sie über der heiligen ligurischen Bucht aufgeht."

Und Scheruzade lächelte — mit verzerrtem Mund.

VII

Die im Karántal lagernden Schwarzen Petschenegen wollten sich keiner Weiberherrschaft unterwerfen und fielen darum vor zwei Jahren von der Regenbogenhorde ab. Doch als sie jetzt erfuhren, daß Thonuzobas Sohn im Fürstenzelt am Begafluß saß, schickten sie eilig Boten hin, um ihm zu huldigen. Die im Land verstreut kampierenden Petschenegen brachten dem Namen Thonuzobas abergläubische Ehrfurcht entgegen; von seinem Geschlecht erwarteten sie die Auferstehung der alten Petschenegenfreiheit. Die Boten brachten Alpár ein edles Roß als Tribut, ein Roß, weiß, schlank und schön wie ein Silberreiter, außerdem erbeutete Waffen und Wein aus Sebes. Nachdem sie sich geeinigt hatten, schworen die Schwarzen Petschenegen dem Fürsten den Treueid, indem sie ihre Klingen nach altem Brauch in das Blut eines zerstückelten Hundes tauchten.

Bei Sonnenuntergang bewirtete der Fürst die Boten

in seinem Zelt. Außer den Hauptleuten der Goldenen Horde war auch Scheruzade zugegen als einzige Frau unter den Gästen. Die der Regenbogenhorde und die Schwarzen, die einander vor kurzem noch mit Speeren in der Pusta jagten, tranken jetzt mächtig auf die neue Freundschaft. Alpár trank kaum und sprach noch weniger. Die großbärtigen Herren fanden, daß das Betragen ihres jungen Fürsten wohl zu dessen Würde passe und erinnerten sich, daß auch der große Rhonuzoba bei aller Vorliebe für fröhliche Leute immer maßvoll und wortkarg gewesen.

Nach dem Mahl führte Roswitha fünf Slavinnen ins Zelt. Die Lombardin brachte ihre Laute mit, vier Mädchen waren mit kleinen Handtrommeln und ein fünftes mit klingenden Eisenstäbchen versehen.

Da erhob sich Scheruzade von ihrem Platz, wandte sich Alpár zu und verneigte sich tief.

„Herr,“ sagte sie, „wenn es dir nicht mißfällt, führt dir deine Magd nun den Schwerttanz vor.“

Die Petschenegenherren wechselten vielsagende Blicke, dann folgten sie mit gespannter Aufmerksamkeit jeder Bewegung Scheruzades.

Den Schwerttanz, das sinnbildliche Mysterium von Liebe und Blutdurst, tanzten vornehme Frauen nur selten öffentlich. Nach siegreichen Schlachten, wenn die Begeisterung des ganzen Stammes zur Raserei gestiegen war, kam es freilich vor, daß einzelne Frauen ihrer leidenschaftlichen Freude auf diese Weise Ausdruck gaben, doch auch dann konnte ihr Vorgehen von dem Mann, dem sie den Tanz vorführten, getrost als Beweis bedingungsloser Hingabe aufgefaßt werden.

Scheruzade löste ihren Gürtel, und Roswitha kniete

nieder und streifte ihrer Herrin die roten Sandalen von den Füßen.

Scheruzade stand lächelnd, erhobenen Hauptes, aber mit bleichem Gesicht vor den Herren. In der Rechten hielt sie ein krummes Schwert mit dünner Klinge, dessen Spitze den Teppich berührte.

Jetzt wirbelten die Trommeln los. Sie erzeugten einen seltsamen rhythmischen Lärm, der sich anhörte, als dröhnte die Pusta unter den Hufen weitab dahinsprengender Pferde. Das Klingen der Eisenstäbe aber erinnerte an weither tönendes Waffengerassel. In dieses dumpfe Gewirr von Tönen verwob sich die eintönige, schmerzliche und dennoch aufpeitschende Melodie, die Roswitha auf ihrer Laute spielte.

Das Schwert beschrieb einen funkelnden Bogen, blieb dann über dem Haupt der Frau stehen und Scheruzade hielt seine Spitze zwischen den Fingern der linken Hand.

Scheruzade rührte sich. Voll zeremoniöser, fremdartiger Würde, mit weichen, gestreckten Schritten schwebte sie um das Zeltgemach. Die scharfe Klinge umsprühte sie in blitzschnellen Vogen. Es war ein seltsamer Anblick, als spielte eine märchenhaft flinke Silberschlange mit einem Panther. Die Trommeln tobten immer lauter, in immer rascherem Takt. Roswitha schlug mitunter mit der Hand auf die Geige und ahmte mit ihrer Stimme den Kampfruf der Petschenegenreiter nach.

Jetzt blieb Scheruzade in der Mitte des Teppichs stehen. Das Schwert kreiste sausend in der Luft, zeichnete einen breiten Silberteller über das Haupt der Frau. Ihre Hüften blieben regungslos, doch ihre Schultern setzten sich allmählich in wogende Bewegung. Sie war wie die

schlanke junge Palme, die mit einem heißen Sturmwind ringt. Ihr Gesicht wurde flammenrot, sie schloß die Lider halb, und ihre Lippen zuckten um die Zähne, als bereitete sie der Tanz Qualen.

Nun konnten die Herren ihr Blut nicht länger zählen; sie klatschten im Takt in die Hände, schrien und berauschten sich an der eigenen Wildheit.

Jetzt verstummten auf einmal Musik und Lärm. Scheruzades Knie lösten sich; die Frau warf sich zu Boden. Der Griff des Schwertes lag auf Alpárs Knien und seine Spitze richtete sich gegen die Brust der Frau. Die glühenden, dürstenden Augen Scheruzades suchten mit tierischer Demut Alpárs Blick. Doch sah der Fürst über sie hinweg.

„Genug der Erlustigung!“ sagte er leise.

Das Blut des jungen Fürsten verzehrte das gleiche Feuer, das in den Adern der übrigen Petschenegen tobte. Er brauchte nur die seiner Seele angelegten Fesseln hinwegzuschleudern, und auch in ihm erwachten alle wilden dichterischen Triebe, die die Söhne der Pusta mit der Fata Morgana in immerwährendem Frühlingsrausch hielten. Das Volk der freien Jünglinge kannte nur zwei Werte im Leben: Kriegeruhm und Liebe. Alpárs Seele dürstete, lechzte nach beiden als höchsten Lebenszielen. Doch war es nicht diese Frau, die er begehrte. Ihr schöner Körper, der leidenschaftlich fordernd, sich anbietend vor ihm kniete, rief ihm jene andere ins Gedächtnis, deren eigenartiger, zarter Schönheit Herz und Verstand des jungen Barbaren längst verfallen waren. Jene andere war jetzt auf dem Wege zum Lager des Königs. Der ihr folgen wollte, mußte durch ein Blut- und Glutmeer

waten. Dieser Gedanke machte Zenobias Bild noch anziehender, verlockender, unwiderstehlicher.

Und während sein Herz stürmisch pulste, winkte der junge Fürst mit der Selbstbeherrschung der Morgenländer scheinbar ruhig den Häuptling der Schwarzen Petschenegen zu sich.

„Wieviel Bogenschützen könnt ihr aufbieten?“

„Wir haben dreißig Rotten, Herr, jeder Haufen siebenzig Pferde stark.“

Im Zelt wurde es totenstill. Die Herren sahen mit gespannter Aufmerksamkeit in Alpárs Gesicht. Da wandte sich der junge Fürst dem Serdar Hortuba zu.

„Laß in das heilige Horn blasen“, sagte er mit einer Stimme, die vor Aufregung bebte.

Der Alte sprang mit funkelnden Augen vom Teppich auf.

„Gegen wen geht's, Fürst?“

„Du fragst noch? Jenseits der Donau ringen die Arpadensöhne mit den Christgläubigen.“

VIII

Einige Tage später läutete in aller Früh die Sturmglocke Eanáds und rief das bewaffnete Volk auf die Wälle. Sogar die Kanoniker rückten aus, mit rostigem Helm auf dem Kopf, mit Speiß und Art in der Hand.

Die Petschenegen setzten einige Pfeilschüsse weit von der Stadtmauer über die Maros. Als der blinde Vetsch ihre Absicht durchschaute, wußte er auch schon, daß der

Burg keine Gefahr drohte. Die Reitervölker, wenn sie ins Feld zogen, enthielten sich unterwegs streng jedes überflüssigen Geplänkels. Ein starker Haufen Reiter nahm dem Stadttor gegenüber Stellung, aber die Kerntruppen schenken den in der Feste keine Beachtung, sondern setzten mit fliegender Hast über den Fluß. Die einzelnen Rotten sprengten zum Hornklang in schnurgeraden Reihen in die gelben Fluten.

Die Überquerung vollzog sich in großer Ordnung, was nicht zu verwundern war, da in diesen Heeren zur Kriegszeit die kleinste Verfehlung mit dem Tod bestraft wurde. Im übrigen schienen die Streikräfte der Petschenegen beträchtlich. Die Petschenegen zogen ebenso wie die alten Ungarn immer mit zahlreichen Beispferden und Lastpferden in den Krieg. Auf je einen Bogenschützen entfielen oft acht bis zehn Tiere. Unterwegs wechselten sie häufig ihre Reitpferde und konnten nur so mit der sagenhaften Geschwindigkeit vorwärts kommen, die die erste Vorbedingung ihrer Kriegserfolge war. Im feindlichen Gebiet bewegten sie sich immer rascher, als sich die Kunde von ihrem Kommen verbreitete.

Unter den Priestern auf den Wällen entstand plötzlich Bewegung.

„Da kommt der Fürst!“

Alpár ritt an der Spitze des kleinen Haufens der Hauptleute unter dem roßschweifgeschmückten Goldspeer. Der Abstand zwischen ihm und der Feste war beträchtlich, und sein schwarzes Roß erschien aus der Entfernung kaum mehr als zwei Spannen groß, aber die Luft war klar, und die Priester konnten sogar das Gewand des Fürsten unterscheiden. Über seine Schultern war eine

braune Fellschaupe geworfen, darunter trug er ein Hemd aus Silberdraht. In seine Zobelmütze war eine Sperberfeder gesteckt.

Als der Fürst sich am Morgen von der am Vegafluß zurückgelassenen Lagerwache verabschiedet hatte, trat die Große Frau Scheruzade auf ihn zu und flocht rote Riemenbänder in die Mähne seines Hengstes. Mittendrein murmelte sie einen Segen aufs Pferd, so leise, daß ihn außer Alpár niemand hören konnte.

Scheruzades Segen lautete etwa so:

„Ich flecht' ein Band, rotes Glücksband flecht' ich dir in die Mähne . . . Trag hin, Kößlein, trag meinen jungen Fürsten hin und lehr mit ihm zurück . . . Gehst du ins Gefecht, Kößlein, jage die Angst vor dir auf Rabenflügeln einher, und auf deiner Hufe Spur sollen die Geier nicht hungern . . . Unter Goldlast mögen die Wagen um dich knarren und gefesselte Gefangene weinend dir folgen . . . Und setz dein Herr gleich tausend Sklaven gefangen, Scheruzade bleibt seine treueste Sklavin . . . Und sollte er eine Frau finden, schöner als Scheruzade: ihr reißt Scheruzade mit eigener Hand das Herz aus dem Leib . . .“

Unterdes hatten die Kerntruppen schon über den Fluß gefehrt.

Die Nachhut der Schwarzen Petschenegen trabte mit pfeiltragenden Pferden heran. Fürst Alpár streifte mit einem letzten Blick die Türme der Stadt, und noch einmal blühten ihm die Erinnerungen der vergangenen Jahre durchs Hirn. Das ewige Einerlei der lateinischen Gebete, der im schwülen Halbdunkel der Kirche wallende Weihrauch, die zuckende, blutende Gestalt des Erlösers, die

steifen Heiligenbilder, vor denen er sich Nächte hindurch wälzte, die Stunden des Grübelns, der fieberhaften Sehnsucht, des finsternen Zweifels und des schwärmerischen Entrücktseins, dann das scheußliche Zerrbild des Satans, der unaufhörlich im Zwielicht seiner trüben Zelle lauerte: das alles waren Bilder eines langen traurigen Traums, dessen er sich nun nicht einmal mehr entsinnen wollte.

Der eherne Klang tausender Männerstimmen schlug ihm ans Ohr. Die schwarzen Petschenegen begrüßten ihren jungen Fürsten. Und während Alpár die auf blankhaarigen Rossen sitzenden Jünglinge betrachtete, die ihr eigenes wild brausendes Blut trunken gemacht, gab auch er seinem Pferd die Sporen und flog wie ein Falke über die Ebene.

Noch hatte sich die Staubwolke hinter der Nachhut nicht verzogen, als ein einsamer Reiter unter der Stadtmauer erschien. Es war Amadeus. Der Alte war, als die Petschenegen sich der Stadt näherten, zur Weide des Klosters gerannt, um seinen dort weidenden Hengst in Sicherheit zu bringen. Glücklicherweise hatte er Beelzebub auch gefunden. Jetzt hätte er ihn in die Stadt bringen können, tat es aber nicht. Er hielt am Flußufer und betrachtete zaudernd bald das Stadttor, bald die davonreitenden Heiden.

Abt Philipp, der mit seinen Benediktinern auf der Burgmauer stand, erkannte den Büsser.

„Amadeus, mein Sohn!“ rief der gütige Abt. „Komm eilends in die Burg! Solltest du etwa draußen weilen, dieweil es dich nach der Krone des Martyriums gelüftet, gebiete deinem frommen Eifer Einhalt, denn ich sage dir: deine Zeit ist noch nicht gekommen!“

„Ich kann jetzt nicht in die Stadt,“ sagte Amadeus, „denn ich habe jenseits der Maros zu tun. Dort ist ein Mann, der mir zwölf Silberdenare schuldet.“

„Oh, mein Sohn Amadeus,“ rief Herr Philipp, „folge nicht dem Beispiel Judas, der Jesum für Geld verkaufte.“

Der Alte nahm den Vergleich sehr krumm. Mit entrüsteter Stimme rief er:

„Mich dünkt, ich habe mich bisher nicht ganz ruhmlos mit dem Satan geschlagen. Und wenn ich einmal ein wenig strauchle, braucht man mir nicht gleich Unglimpf anzutun!“

Sprach's, und hieb mit der Halfterleine auf Beelzebubs Nacken ein. Beelzebub ließ ein ferudiges Quitschen hören und sprengte mit seinem Herrn dorthin, wohin ihn auch das eigene Herz hinzog: den Petschenegpferden nach.

is,
in
ge
.."
it=
os
in
pf
ge=
it=
o=
n=

Viertes Buch

2
w
G
M
fr
M
C
sch
h
tr
M
M
Se
den
Fr
M
M

La
C

han

Windmutter's ältester Sohn, König Sauerich, erwachte in seinem blauen Seidenzelt auf des Blaubergs Gipfel und sah nach der Herde. Natürlich schwärmten die Wolkendrachen mit schwarzer Flanke und goldenem Bauch kreuz und quer am Himmel auseinander. Einige hielten Rast über dem Wald Gyümölcsény; eine andere weidende Schar hatte sich bis zum Botvasumpf verlaufen. Da schwang sich Herr Sauerich auf sein Ross, ließ seine Hespertsche knallen und begann mit zornigem Fauchen das träge Vieh vor sich herzutreiben. Als er über das einstige Reich Zalans, Ond, hinwegsprenkte, jagte unten um die Wette mit ihm eine Pferdeherde mit flatternden Mähnen. Jenseits der Donau aber begrüßte den König der Luft der heilige Wald der Magyaren, Bakony, mit einer Freudenhymne, die mit furchtbarer Gewalt bis zu den Wolken dröhnte. Jeder Baum tönte wie die Saite einer Riesenleier.

Auf dem großen Kahlschlag des Bakonyer Waldes, im Thal von Beszprim, stand das Frauenkloster, von König Stephan für griechische Nonnen erbaut.

Vor dem mit vielen Dächern düster ragenden Gebäude hatte sich ein großer Menschenhaufen auf der Rodung

niedergelassen. Eine Schar Getaufster auf der Flucht vor den empörten Altgläubigen. Mehr lumpenumhüllte Gespenster als Menschen.

Die Not hatte ihre Kraft gebrochen, die ewige Angst ihre Züge entstellt. Krummgebückte Greise mit zitterndem Kinn befanden sich darunter. Zum Gerippe abgemagerte, stumpf dreinschauende Jünglinge. Weibliche Zerrbilder, die zerfetzte Wickel an die magere Brust pressten. Die ganze Schar war fahl und leblos wie das dürre Laub, von einem verheerenden Sturm in einen entlegenen Waldwinkel gefegt.

Ungarn gab es übrigens nur wenige darunter. Die flachsfarbenen oder roten Haare, die großen Nasen und die lichte Gesichtshaut ließen erkennen, daß es fremde Ansiedler waren. Städtische Bürger, Handwerker, Pfarrbedienstete und Zehentbögte. Seit Wochen führten sie schon das grauenvolle Leben einer Herde gehehter Tiere. Der rasende Haß eines ganzen Landes jagte sie. Über Wald und Sumpf waren sie geflohen, um die Grenze des verfluchten Landes zu erreichen, und immer sahen sie nur neue Wälder und Sümpfe vor sich. Das Huigeschrei der unbarmherzigen Jäger schreckte sie aus dem Schlaf. Einige wurden eingeholt und in Stücke gerissen, die andern liefen auseinander und duckten sich im Waldesgestrüpp, bis sie einer neuen Schar Flüchtlingen begegneten. Jetzt waren sie hier. Saßen regungslos wie die Seelen der Verdammten im Vorhof der Hölle, oder lagen und betrachteten den vom Abendsonnenschein gefärbten Himmel. Oben im blutroten Gewölbe ballten sich rabenschwarze Wolken. Als jagten dort dämonische Reiter auf Pferden mit wehender Mähne dahin...

Die Flüchtlinge warteten auf die abendliche Brotverteilung. Ihr dumpfes Brüten wurde plötzlich von angsterregendem Lärm unterbrochen: Pferdetrappel, Waffengerassel . . . Doch sie beruhigten sich bald, als sie erkannten, daß christliche Kriegerleute vor dem Kloster angekommen waren.

Es waren etwa hundert Reiter. Unter ihnen zwanzig bis zur Sohle in Eisendraht gekleidete Männer von jenem Schlag der abenteuerlustigen Fremdlinge, die sich Ritter nannten. Sie saßen auf schweren Kriegsgrossen mit behaartem Sprungbein. Nicht nur die Herren, auch die Pferde waren geharnischt. Den Rittern folgten Schwertträger und Knappen mit Bogen. Einige der Trabanten brachten, auf ihre Lanzenspitzen gesteckt, blutige Heidenköpfe.

Der Führer der Kotte war ein finster dreinschauender, breitschultriger, stämmiger Mann, der eine goldene Kette um den Hals trug und stichtlich große Ehre unter seinen Kameraden genoß. Er hörte auf den Namen Markgraf Berengar und war ein persönlicher Freund des Königs. Zur Linken des Herrn Berengar, nur ein wenig hinter ihm, trabte ein langer, schöner Mann, der Gespan Herr Udo.

Die Herren saßen vor dem Kloster ab, zogen sodann mit hallenden Schritten in den bogengedeckten Gang.

„Speisen für die Kämpfer des heiligen Kreuzes, Wein für die Beschützer der schönen Damen!“ rief der Markgraf.

Männer durften sonst die Schwelle des Frauenklosters nicht überschreiten; in den Tagen der ewigen Angst aber ließ die Äbtissin fünf gerade sein, und sie

empfang die Ritter, wenn sie hier vorbeikamen, mit geziemender Gastfreundschaft. Der bei Komorn lagernde König Peter ließ oft solche Scharen in den Bakonyer Wald abgehen, um die Klöster im Auge zu behalten.

Zwei Frauen in Schwarz hießen die Ritter willkommen. Die Abtissin und die Witwe Ešanáds. Seit König Peter Stuhlweißenburg verlassen hatte, um ein Sommerlager zu errichten, fühlte sich Frau Ešanád in der königlichen Stadt, deren Einwohnerschaft offenkundig zu den Arpaden hielt, nicht mehr sicher.

Die hohe Frau hatte daher bei ihren Landsleuten, den griechischen Nonnen, Zuflucht gesucht und gefunden.

„Seid mir gegrüßt, fromme Herren!“ sagte die Abtissin. „Was gibt es Neues auf der Donau?“

„Auf der Donau ist alles still,“ antwortete Herr Berengar, „und solange Sankt Georgs Diener das Schwert nicht aus der Hand fallen lassen, setzt auch kein geschoenerer Heide über den Strom.“

„Sankt Georg stärke eure Arme“, sagte die Oberin des Klosters.

Jetzt ließ sich der Tessiner vernehmen, der sich an Frau Ešanád wandte.

„Und wo weilt deine Tochter, die fromme Zenobia? Ich bringe ihr ein ritterlich Geschenk von der Donau mit.“

Statt der Gespanin antwortete die Abtissin.

„Zenobia ist tot!“ sagte sie trocken.

„Tot?“

„Ja, für die Männer.“

„Sie nimmt den Schleier?“

Die Abtissin nickte bejahend.

„Ihre Mutter hat sie Unserer Lieben Frau angeboten, und die Heilige Jungfrau vernahm Zenobias Schwur.“

„Die Zeiten sind dermaßen schwer,“ fügte Frau Esanád hinzu, „daß die Vornehmen ihre Gebete mit denen des gemeinen Volkes vereinen müssen, vielleicht gelingt es uns so, den Zorn des Herrn zu besänftigen.“

Herrn Udos Miene verdüsterte sich. Ihm mißfiel, was er hörte. Seit er mit den Frauen von Marosvár bis Stuhlweißenburg gereist war, hatte er Zenobia wegen ihrer vornehmen Art liebgewonnen und dachte oft an das Mädchen.

„Welches Geschenk bringst du von der Donau?“ fragte die Abtissin, die bei aller Gottergebenheit nicht frei von weiblicher Neugier war.

„Wir haben im Köhricht sechs Petschenegenspäher festgenommen, deren geschorene Köpfe ich mitbringe.“

Die Abtissin lächelte.

„Die Heilige Jungfrau segnete eure Waffen!“

Doch Esanáds Witwe erschrak, als sie das Wort Petschenegen hörte.

„Ich wollt', du hättest Drachenzähne gebracht, statt Petschenegenköpfe“, rief sie. „Ich kenne die Petschenegen und fürchte, du hast uns in große Gefahr gestürzt.“

Herr Berengar schlug ein Gelächter auf.

„Hohe Frau,“ sagte er, „du scheinst der Tapferkeit der Diener Sankt Georgs wenig zu vertrauen, wenn du meinst, die Heiden könnten je über die Donau setzen. Die Heiden, die wir erlegt, waren übrigens aus den Marosfer Truppen, und die verheeren jetzt das Theißgbiel. So sie ihre Pferde nicht mit Flugsalbe schmieren, können sie die Donau in weniger denn drei Tagen gar nicht erreichen.“

In diesem Augenblick erhob sich eine fremde Stimme und weckte den Widerhall der überwölbten Wände:

„Das Maroser Heer hat die Donau schon vor zwei Tagen überquert und heute die Burg am Sankt Martinsberg zerstört.“

Lautloses Schweigen folgte den Worten. Ein Männlein von erschreckender Häßlichkeit kniete in der Tür. Ein deutscher Spießknecht hatte ihn soeben beim Schopf hereingezerzt.

„Wo hast du diesen Waldspuß erwischt?“ fragte der Markgraf.

„Edler Herr,“ sagte der Gefangene, und er küßte die Steinfliese, auf der er kniete, „so du zu wissen begehrt, wer ich bin, sage ich's dir selber. Mit Vergunst, ich bin kein Waldspuß, sondern ein gläubiger Christ, Spielmann Ekeſche genannt. Hielte es die hohe Frau von Marosvár nicht unter ihrer Würde, sich eines armen Knechts zu entsinnen, könnte sie meine Worte bekräftigen. Desgleichen die Perle der christlichen Ritter, der gottesfürchtige und im Kampf schreckliche Udo von Tessen.“

„Dieser arme Mann ist uns nicht unbekannt“, sagte Frau Esanád. „Bei Esongrád hat er sich auf der Flucht vor den aufständischen Heiden uns angeschlossen und uns bis Stuhlweißenburg mit seinen vielerlei Fertigkeiten des öfteren unterhalten.“

„Du kommst vom Sankt Martinsberg?“ fragte Herr Berengar.

„Ja, edler Herr. Bis heute früh waren die frommen Stiftsväter meine Herren, jetzt aber gibt es auf dem Martinsberg weder Kloster mehr noch Priester, und ich bin zum herrenlosen Knecht geworden. Ich bin der einzige,

der dank der besonderen Gnade des heiligen Benedikt mit dem Leben davongekommen. Spornstreichs lief ich hierher. Als ich deine Knechte erblickte, ergriff ich die Flucht, dieweil ich in meiner blinden Angst vermeinte, auch sie gehörten zu den gottlosen Heiden. . . "

„Schlingel,“ sagte der Markgraf, „ich laß dich am Roßschweif nach Sankt Martin schleifen, und wenn die Burg steht, laß ich dir die verlogene Zunge mit Zangen aus dem Schlund reißen.“

„Mein Leben ist in deiner Hand“, antwortete Efesche.

„Wie kannst du behaupten, die Heiden hätten die Donau überquert, wo ich erst heute Kunde von ihnen aus dem Theißgebiet erhielt?“

„Edler Herr,“ sagte Efesche, „der Petschenege reitet fürwahr schnell! Schneller als ihr Ruf.“

„Und wie sollen sie an einem Tag die feste Burg der Benediktiner erstürmt haben?“

„Nicht erstürmt, sondern erlistet. Ich habe ein Gespräch erlauscht, derweil sie ihr Siegesfest über den rauchenden Trümmern feierten, und weiß, daß die teuflische List ein Pfaffe namens Amadeus ausgeheckt, der sich mit den Heiden im Lande umhertreibt. Dieser abgeseimte Bösewicht kleidete fünfzig Heiden als Priester an — Kutten gab's genug, hatten sie doch von der Maros bis zum Bakonyer Wald alle Kirchen ausgeplündert —, alsdann zog er mit ihnen unter garstigem Gemecker, den Gesang frommer Pilgersleute nachäffend, in die Burg. Die wackeren Benediktiner öffneten ihnen willig das Thor, weil sie flüchtige Brüder in ihnen vermuteten. . . Da entstand ein fürchterliches Handgemenge. . . Die gleisnerischen Heiden besetzten das Thor und wütheten dort wie die wilden

Wölfe, bis die Kameraden aus ihrem Versteck hervorbrachen. Solcherart erfüllte sich das Schicksal Sankt Martins. Der schurkische Amadeus bekam im Handgemenge einen mächtigen Hieb von der Keule eines frommen Kriegers ab, beim Siegeschmaus aber tanzte er schon mit wilder Ausgelassenheit den Totentanz. Ich hoffe indes zu Gott, daß er in der Hölle in einem eigenen Kessel schmoren wird . . .“

Herr Berengar war nicht der Mann, den Mut selbst auf eine so furchtbare Nachricht hin sinken zu lassen.

„Ei, so gibt es eben ein Kloster weniger auf der Welt“, sagte er. „Die Heiden aber werden büßen. Herr Peter lagert mit starkem Heer kaum eine halbe Tagesreise von hier und hat sie seither wohl schon überfallen.“

Elesche sah den Ritter verwundert an.

„Was hör’ ich, edler Herr? Du weißt es also nicht, was dem königlichen Heer widerfahren ist? Der König hat kein Heer mehr.“

Dem Markgrafen stieg bei dieser Kunde die Galle auf. Er schimpfte lästerlich, hieb alsdann mit dem bauchigen Kelch in seiner Hand auf Elesche zu. Der Fiedler riß den Kopf geschickt zur Seite und floh hinter das Gewand der Oberin.

Die Abtissin hob die Arme schützend und sagte mit zorniger Würde zum erbosten Ritter:

„Der Kirchenbann trifft den Verwegenen, der das Haus Unserer Lieben Frau mit Blut besudelt!“

„Oh, ich Unglücklicher!“ jammerte Elesche. „Warum bin ich nicht lieber in der Petschenegenschlacht ums Leben gekommen! Wäre ich ungläubigen Händen erlegen, strahlte jetzt über meinem Haupt die Krone der Märtyrer, der-

weil ich nun, wenn mir ein christlicher Edelmann ohne Beichte und letzte Szung den Tod gibt, ins Fegfeuer wandern muß."

„Beruhige dich, frommer Knecht," sagte die Abtissin, „und berichte sonder Scheu, was dir vom Schicksal des königlichen Heeres kund ist."

Da kniete Efesche nieder und küßte den Saum des Gewandes der Klosterfrau.

„Laß mich vor dir knien, hohe Frau, denn du bist wie die heiligen Erzengel, die mit strahlendem Antlitz im Garten des Paradieses wandeln und sich der armen Sünder erbarmen. Und glaub mir, fromme Herrin, lieber wäre es mir, hätten mir die gottlosen Heiden, die vor Jahren meine Ohren abgeschnitten, statt dessen die Zunge herausgerissen, dann könnte ich ißt dein Herz nicht betrüben."

Die Abtissin fand Gefallen an der blumenreichen Sprache Efesches; sie sagte ihm mit Wohlwollen:

„So du die Ohren wahrlich im Dienst unseres heiligen Glaubens verloren, kannst du dich zum Theil glücklich preisen, denn du hast wohl nicht im ganzen Leib, aber in einigen Gliedern Martyrium erlitten, und besagter Umstand wird deinen Aufenthalt im Fegfeuer gewißlich um viele Jahre abkürzen. Nun aber berichte, was es in Komorn Neues gibt."

„Die frommen Väter vom St. Martinsberg," sprach Efesche, „wußten schon seit zwei Tagen, daß das Heer des Königs zum größten Theil zu den Aufrührern übergelaufen. Der Hauptmann des Satans, so heißt es, jener Wata von Bellus sandte Boten nach Komorn. Drei tollkühne Heiden ritten nächtlicherweile mitten ins königliche

Lager und verkündeten dort die Botschaft nach altem Brauch mit schallender Stimme. Im Namen des alten Kriegsgotts und der Prinzen Andreas und Levente be-
fahlen sie, die Bischöfe, die Mönche und alle die Fremden zu erschlagen. Man solle die Zehentvögte erstechen, den Zehent abschaffen und zum alten Glauben der Väter zurückkehren. Also lautete Herrn Watas Botschaft. Bei anbrechendem Morgen mußte König Peter erkennen, daß in seinem Lager kaum ein Ungar geblieben war. Sogar seine Leibwache hatte sich zu den Arpaden geschlagen. Nur die Fremdländischen blieben ihm treu."

"Ist dem so, wie du erzählst," sagte die Äbtissin, "dann gnade uns Gott! Räte uns, tapferer Herr Markgraf, was nun zu tun sei."

Ekesche, den niemand um Rat gebeten hatte, sagte dreist:

"Fürchte nichts, edle Frau. Ich kenne die Sitten der Heiden: gegen Männer sind sie unbarmherzig, dem Weibsvolk aber tun sie nichts."

Herr Berengar verfügte indes anders.

"Wir haben keine Zeit zu verlieren. Längs des Zalaufers können wir noch heute die Grenze erreichen. Übermorgen stehen wir schon in Marburg."

Dann wandte er sich Ekesche zu.

"Dich nehm' ich mit, und wenn dein Bericht erlogen war, laß ich dich in Öl siedен."

"Sollen wir obdachlos werden?" fragte die Äbtissin betrübt.

"Sei getrost, Dame," antwortete der Markgraf, "wir kommen bald wieder. Der Kaiser sammelt ein zahlreich Heer an der Grenze, zum Schutz seines Vasallen. Ich

kenne Heinrich den Schwarzen, und bei meiner Krieger-
ehre sag' ich: er steckt seinen heiligen Pallasch nicht eher
in die Scheide, als bis er die Heidenbrut mit Stumpf
und Stiel ausgerottet hat."

Die Abtissin ließ die Glocken läuten. Die Schützlinge
des Klosters, die halbtot gehekten Flüchtlinge, hörten
draußen verzweifelt, daß ihr Leidensweg von neuem be-
ginne.

II

In dunklem Abend, bei leise nibeledem Herbstregen,
machten sich die Flüchtlinge des Frauenklosters auf den
Weg durch den Wald.

An der Spitze des Zuges trabten Spießknechte daher,
deren rot lodernde Fackeln das phantastische Schattenheer
des schlummernden Waldes aufscheuchten. Von Büffeln
gezogene Wagen mit riesengroßen Rädern folgten ihnen
auf dem steilen Weg und knirschten klagend unter der
Last der eisenbeslagenen Truhen. In einigen Truhen
wurde der Gold- und Silberschatz des Klosters aufbewahrt,
in den anderen der Nachlaß Ekanáds. Hinter den Wagen
ritten bei dreißig Nonnen in gedrängtem Haufen. Ihre
Gesichter waren dicht verschleiert, und da die Abtissin
ihnen das Sprechen bei der Strafe der Exkommunikation
verboten hatte, antworteten sie mit keinem Wort auf die
derben Späße der Ritter in schimmernder Wehr, sondern
nickten stumm im Sattel wie eine traurige Schar nächt-
licher Gespenster. Den Reitern leuchteten erschöpfte, zer-
lumppte Menschen nach, die große Bündel und wimmernde

Kinder mitschleppten. Sie waren die Schülkinge des Klosters.

Sie hatten schon eine gute Strecke im Wald zurückgelegt, als das laute Töhlen der Jäcclerträger die reizigen Herren von den Wagen weglockte. Die Trabanten hatten einen halbnackten alten Mann im Gestrüpp gefangen.

Herr Berengar setzte dem zu Tode Erschreckten einen Dolch an die Kehle, um sein Geständnis zu erzwingen. Es stellte sich heraus, daß er ein Priester aus Somogy war.

Die Abtissin, die Guts herrin und Patronin der ganzen Umgebung des Plattensees war, fuhr den Alten zornig an:

„Warum hast du deinen Sprengel verlassen? In Somogy ist doch alles still.“

„Ach, hohe Frau,“ erwiderte der Alte weinend, „seit gestern ist Somogy von den Teufeln des Aufruhrs besessen. Unsere frommen Schafe verwandelten sich in reizende Wölfe, die den heiligen Stall verheeren und den Hirten zerfleischen.“

„Was ist drüben geschehen?“

„Man hat einen Boten gefangengenommen, mit König Peters Brief, der den Kaiser ins Land ruft. Darauf empörte sich ganz Somogy. Das Volk läutete Sturm und begann sich gegen die Fremden zu rüsten. Und hege-
rische Reden waren zu hören, daß an allem die Fremdländischen schuld seien, und man begann die Priester und die Zehentvögte zu erschlagen. Und wir wurden Zeugen unglaublicher Dinge! Aus den unwegsamen Wildnissen am Plattensee krochen längst totgeglaubte Menschen her-

vor . . . Achtzig- und neunzigjährige greise Buschflepper, weißhaarige, glutäugige Unholde, die vor einem halben Jahrhundert an Seite des Rebellen Koppány gekämpft hatten und sich seither im Rohrgestrüpp verborgen hielten. Mit teuflischer Wut heßen sie gegen alles Fremde. Das Volk aber verehrt sie als Propheten und küßt den Saum ihres Gewandes. Und als nach Sonnenuntergang auf den Berggipfeln Zalas lodernde Signalf Feuer aufflammten, hieß es bei den Auführern von Somogy: „Dort steht Watas Heer!“ — und sie stiegen in hellen Haufen zum See hinab. Hunderte Föhren und Nachen wimmelten von ihren Spießknechten und jene von Tihany erwiderten auf die Hornrufe mit Hornrufen.“

„Sie haben den Weg zur Grenze abgeschnitten!“ sagte Herr Berengar.

„Was beginnen wir jetzt?“ fragte die Abtissin.

Die Ritter berieten sich in ihrer Sprache. Der langen Beratung setzte schließlich der immer furchtlose Markgraf ein Ziel.

„Zurück! Wir schlagen uns zum Lager des Königs durch!“

Sie wandten die schweren Wagen mit den entsehten Weibern um, und nachdem sie mit Mühe und Not das Schedtal durchquert hatten, setzten sie den Weg in nördlicher Richtung fort.

Ekesche legte den Weg an das Ross eines Spießknechts geseilt zurück.

Er ließ die lebhaft flimmernden, winzigen Auglein immerzu nach den Nonnen hinüberschweifen. Da er Frau Ešanád unter den Flüchtlingen wußte, zweifelte er nicht daran, daß auch Zenobia mitgekommen war, doch konnte

er das Mädchen unter dem dichten Schleier nicht erkennen.

Der Morgen graute. Der Regen hatte zwar aufgehört, doch über den Bäumen zogen die grauen Wolken noch rasch dahin wie wallender Rauch. Die Straße bog nach dem Osten und schwenkte am Ufer einer tiefen Schlucht ab. Als die Vorhut zum Rand des Abgrundes gelangt war, brauste es plötzlich, als schwirrte ein flinkbeflügelter Vogelschwarm durchs Laubwerk. Ein Trabant stürzte mit einem Pfeil in der Kehle von seinem sich bäumenden Ross, und seine Kameraden rannten wie von Sinnen zu den Wagen zurück. Den aus seinem Nachtschlaf erwachenden Wald erfüllte markerschütterndes Geheul wie das Hungerlied eines ungeheuren Wolfsrudels. Dann wurde es unheimlich still. Kein Ast regte sich im Wald.

Herr Berengar und der Gespan von Ešanád ritten an den Rand der Schlucht. Ein Hagel von Pfeilen empfing sie. Auf der großen Böschung am Ufer gegenüber wimmelte es förmlich von Reitern.

„Heiden!“ sagte der Markgraf.

Dann rief er mit dröhnender Stimme seinen Trabanten zu:

„Schützen, absitzen!“

Die Knechte verspürten keine große Lust zum Fechten, doch als Herr Udo von Tessin fluchend das Schwert zückte, sprangen sie schließlich vom Pferd und begannen, hinter den dicken Baumstämmen am Rand der Schlucht geduckt, den Feind mit Pfeilen zu beschießen.

Ein Teil der Heiden überschüttete sie mit einem Pfeilregen, ein großer Haufen aber nahm die Pferde beim Zaum und stieg den Hang hinunter. Der Hang war recht

abschüssig, doch konnten ihre Pferde so geschickt klettern wie die Ziegen. Unten im Wasser des seichten Bergbachs theilte sich der Haufen. Eine Gruppe stieg in den Sattel und watete, dem Wasserlauf folgend, nach Osten, wohl, um die Ritter zu umgehen und ihnen in den Rücken zu fallen. (Die Ostvölker versuchten im Kampf jedesmal den Feind zu umgehen, zum großen Verdruss der Christen, die darin eine Art unritterlicher Tücke sahen.) Der größere Theil der Heiden ließ jedoch die Pferde unten und machte sich als langgedehnte Kette verstreut daran, das hohe Ufer zu erklimmen. Sie preßten ihre entblößten Schwerter zwischen die Zähne und stiegen mit teuflischer Behendigkeit hinauf.

Auf einem kahlen Fels am jenseitigen Ufer stand ein hünenhaft gewachsener alter Mann in Priesterkutte, der ermunterte und hegte die angreifenden Heiden mit lautem Gejohle. Der Kopf des Satanspfaffen war mit blutigen Lappen umwickelt, und er suchte mit einem großen Eisenkolben. Es war Ihm Amadeus. Er mochte gar possierliche Dinge sagen, weil die Bogenschützen seine Sprüche mit wieherndem Gelächter aufnahmen. Selbst die lachten, die ihre pfeilverwundeten Kameraden hinter die Schlachtreihe schleppten.

Nun stieß Herr Verengar in sein Kupferhorn.

Die Ritter scharten sich um ihn.

„Was nun, ihr Herren?“ fragte der Anführer.
„Eine halbe Stunde können wir das Ufer noch halten, bis dahin wird uns aber das verdamnte Paß umzingeln.“

Ein junger Ritter, den der Kriegslärm um die Besinnung gebracht hatte, verlangte, daß man mit dem

Schwert gegen die Heiden stürme. Doch die anderen würdigten ihn keiner Antwort, sondern sahen nach den Rossen.

„Die Wagen können wir nicht mitnehmen“, sagte Herr Berengar.

„So sollen denn die Schätze in Heidenhand geraten?“ jammerte die Abtissin.

Da wechselten die Herren Blicke.

„Wir retten davon, was sich retten läßt.“

So sprach der Markgraf und schlug mit seiner ehernen Keule das Schloß von einer Truhe.

Seine Kameraden folgten dem Beispiel und unter dem Geziß der Pfeile und dem Gebrüll der Krieger stopften sie ihre Sattelsäcke mit den gleißenden Kostbarkeiten. Als die Bogenträger das Tun ihrer Herren gewahrten, brachen sie den Kampf ab und rannten den Pferden nach. Viele nahmen sich indes bei aller Hast Zeit, in die Schatztruhen zu greifen. Stoßend und drängend, mit dem zornigen Gefrächze der vom Nasgeruch herbeigelockten Krähen, rissen sie sich um die juwelenbesetzten Kruzifixe, die Kelche und Schnallen. Die kostbaren Stoffe zerfetzte der eine in der Hand des anderen, und die schweren Silberschüsseln schleuderten sie fort.

„Was wird aus uns? Was wird aus uns?“ klagte die Oberin.

Herr Udo saß schon im Sattel, als sein Blick auf einem bleichen Frauengesicht haftenblieb. Es war Zenobia. Sie hatte in der Angst des Verbots vergessen und ihren Schleier gelüftet. Sie suchte verzweifelt ihre Mutter.

„Um dich wäre es schade, schöne Zenobia!“ sagte der Ritter.

Damit rief er seinen Schwertträger herbei, und ehe sein Vorhaben dem Mädchen zum Bewußtsein kam, packte der Knappe sie und hob sie vor seinen Herrn in den Sattel.

Udo ritt mit seiner Beute in den Wald.

Ein Teil der Heiden hatte unterdes die Anhöhe erreicht. Sie trafen einige der heutigetierigen Trabanten noch dort an und nagelten sie mit dem Säbel an die Truhen. Die kreischenden Weiber trieben sie in einen Haufen zusammen, dann durchstöberten sie das Gestrüpp nach dem Silberzeug, das die Entflohenen weggeworfen hatten. An ihre Verfolgung war nicht zu denken, weil die Heiden zu Fuß über die Schlucht gesetzt hatten und ihre berittene Flanke noch auf sich warten ließ.

Auch Amadeus erschien auf der Lichtung. Der Alte sah sich ein wenig auf der Walfstatt um, tastete gewissenhaft die Taschen der Gefallenen ab. Schließlich machte er vor einem Mann in Lederwams halt, der rücklings unter einem Strauch lag. Der Alte kniete hin, um den Ranzen des Liegenden zu durchsuchen, stieß aber sogleich einen zornigen Ruf aus:

„Du hast noch Puste im Leib, Schelm?“

Hurtig griff er nach seinem Knüppel, um dem Mann damit einen Klaps zu versetzen, doch da öffnete der Tote den Mund:

„Aufgepaßt, Amadeus — ich bin's!“

„Ei, der Fiedler!“ sagte der Alte verdutzt.

„Wenn du mein Freund bist, Amadeus, zerschneid diesen verdammten Strid“, flehte Ekfesche.

Der Alte löste die Hand des Spielmanns aus der Fessel, worauf Ekfesche auf die Füße sprang und mit fol-

genden unverhofften Worten für den Freundschaftsdienst dankte:

„Wo es ein Joch in der Welt gibt, gehört es auf deinen Nacken, alter Büffel! Wo es eine Peitsche gibt, sollte sie auf deinem Rücken tanzen!“

Amadeus war ob dieses Undanks dermaßen betroffen, daß er so bald keine Antwort zu geben wußte. Doch Ekese fuhr mit kochender Wut fort:

„Was für ein hergelaufenes Gesindel ist das? Sind das die Krieger meines Herrn Alpár? Ich werde den Fürsten bitten, euch den Kärnern zuzuteilen. Nur ist zu befürchten, ihr würdet einander zäumen und das Viehfutter selber fressen . . . Denn im Kopf einer Elster, so klein er ist, hat mehr Hirn Platz als in euren Büffelschädeln. Der Feind war schon in eurer Hand, doch ihr habt ihn laufen lassen. Hat die Welt je so etwas gehört?“

„Hu,“ sagte Amadeus und gab einen gepfefferten Fluch von sich, „aber du brauchst nicht zu zetern, er hat Schätze im Überfluß zurückgelassen.“

„Ja, allerhand silbernen Krimskrams, Flaschen und schartige Teller. Dafür hat er Esanáds Schatz mitgenommen und noch etwas, wenn du wissen willst, was noch viel mehr wert!“

„Was hat er mitgenommen?“

„Unser Glück, Amadeus! Du hättest Bischof werden können und meine Wenigkeit Kanzler, hätten wir die Jungfer Zenobia Alpár zugeführt.“

„Zenobia? War sie denn da?“

Jetzt verstand Amadeus und würdigte auch die Entrüstung des Kameraden.

Geraume Zeit verging, ehe die Pferde angekommen waren. Der Anführer der Truppe aber wollte von der Verfolgung der Fliehenden nichts hören. Ihm hatte man aufgetragen, die Leute in Zala und Somogy zu den Waffen zu rufen. Diesen Auftrag hatte er ausgeführt. Vor Sonnenuntergang sollte er am Ufer des Marcalflusses mit den Kerntruppen Fürst Alpárs zusammentreffen. Schien die Sonne nicht, als er dort ankam, traf er verspätet ein, verirrte er sich: war sein Kopf verwirrt. Darum aufs Pferd!

Diesem großen Eifer verdankten auch die Klosterfrauen, daß man sie ungeschoren ließ. Ihrem Leben drohte zwar keine Gefahr — Reitervölker töteten keine Frauen — aber den jüngeren Nonnen hätte es widerfahren können, daß man sie in die Gefangenschaft verschleppte.

III

Die Bakonyer Streifscharen erreichten natürlich beizeiten die am Marcalufer lagernden Kerntruppen. Als dann ließ Fürst Alpár zum Aufbruch blasen, setzte über den Fluß und ließ sein Heer den Weg nach Wieselburg antreten.

Unterdes hatten sich seine Streitkräfte noch um die Petschenegen der Grenzwahe vom Marschland Hansag vermehrt. Die standen zwar von jeher im Ruf fleißiger Kirchenbesucher und wohnten zum Teil schon in Dörfern, doch als sie unlängst erfahren hatten, daß Thonuzobas Sohn in der Nachbarschaft hause, wallte das Petschenegen-

blut in ihren Adern auf, und die Sehnsucht nach der Pusta packte sie von neuem. Die Petschenegen vom Hansag waren auch sonst harte Krieger, die sich im Winter wie im Sommer mit den deutschen Grenzwächtern balgten, neuerdings aber konnten sie sich in heidnischem Ungeßüm mit der Regenbogenhorde und den Schwarzen Petschenegen messen.

Herr Alpár erfuhr von Scholar Ekeshé, daß Angelika in Feindeshand war. Bei der Nachricht erfaßte ihn bitterer Zorn, doch dachte er keinen Augenblick daran, deshalb von seinem Weg abzuweichen. Freilich hätte er dies auch dann nicht tun können, wenn sein Leben daran gegangen hätte, weil mittlerweile eine Botschaft von Herrn Wata eingelaufen war, daß der Entscheidungskampf zwischen dem ungarischen Heer und den königlichen Truppen im Hansag stattfinden werde.

Von den vier ungarischen Heeren, die zu dieser Zeit im Sattel saßen, fiel dem Alpárs die Aufgabe zu, das westliche Thor des Landes vor den flüchtigen Fremdländischen zu schließen und die deutschen Nachbarn im Auge zu behalten. Man hätte eine Eidechse sein sollen, um durch die Sperrkette der zwischen Neusiedler See und Donau schweifenden Petschenegen zu schlüpfen. Wata und seine Leute wußten, daß jeder Getaufte, der mit heiler Haut aus dem Land gekommen war, einen rachsüchtigen Ankläger mehr am Kaiserhof bedeutete. Herr Heinrich aber kümmerte sich ohnedies viel zuviel um Ungarn, über das er die Rechte des Lehensherrs beanspruchte. Das zweite Heer unterstand dem Heerführer der Nation Wata. Er hatte König Peter schon aus dem Lager bei Komorn gesagt und drängte ihn jetzt langsam zur Grenze ab. Prinz

Andreas, der Kandidat der ungarischen Partei für die Fürstenkrone, näherte sich unterdes mit seinen russischen und polnischen Söldnern Stuhlweissenburg, um die Residenzstadt seiner Macht zu unterwerfen. Der jüngere Arpadensohn, der starrköpfige Heide Levente, hatte schon Tage zuvor die Insel Csepel besetzt, um sein Heer durch den Zustrom aus der Tiefebene und aus Siebenbürgen zu verstärken.

Alpár schlug sein Lager bei Wieselburg auf und wartete auf Watas Ankunft, wobei er häufig Streifzüge ins Grenzgebiet unternahm. Hier erreichte ihn auch die Kunde, daß vor mehreren Tagen etliche tausend christliche Krieger die Donau hinabgerudert waren und sich dem Heer König Peters angeschlossen hatten.

Drei Tage hatten sich schon die Pestschenegen im Lager vom unablässig tröpfelnden Herbstregen neken lassen, als endlich die vorausgeschickten Späher Watas in ihrem Gesichtskreise auftauchten. Ihre Spießträger waren Herren aus dem Theißgebiet, die man an den tulpenbestickten Szürmänteln und den mit roten Wimpeln geschmückten Speeren erkannte. Kurz nachher erschienen rechts und links in der Ebene Reiter, die in endlosem Gänsemarsch trotteten. Sie ritten langsam, mit geschultertem Speer, in ihre Mäntel gehüllt, und fluchten auf den ewigen Regen. Von ihrer Vorhut erfuhr Alpár, daß das Heer des Königs mit den um sie schwärmenden ungarischen Truppen in etwa zwei Stunden Abstand hinter ihnen folgte.

Die Herren des Theißgaus waren übrigens toller Laune und schimpften aus voller Kehle auf Herrn Wata, der sich beharrlich weigerte, den Kampf mit dem König

aufzunehmen. Seit Tagen marschierte man schon so, den König von allen Seiten umzingelnd, Aug in Aug mit seinen Reissigen, ohne endlich loszuschlagen. Nächtlernerweile beschossen sie zwar die Christen und brachten ihnen kleine Verluste bei, doch Herr Wata hatte streng angeordnet, daß jedem der Kopf abgehauen werde, der sein Schwert Blut kosten lasse. Jedesmal, wenn eine christliche Truppe anstürmte, stoben Watas Leute auf ihren flinken Pferden auseinander, wie vom Wind verweht. Die Herren von der Theiß befürchteten, der Venezianer Peter könnte solchermassen über die Grenze entweichen, und da sie auch sonst nicht gewohnt waren, sich ein Blatt vor den Mund zu nehmen, warfen sie ihrem Heerführer vor, daß er vom Kriegshandwerk nichts verstehe und sie den Christen verkauft habe.

Alpár warf sich mit seinen Hauptleuten in den Sattel und eilte Wata entgegen. Er fand den Heerführer auf einem Hügel, von wo er seine verstreut anrückenden Truppen besichtigte. Der immer wohlgelaunte Magnat reichte Alpár lachend die Hand.

„Pax tecum, mein frommer Kanonikus! Du hast gut gebetet, denn siehe da, nach zweiwöchigem Regen beginnt sich der Himmel endlich aufzuheitern.“

In der That fiel aus grauem Gewölk ein blasser Lichtstreif auf die Schar der mit schimmernden Waffen daherziehenden Reiter.

In diesem Augenblick kamen Meldereiter herangesprengt und brachten Wata die Nachricht, der König habe schon sein Lager für die Nacht aufgeschlagen.

Der Herrführer war durchaus nicht überrascht. „Die Christen verschmausen, weil ihr Atem zu kurz geht.“

Wieder spähten seine Augen nach dem Himmel.

„Scheint morgen die Sonne,“ sagte er, „schnappen wir den Herren Rittern in die Weiche wie der Schäferhund den Igel.“

Daß der Heerführer die Schlacht bisher so sorglich vermieden, hatte mehrere Gründe. Vor allem wollte er die Christen ermüden, sodann aber kam es ihm auf die Verstärkung seiner Truppen durch die Petschenegen an. Doch auch sonst wollte er sich im Regen nicht schlagen, da ihm dann seine Bogenschützen nicht viel hätten nützen können. Eine bessere Waffengattung als die Bogenschützen des Ostens, die berittenen Jäger, kennt die Welt auch seither nicht.

Zu dieser Kampfsart aber gehörten ständige Schulung, eiserne Mannszucht, zähe Ausdauer und — heiteres Wetter. Eine der Hauptstärken dieser Streitkräfte bestand in ihrer Beweglichkeit. Darum hatten sie wenig für die schweren Panzerkleider übrig und trugen auch keinen Schild. (Höchstens die Hauptleute, die selber keinen Bogen führten, aber auch sie trugen den Schild mehr nur als Schmuck.) Zum Speerangriff gegen die bis ans Ohr in Eisen gehüllten Christen hätte Herr Wata seine Krieger freilich ungern geführt. Der Kampf mit Speeren wurde immer für den Augenblick der Entscheidung aufgehoben, wenn der eiserne Menschenknäuel des Feindes schon ausgerollt war.

Zwischen den Kampfmethoden der östlichen und der westlichen Völker war ein bedeutender Unterschied.

Die Ritter der christlichen Länder stellten den persönlichen Mut über alles. Die Völkerschaften vom Wolgaufer, wenn sie einmal ins Feld zogen, ordneten hin-

gegen alles der Rücksicht auf den Erfolg unter. Sie kämpften in einheitlich geschulten nationalen Heeren unter einheitlichem Befehl. Bei ihnen war das Handwerk des Massengemeinkens zur Kunst erhoben. Die Christen, die sie mit ihrem überlegenen Können oft in die Falle lockten und besiegten, sprachen mit großer Verachtung von der unritterlichen Kriegsmethode der Heiden, schließlich aber lernten sie von ihnen.

IV

Gegen Abend zäumte Dhm Amadeus seinen Beelzebub. „Wohin?“ fragte Marót, der mit Bozburjan und Efesche das Zelt des Alten teilte.

„Ich will nachschauen, wie es drüben zugeht“, antwortete Amadeus.

Auch Marót und Bozburjan setzten sich in den Sattel, Efesche aber wollte nicht mittun. Er sagte, er trage kein Verlangen, lebende Feinde zu sehen, das sei ihm wider den Geschmack.

Die Reiter durchquerten im Trab das Lager der Kabaren aus Vors. Vor einem Weinkarren unterhielten sich die kabarischen Gefellen mit einem slowakischen Dudelsackpfeifer.

Als sie die Stadt der niederen weißen Filzzelte hinter sich gelassen hatten, sprengte eine Schar siebenbürgischer Bogenschützen an ihnen vorbei. Es waren Leute aus dem Heer der Ghulaföhne, die Herr Wata ausgesandt hatte, den Feind mit Pfeilschüssen zu behelligen. Zwischen Mitter-

nacht und Tagesanbruch sollten alsdann die aus Somogy um das feindliche Lager lärmten, um die Nachtruhe zu stören.

Der unaufhörliche Pfeilregen, mit dem die Ungarn das Lager des Königs überschütteten, richtete an Pferd und Vieh viel Schaden an, noch größer als der Schaden war aber die moralische Wirkung. Die Tag und Nacht ununterbrochen schwirrenden Pfeile, die wie schütterer Hagel auf die Wagen prasselten, hielten den Feind in ständiger Aufregung. Viele Christen hatten sich für die Nacht unter den Wagen verkrochen oder eine Grube in die Erde gegraben, die sie mit einem Schild bedeckten, um in Sicherheit zu sein.

Die ewige Furcht hatte sie entkräftet, viele förmlich zur Verzweiflung getrieben und mehr als nur einen um die Besinnung gebracht.

Nach gut halbstündigem Trab erblickten Amadeus und seine Gefährten endlich das feindliche Lager auf den fernen Hügeln. Für die Nacht ließ der König immer eine Wagenburg errichten, die seine Krieger zu Fuß verteidigten. Bei Tag zogen seine Reissigen in Harnisch in zwei Heeresäulen des Weges, die Frauen, die flüchtigen Priester und die heidnischen Gefangenen in der Mitte. Anfangs, als sie in Komorn aufgebrochen waren, hatten Batas Krieger immer wieder kleine Abteilungen von den Kerntruppen wegzulocken vermocht, die sie im Nu umzingelten und über den Haufen schossen. Am zweiten oder dritten Tag war ihnen der Feind aber hinter den Kniff gekommen. Jetzt hütete er sich, die unherstreifenden Magyaren zu verfolgen, statt dessen zog er in geschlossenen Reihen der Grenze zu. Wenn ein Überfall zu gewärtigen

war, bildete man einen Kreis und lehrte die Lanzen gegen die heransprengenden Heiden. Dann glich das ganze Heer einem Igel, der sich gegen den Fanghund wehrt.

Die drei Kameraden näherten sich, von Amadeus geführt, geradeswegs dem Lager. Als nur noch etwa dreihundert Schritte sie davon trennten, hielt Amadeus sein Pferd an.

„Dort sind sie!“

Marót und Bozburgan musterten neugierig die Männer, die, mit der Eisenhaube auf dem Kopf, mit dreieckigem Schild am Rücken und mit geschulterter Pike, zwischen den ungeschlachten Wagen umhergingen. Auf einmal gerieten alle drei in Wut.

„Wartet nur, Schurken!“ johlte Amadeus. „Morgen schneid' ich mir Schuhriemen aus eurer Haut!“

Den Gepanzerten fiel die drollige Gestalt Amadeus' auf; einer von ihnen, ein untersehter Bengel, begann zu lächeln, worauf die anderen lachten, doch ohne hinter den Wagen hervorzukriechen.

Nun machten die drei Kameraden die Runde um das Lager: vielleicht entdeckten sie hierbei noch etwas Sehenswerthes. Plötzlich blieb ihr Blick auf einem Verrittenen haften, der wenige Pfeilschüsse entfernt von den Wagen einsam auf einem Hügel stand. Er war in Eisen draht gekleidet und von ungewöhnlich gewaltigem Wuchs. Er stand regungslos da wie ein Götzenbild. Sichtlich beobachtete er die ungarischen Heere, die die ferne Ebene durchzogen.

„Dem flicken wir das Fell!“ rief Amadeus.

Alle drei spornten ihre Pferde zum Galopp an, um den Reiter vom Lager abzuschneiden, und in den Augen

aller dreien flammte die Jagdleidenschaft auf. Der Reiter witterte sie aber beizeiten und machte sich auf den Weg zum Lager.

Er war nur noch zweihundert Schritt von dort entfernt. Da hielt er seinen Hengst an und bot seinen Verfolgern die Stirn. Auch die blieben stehen, nicht weiter von ihm, als ein von Kinderhand abgeschnellter Pfeil reicht. Amadeus hätte sich gern in ein Gespräch mit dem Ritter eingelassen, doch da er außer Ungarisch eben nur die Sprache der Bulgaren und der Petschenegen verstand, begnügte er sich damit, ihm herausfordernd und kampfbereit ins Gesicht zu wiehern. Darauf gab der Fremde seinem Hengst die Sporen, und seine ungeheure Lanze unter den Arm gefaßt, sprengte er stracks auf seine Verfolger los. Er hatte sie schon fast erreicht, als die drei flinken Ungarpferde plötzlich auseinanderstoben wie ein Spahenschwarm vor dem Hahn.

„Aufgepaßt, sonst gibt es ein Unglück!“ spöttelte Amadeus.

„Bozburgan,“ keuchte Marót, „wenn du mein Freund bist, schießt du ihm einen Pfeil in die Frage!“

Der Ritter gab sich mit der Probe zufrieden und trabte dem Lager zu. Die drei Gefährten folgten ihm. Bozburgan schoss ihm in aller Eile zwei Pfeile zwischen die Schulterblätter, die aber vom Panzerhemd abprallten.

Amadeus sprengte ganz nahe an den Ritter heran, indes er die Wurfsschlinge von seinem Sattelknopf löste. Er dachte sich, daß es gut wäre, könnte er sie dem Mann um den Hals werfen. Dann stieß er vor Überraschung einen lauten Fluch aus, weil er im Krieger Herrn Udo von Tessen erkannt hatte. Nun wußte Amadeus auch, daß

Jungfer Zenobia sich im Lager der Fremdländischen befand.

Ein Pfeil pfiff am Ohr des Alten vorbei. Vom Dach eines Wagens beschloß man sie.

„Zurück, Kumpane!“ rief Amadeus. „Ein Narr, wer sich von einem halbkrepiereten Hund beißen läßt!“

Sie ritten ins ungarische Lager zurück. Amadeus trieb seine Kameraden zur Eile an, weil er vor Sehnsucht brannte, dem Fürsten seine Entdeckung mitzuteilen, daß Zenobia im Lager des Feindes zu finden sei.

Inzwischen war die Sonne untergegangen. Am westlichen Himmel flammte blau-rotes Licht. Über der Pusta lag tiefes Schweigen. Da ertönte von der Wagenburg her ein langgezogener, schwermütiger Gesang. Die zur Entscheidungsschlacht rüstende Christenheit sang das Abendgebet. Der fromme Gesang ging in entsetzlichem Stimmengewirr unter; wildes Gekreisch und Geröchel war aus der Wagenburg zu hören. Amadeus und seine Freunde erfuhren erst tags darauf, was der fürchterliche Lärm zu bedeuten hatte: auf König Peters Befehl wurden alle heidnischen Gefangenen niedergestochen.

Die drei Reiter standen auf einer Anhöhe und blickten von dort auf das königliche Lager zurück. Aus der fernen Nacht drang das Getrappel jagender Reitertruppen. Durch das schwarze Himmelsgewölbe liefen kreuz und quer weiße Feuerstrahlen in tragem, gedehntem Bogen.

„Sie beschießen das Lager mit Zündpfeilen“, sagte Amadeus.

Vom Morgengrauen bis zum Mittag zog das königliche Heer in geschlossener Ordnung weiter. Sie erreichten dabei einen Sumpfgrund — das alte Überschwemmungsgebiet des Neusiedler Sees, wo Wasserläufe und ausgedehnte Rohrgestrüppe den Weg erschwerten. Da sahen sie plötzlich einen großen Haufen Heiden in Schlachtordnung vor sich. Diesenigen von den Kriegern, die mit der ungarischen Art der Kriegsführung schon vertraut waren, zweifelten nicht daran, daß die Stunde der Entscheidung geschlagen hatte. Die ungarischen Hauptleute fochten, wenn es auf sie ankam, am liebsten auf solchem unebenen Grund, der die Kampfreihen des Feindes zerriß.

Die Reissigen des Königs hatten knapp so viel Zeit, daß sie in Stellung gehen konnten, da stürmte schon der Feind auf sie zu, schnell wie ein Wirbelwind. Vor den Spießträgern sprengten siebenbürgische Bogenschützen in verstreuter Schwarmlinie einher. Die Siebenbürger überschütteten die Heere Peters mit Pfeilen, trollten sich dann, rechts und links abschwenkend, davon und überließen das Feld den hinter ihnen herstürmenden Spießknechten.

Die Angreifer stürzten sich mit markerschütterndem Gebrüll auf die Königlichen, doch kaum daß die Waffen aneinanderklingten, machten sie wieder kehrt und stoben davon wie Rauchwolken. Eine Schar der Ritter nahm ihre Verfolgung auf, aber nur zwei Pfeilschüsse weit; die Herren wußten nur zu gut, daß sie in einen Hinterhalt rannten, wenn sie sich von den Kerntruppen entfernten. Zur selben Zeit erhob sich großer Lärm beim Nachtrab.

Während die Ritter sich mit den Spießknechten schlugen, fiel ein anderer Haufen des Feindes über den Troß her, stürzte einige der plumpen Wagen um, erstach ihre Hüter und trieb einen Teil des Zugviehs fort.

Deshalb näherten sich verstreut reitende Heidentruppen den Königlichen. Als sie auf Schußweite gekommen waren, entwickelten sie sich strahlenförmig, stellten sich dann dem Feind in langer Schwarmlinie. Die Pfeile begannen zu schwirren. Die königlichen Knechte erwiderten den Pfeilhagel der Heiden, schwach und unwirksam, worauf die Ritter die Lästigen mit einem Speerangriff in die Flucht jagten. Der Haufen der Bogenschützen suchte das Weite, doch hinter ihnen stand schon ein neuer Schwarm von Schützen, die den feindlichen Ansturm mit ihren Pfeilen zum Stehen brachten. Diese Bogenschützen waren sämtlich Kabaren aus dem ehemaligen Kriegsvolk des Königs Aba, die geschicktesten im Land.

Die Petschenegen Alpárs hatten sich bisher am Gefecht nicht beteiligt. Sie waren vom Heerführer Wata schon frühmorgens in Hinterhalt gesandt. Die Schurbanen rasteten in ziemlicher Entfernung vom Ort des ersten Zusammenstoßes, hinter einer niederen Hügelkette; der Fürst selber und seine Hauptleute waren aus dem Sattel gestiegen und besetzten den Hügel, von wo sie die Schlacht beobachten konnten.

Das Gefecht der Bogenschützen dauerte bis zum späten Nachmittag; der Scheinflucht und der Umgehungsversuche war kein Ende; der Anblick allein wirkte ermüdend. Unterdes wälzten sich die kämpfenden Heere auf der sumpfigen Ebene vorwärts und näherten sich immer mehr den im Hinterhalt liegenden Petschenegen.

Die Sonne stand schon tief, als ein neuer Lanzenangriff gegen die Königlichen erfolgte. Diesmal waren es die Truppen aus dem Theißgau, die angriffen: man konnte sie an den kleinen grellroten Wimpeln ihrer Piken erkennen. Die Theißländer hatten den Befehl, die Truppen Peters durch vorgetäuschten Angriff und blisschnelle Flucht immer weiter in die Richtung des Hinterhalts zu locken. Doch sie waren nicht zum Gehorsam geboren, und während sie um die Wette gegen den Feind anstürmten, beteuerten sie brüllend, daß sie nicht zurückweichen, sondern entweder das ganze königliche Heer niedertrampeln oder bis zum letzten Mann umkommen würden. Als ihre vordersten Reihen mit den Panzerreitern zusammenprallten, hätten sie übrigens auch beim besten Willen nicht mehr umkehren können, weil der Nachtrab sie, statt den Weg für ihre Flucht freizumachen, mit wüthender Ungeduld vorwärtsdrängte.

Der Zusammenstoß war entsetzlich. Über dem Wirrwar aufgespießter Menschen und Rosse hinweg rasten mit wildem „Hui“ immer neue Reiter dem Lanzenwald der Ritter entgegen. Im furchtbaren Gewühl durchbrachen und überstürzten einige der Theißländer den Eisenwall der Gepanzerten, wurden aber von den Fußknechten des Königs mit Ärten erschlagen. Die anderen, denen man nur die Pferde getötet hatte, sprangen auf die Füße und setzten das tolle Handgemenge fort, bis sie von der Masse der auf sie eindringenden Gepanzerten zerschmettert wurden. Die Wucht des Angriffs zerschellte an der Eisenmauer der Ritter wie die Brandung an einem Steindamm. Die zurückgeworfenen Reiter Schwärme wirbelten noch eine Weile vor dem Feind, ergriffen dann

in wilder Unordnung die Flucht. Die Königlichen verfolgten es, vom Siegesrausch fortgerissen, mit wildem Gebrüll.

Der Heerführer Wata beobachtete von einem fernen Hügel, wie der Feind seine Krieger niedermähte. Sein Gesicht war bleich, aber er rührte sich nicht vom Fleck. Die um ihn stehenden Herren, die alle im Kriegsfieber glühten, wagten nicht, das Wort an ihn zu richten.

Da wurde das Gesicht des Heerführers plötzlich blutrot und seine Augen glänzten.

„Ruf die Petschenegen!“ sagte er dem Hornisten.

Das große Horn schmetterte Thonuzobas Kampfruf.

Eine Weile horchte der Führer, lächelte dann zufrieden, als er aus der Ferne, vom Petschenegenhügel her, die Antwort vernahm.

Als die fliehenden Theißländer unter dem Hügel vorbeisagten, saßen die Petschenegen längst im Sattel. Mit furchtbarer, quälender Ungeduld, vor Kampflust bebend und keuchend, harrten sie des Rufs. Die Männer hatten sich wunderbar verwandelt. Ihre Augen brannten, ihre Mienen wurden fest und hart. Die jungen Pferde, die Blut witterten, schnoben und scharrtten unter ihren Reitern. In dem Haufen der Menschen und Tiere, die untätig auf den Hügeln warteten, stak ungeheure zurückgedämmte Kraft, ein verhaltenes Feuer. Sie standen auf einem Fleck und dennoch dröhnte und bebte die Erde unter ihnen, und die Waffen klirrten, als würden auch sie vom Kriegsfieber geschüttelt.

Jetzt brauste das Horn... Fürst Alpár zückte den Säbel und warf seinen Leuten einen glühend berauschten Blick zu.

„Bischanje — hui!“

Der zügellose Ungeſtüm, der raſende Blutdurfſt, der die Peſſchenegen zu den wildeſten Kriegern aller Zeiten machte, rollte wie der Donner, erhob ſich wie der Wirbelwind und zündete wie der Blitz.

„Bischanje — hui!“ ihr Kampfſruf.

Nicht einen Gott riefen ſie, nein, ſie brüllten den eigenen Namen. Der Klang ihres eigenen Namens erhißte ihr Blut, verſetzte ſie in Rausch. Eine erhabene wilde Kriegsmuſik war ihnen dieſer Name, bei deſſen Klang ſterben Luſt und Wonne war. Das verhängnisvolle Erbe der Ahnen, die durch das Blut und Feuermeer der Jahrhunderte gewatet. Seine Töne erfüllten die Herzen aller Peſſchenegen mit göttlichem Stolz, mit teuſtischem Troß und süßer, mörderiſcher Schwermut. Als ob ſie ahnten, daß ihr Name zum Verhängnis ihres Geſchlechts werden ſollte, weil er ihnen überall Feinde erſtehen ließ, bis Haß und Rache und Angſt die letzte Peſſchenegſchar zur Strecke brachten.

Das königliche Heer bekam den Angriff der Peſſchenegen in die Flanke. In der Wut der Verfolgung hatte ſich die Kriegsordnung der Chriſten bereits vorher gelöſt, und die vorausſprengenden Peſſchenegenreiter hatten ſich an zehn Stellen in die Kolonnen der Gepanzerten geböhrt wie die Zinken der Gabel ins Heu. Der furchtbare Anprall erſchütterte das ganze Heer und ſchleuderte es aus ſeiner Richtung; Chriſten und Heiden jagten dicht aneinandergedrängt weiter, zu einem einzigen Haufen zuſammengeknäuelte. Ein furchtbares Gewühl entſtand. Es warf ganze Reihen hoch, und die Pferde bäumten ſich übereinander. Wegen der viel zu großen Nähe konnten

die Krieger die Speere nicht gebrauchen, sondern kämpften mit Schwert, Art und Dolch. Die Ritter wußten, daß ihr Schicksal besiegelt war. Hatten die Heiden einmal die Mauer der Reifigen durchbrochen und sich Leib an Leib an den Feind herangemacht, konnte sie keine Menschenkraft überwältigen. Die Gepanzerten schlugen sich mit der grimmigen Verzweiflung der Todesbereitschaft und riefen laut Jesus und Sanct Jörg. Doch ihre Rufe übertönte das Kampfgebrüll der Heiden, wie das Röcheln des Ertrinkenden im Brausen des erzürnten Meeres untergeht. An die Seite der derbknochigen blonden Ritter hefteten sich magere, braune Dämonen, die mit der Geschmeidigkeit einer Schlange den furchtbaren Hieben der schweren Pallasche auswichen und mit unglaublicher Flinkheit zum Gegenschlag ausholten. Der Petschenege war im Gefecht, obwohl der Blutrausch ihn zur Raserei trieb, triebmäßig berechnend wie der Wolf, der seinem Feind immer an die Kehle springt.

Der heiße Orkan der Schlacht wirbelte den Fürsten Alpár einen Augenblick in König Peters Nähe. Aus dem Gedränge der Krieger tauchte der Kopf des Königs auf, an der kleinen Blätterkrone zu erkennen, der seinen Stahlhelm schmückte. Sein krausbärtiges, braunes Gesicht war schweißüberströmt, und die großen schwarzen Augen rollten blutunterlaufen. Der Venezianer schwang sein Schwert mit grimmigem Mut.

Alpár schrie ihn an, nannte Peter beim Namen, doch ein Rudel herrenloser Pferde trennte sie und schleuderte sie voneinander.

Dann sah sich der Petschenegenfürst plötzlich an der Seite eines hünenhaften Necken. Indem ihre Klingen

zusammenklirrten, erkannten die beiden einander gleich. Der Ritter war der neue Gespan, Udo von Tessin. Was nun geschah, daran konnte sich Alpár nur dunkel erinnern. Ein Hieb von entseßlicher Wucht traf ihn auf den Scheitel; der Hieb durchschlug seinen Helm und bedeckte sein Gesicht mit Blut. Das Weitere spielte sich vermutlich so ab, daß sein eigener Säbel entzweibrach, weil er ihn von sich warf, und seinen dreischneidigen Panzerbrecher, den er unter seinem Sattel hervorgerissen, in des Tessiners Bauch bohrte.

Eine Zeitlang sprengten sie noch Seite an Seite daher. Der Ritter starrte Alpár mit kreideweißem Gesicht und verglasten Augen an, indes ein seltsames, verlegenes Lächeln in seinen Zügen erschien. Vielleicht sollte sein Lächeln besagen, daß er keine Angst vor dem Tod habe. Plötzlich sank er vom Pferd und entschwand dem Blick des Fürsten für immer.

Die Schlacht war zu Ende, die Treibjagd aber nahm ihren Fortgang. Die ausgeruhete Schar, die Herr Wata eigens für die Verfolgung bestimmt hatte, setzte den Fliehenden mit zäher Beharrlichkeit nach, vernichtete und zerstampfte ihre versprengten Truppen, durchstöberte gleich einer Koppel von Rüden das Gesträuch und suchte das Röhricht ab.

Bis Einbruch der Dunkelheit hatte man auch schon alle herrenlosen Pferde eingefangen. Die im Nebel dampfende Ebene bevölkerte sich nun mit gebückt einher-schreitenden Menschen. Diese zogen die Gefallenen nackt aus und sammelten die abgeschnittenen Menschenköpfe in ledernen Säcken. Die Schädel trug man später bei Fackellicht vor den Hauptleuten in Haufen zusammen und

stieß die auseinanderrollenden mit den Stiefeln zurück.

Als der Zapfenstreich ertönte, zuckte durch Alpárs Hirn plötzlich ein Gedanke: Zenobia. Er gab seinem müden Pferd die Sporen und sprengte mit seinen Hauptleuten dem Wagenlager des Königs zu. Vor dem Lager standen in Gruppen die Händler, die den Soldaten die Beute abzukaufen trachteten. Niemand wußte, woher sie in so großer Zahl aufgetaucht waren, jedenfalls fanden sie sich aber nach jeder Schlacht genau ein wie die Geier. Das Lager selbst hielt Herr Wata besetzt. Mit dem Rüstzeug und anderen Habseligkeiten des gefallen Feindes durften die Gemeinen nach Herzenslust schalten und walten, das Lager und damit der königliche Schatz waren aber einer regelrechten Teilung vorbehalten.

Herr Wata stand zwischen den Wagen und unterhielt sich mit seinen Hauptleuten. Erst kürzlich hatte man ihm die Kunde gebracht, daß König Peter mit einer Reitertruppe entwischt und auf dem Wege nach dem Rabnitz sei. Der Heerführer wartete nur auf ausgeruhte Pferde, um sich sogleich an die Verfolgung des Venezianers zu machen.

Ringsumher lagen viele blutige Leichen, die Priester des neuen Glaubens aus dem Gefolge des Königs; der fahrende Alte, der im Augenblick der Entscheidung unerwartet im Lager erschienen war, hatte sie alle niedermachen lassen. Der Alte betrachtete jetzt die Leichenreihe nachdenklich.

„Sie haben ein Wunder von ihrem Gott ersleht,“ sagte er, „doch laßt euch gesagt sein, Wunder gibt es nur eines: des Mannes Mut!“

Herr Wata erkannte Alpár, obwohl dessen Gesicht

über und über mit Blut bedeckt war, und reichte dem Fürsten die Hand.

„Seht da Thonuzobas Sohn!“ sagte er.

Ein größeres Lob konnte er ihm nicht spenden. Und der Heerführer fuhr fort:

„Wir Herren haben beschlossen, Thonuzobas Sohn zu ehren und ihm freie Wahl von der Beute einzuräumen, ehe die Teilung beginnt. Sieh dich um, Alpár, und was dein Auge begehrt, das laß in dein Zelt schaffen.“

Gold- und Silberzeug, reichverzierte Waffen und kostbare Stoffe lagen vor ihnen zuhauf. Neben den Schätzen stand und saß eine lange Reihe gefangener Frauen, alt und jung, in zitternder Erwartung.

Alpár ließ den Blick über sie schweifen, fand aber die Gesuchte nicht. Da gewahrte er Efesche, der in der gaffenden Menge stand. Der Fiedler verstand den Blick seines Herrn und zeigte mit der Hand auf eine schwarz gekleidete Frau; die Frau saß auf einem Ledersack, in sich zusammengekauert, den Kopf übers Knie gebeugt.

„Diese will ich als Beute“, sagte Alpár.

Darob lächelte Herr Wata ein wenig.

„So laß sie in dein Zelt führen.“

Efesche berührte den Arm des Mädchens.

„Folge mir, Jungfer, ich geleite dich ins Zelt deines Herrn.“

Zenobia erhob sich langsam und sah schüchtern um sich. Doch als sie im flackernden Licht der Fackeln den Mann erblickte, in dessen Zelt sie fortan als Sklavin leben sollte, stieß sie einen entsetzten Schrei aus und sank ohnmächtig hin.

Alpárs Auseres wirkte in diesem Augenblick wahrhaft

erschreckend. Sein ganzes Gesicht war dick von geronnenem Blut bedeckt; aus dem dunklen Antlitz leuchteten nur die weißen Augäpfel. Er glich auch keinem menschlichen Wesen. So mochte der tigerköpfige Dämon der indischen Sagen sein, der sich bei nachtschlafender Zeit aus dem Urwald in die Dörfer stahl, um die Menschen im Schlaf zu erwürgen.

VI

Der Krieg war beendet. Die Truppen trollten sich heim.

Am schattigen Ufer der Donau zog eine Reitertruppe in ausgelassener Laune ostwärts. Vielleicht zwanzig Mann stark, Alpárs Gefinde, mit Reipferden und Lasttieren. Den Leuten hatten sich auch Ohm Amadeus, der Spielmann Ekese, Bozdurgan und Marót angeschlossen.

Der Übermut der Gefellen entbehrte nicht eines besonderen Grundes. Nach der Schlacht bei Wieselburg hatte Amadeus mit einigen Kameraden im Röhricht einen königlichen Wagen mit gebrochener Achse gefunden, der mit Weinschläuchen beladen war. Amadeus nahm den Knechten damals den Eid ab, daß sie von ihrem Fund niemandem erzählen, sondern alles insgeheim allein trinken werden. Den Eid hielten alle getreulich. Beim Aufbruch hatten ihnen vier Zugpferde die mit feuchtem Laub bedeckten Schläuche nur mit Not nachschleppen können, jetzt genügten schon zwei, den zusammengeschmolzenen Rest zu ziehen. Vor zwei Tagen hatte Ohm Amadeus irgendwo auch einen slowakischen Dudelsackpfeifer aufgetrieben; den

hatten sie aufs Pferd gesetzt und mitgenommen. Der Slowake spielte ihnen einen Tag lang auf, doch bekam er dann das Vergnügen satt und machte sich in der folgenden Nacht aus dem Staub. Seither bestritt Ekesche den Gesang. Um ihn günstig zu stimmen, gab man ihm einen mächtigen deutschen Hengst und über das zerfranste Lederwams einen roten Samtmantel, den jemand auf dem Schlachtfeld aufgelesen hatte. Auch Amadeus hatte sich fein ausstaffiert. Der Alte saß in goldgesticktem Messgewand hoch zu Ross, einen silbergehörnten Ritterhelm aufs Haupt gestülpt, und sein Pferd war vorn und hinten mit bunten Deutestücken beladen. Auch die anderen Gesellen waren prächtig angetan, das Ross eines jeden reich mit Blumen geschmückt. Ihr Weg längs des von herbstlichem Sonnenlicht übersprühten Ufers glich einem jauchzenden Festzug des Gottes der Weinlese.

Fürst Alpár hatte sein Heer dem Serdar anvertraut und ins Lager des Prinzen Levente auf der Insel Esepel vorausgesandt. Von dort wollte er seine Leute mit den Verwundeten und den Wagen mit der Kriegsbeute heim schicken und selber im Gefolge des jüngeren Arpadensohns nach Stuhlweißenburg ziehen, um der Landesversammlung beizuwohnen und den Petschenegen das Gebiet der Gespanschaft Maros zu sichern, das ihnen von Herrn Wata im Namen Leventes zugesagt worden war.

Einstweilen schien es der Fürst nicht sonderlich eilig zu haben. Er selbst fuhr in einem Nachen die Donau hinab und sah untertags seine Leute kaum. Nach Sonnenuntergang freilich, da man für Zenobia ein Schlafzelt am Ufer aufschlagen mußte, kamen die Mächternen von den Gesellen zum Vorschein.

Das Ruder des Bootes hielt Alpár in der Hand, während zwei riesenhafte Fergen aus dem Hansag die Riemen handhabten. Die beiden Wasserleute sahen einander merkwürdig ähnlich. Beide hatten struppige Viberköpfe und kleine gelbe Augen.

Im Nachen auf einem mit gesticktem Teppich bedeckten Heubett ruhte die Sklavin des Fürsten, Zenobia. Zu ihren Füßen und in ihrem Schoß lagen Wasserblüten; als Schirm hielt sie ein großes Lattichblatt in der Hand. Das Mädchen sah verträumt drein. Ihr Gesicht war blaß, fast durchscheinend wie der Flügel eines Schmetterlings, von dem der Herbstnebel den Blütenstaub abgewaschen.

Jetzt öffnete sie die Augen.

Die geäderte, erdfarbene Hand des einen Vibermenschen deutete nach dem Ufer. Draußen in der blauen Ferne, unter einer einsamen großen Eiche, stand ein schwarzer Auerochs. Die Entfernung ließ den alten Bullen nicht größer erscheinen als ein Hündchen. Jetzt brüllte er los — auch das hörte sich aus der Ferne wie das Brummen eines Nachtkäfers an — dann warf er sich herum und verschwand im Gebüsch.

Plötzlich lief durch Zenobias Glieder ein Schauer, als der Nachen unter ein Laubgewölbe glitt. Vom Ufer hallten die Schläge der Riemen leise wider.

Große weiße, lilafarbene und gelbe Blüten prangten im toten Flußarm. Alle welk, matt und schlaftrunken. Sünderinnen, die dem Todesurteil entgegenharrten und mittendrein Träume von dem Märchenglück woben, das sie zum Fall gebracht. Sie gedachten des duftenden Nausches der Sommernächte, des wilden Tanzes, in dem sie

sich mit dem Südwind geschwungen, der feurigen Küsse, die sie mit dem Sonnenstrahl gewechselt hatten. Mit seinem Reissbeil nahte schon der Henker . . . Und oben am Ufer standen Heiderosensträucher voll Beeren, rot und trockig wie der Mund einer Jungfrau. Die klugen Jungfrauen hörten auch dort oben die nahenden Schritte des Henkers. Bitterer Kummer beschlich ihr Herz, und sie sahen mit wehmütigem Neid zu den närrischen Frauenblüthen hinunter, die so willig starben.

Die große Helligkeit blendete Zenobias Augen. Alles um sie war goldgelb: das Wasser, der Wald am Ufer, das Himmelsgewölbe. Der Gedanke des nahen Sterbens versekte die Natur in seltsamen, schmerzlichen Farberausch. Der Himmel flammte und glänzte leidenschaftlich; in seinen Tiefen hielten sich Lämmerwolken in langem Hochzeitszug umschlungen. Der Wald wollte noch einmal, zum letztenmal, schön sein und legte sein purpurnes und goldenes Gewand an. In der Luft schwammen Sommerfäden und würzige Gerüche, der Duft der Fruchtbarkeit und des Gäreus.

Der Herbsttrausch ergriff auch Zenobias Gemüt. Ihr Herz schlug hoch und ihr blutroter Mund bebte, wenn sie Alpár ins Auge sah. Sie konnte den Blick ihres jungen Herrn nicht aushalten. Ihr schwindelte, sie schloß die Augen. Doch schaute sie ihn alsbald wieder an, bange und dennoch neugierig, wie ein Kind in den Abgrund blickt. Mit offenen Augen träumte sie, sie sei die Braut des Herbstes und ihr Nacken ein blumengeschmückter Sarg, der langsam den goldenen Fluß hinabschwamm. Bald mußten sie auf der geheimnisvollen Insel landen, wo sich ein Tempel mit gelben Säulen erhob. Dort stand der

Altar des seligen Todes. Wo sie jetzt vorbeifuhr, sahen ihr die Bäume, die Sträucher mit stummem Erstaunen nach. Sie steckten die Köpfe zusammen, reckten sich hoch, zeigten mit den belaubten Armen auf sie: „Dort fährt sie hin, Herbstkönigs Verlobte!“

Der Blick des Mädchens blieb plötzlich auf einem kleinen Baum haften, den der Spätsommer mit weißen Blüten bestreut hatte. Dieses reizende und hoffnungslose Wunder späten Erblühens, dem keine Frucht folgen konnte, nur Wellen, riß Zenobia hin. Sie klatschte in die Hände und lachte — da war es dem Fürsten, als rieselte ihm ein Regen weißer Perlen aufs Herz —, doch schlug ihr Lachen plötzlich in Weinen um. Sie selbst wußte nicht warum, aber ihr Herz krampfte sich so zusammen, daß sie weinen mußte.

Als die Sonne hinter den Bäumen des Ufers untergegangen war, bemächtigte sich der ganzen Natur tödliches Verzagten. Der Himmel wurde fahl, fahl auch Erde und Wasser. Ein trauriges Lüftchen kräuselte den Spiegel der Donau, und da wurde auch Zenobias Gesicht fahl. Sie hob die Hände, um ihr Abendgebet zu sprechen. Als sie fertig war, durchströmte die Bitterkeit der Enttäuschung ihr Herz, und bei sich begann sie mit dem Herrn zu rechten:

„Gott, mein Vater, was hast du mir getan? Du hast die Enkelin eines Kaisers zur Buhle eines Barbaren gemacht?“

Alpár schien zu erraten, was im Innern des Mädchens vor sich ging. Er legte die Hand auf ihre Schulter.

„Wohin ist die Laune meiner Lachtaube verschwunden?“

Das Mädchen antwortete nichts, sah ihn nur mit den traurigen, großen Vogelangen an.

„Ich mache dich zur Frau in meinem Fürstenzelt“, sagte der Fürst leise.

Zenobia rang verzweifelt die Hände.

„Wie könnt' ich deine Frau sein? Wie? Gehöre ich denn nicht mit Leib und Seele der Himmelskönigin?“

Voll Schreck dachte sie an die Himmelskönigin, nicht an die milde, gütige Mutter, sondern an die strenge Jungfrau des griechischen Klosters, die auf ihrem goldenen Thron saß und ihre Mägde mit dem Feuertod bestrafte, wenn sie ihrem Gelübde untreu geworden.

Alpár lenkte den Nachen ans Ufer. Die Diener des Fürsten hatten draußen schon ein Feuer angezündet und das Zelt für die Nacht aufgeschlagen.

Zenobia ließ sich am Feuer nieder und hielt die frierenden Händchen lange über die Flammen. Aus ihren Handflächen strömte süße Wärme durch die Glieder, und als sie sich später wieder erhob, war ihr Gesicht schon rosig und ihre Augen glänzten.

Mit einer warmen Schauben um die Schultern stellte sie sich dann ans Ufer und betrachtete lange den Sternenhimmel. Die Sternschnuppen durchpflügten das dunkle Gewölbe in ganzen funkelnden Schwärmen. Die waren oben des kalten Einerleis überdrüssig geworden und gaben ihre ganze Sternengröße für ein augenblickliches Auflodern hin. Mit entflammten Augen, in trunkener Hast, einander zuvoreilend, stürzten sie sich in den schwarzen Abgrund. Die feurige Spur die sie am Himmel zurückließen, war wie ein durch die Nacht gellender Freuden-schrei.

„Sie fallen! Sie fallen!“ flüsterte Zenobia und streckte die Arme aus.

Auch sie war von einer wilden und süßen Todesucht erfaßt. Wäre sie ein Stern gewesen, auch sie hätte sich in die Tiefe gestürzt, um schreiend und glühend im schwarzen Nichts unterzugehen.

Es war schon spät, als die bewaffneten Wächter auf dem Rundgang unter den Bäumen leises Lautenspiel aus dem Frauenzelt hörten. Die Sklavin des Fürsten sang. Es war ein fremdes Lied, wehmütig und süß, zugleich aber feurig und schmachtend wie der Gesang der nach ihrem Gatten rufenden Nachtigall.

VII

„Heute nächtigen wir in Leventes Lager“, sagte Alpár.

Es war spät am Nachmittag, als sie bei Megyer vorbeiruderten.

Die Fergen saßen plaudernd auf dem Ufer. Der Nache schwamm in der Mitte des Flusses, trotzdem war das Gespräch bis dorthin zu hören. Der Wasserspiegel hallte die Worte wider und gab sie weiter, ließ sie laut erschallen wie eine Botschaft aus der Unterwelt.

Plötzlich fuhr Alpár auf. Was war das?

Bischof Gerhards Name tönte übers Wasser...

Bischof Gerhard!

Sein Name scholl über dem breiten Strom wie Glockengeläute... Die Stirn des Fürsten unwollkte, sein Mund verzerrte sich... Nein, nein! Er wollte von

ihm nichts wissen! Nichts wollte er hören von dem Priester, der die Güte und Milde selbst war und dennoch mit so wunderbarer, unbegreiflicher Macht die Menschen beherrschte . . . Wäre er ihm entgegengekommen, als er mit dem Schwert in der Hand an der Spitze des anstürmenden Heeres ritt, wäre die Waffe vielleicht seiner Hand entglitten . . . Wenn es nur diese entseßliche Güte nicht gäbe!

Er tauchte das Ruder tief ins Wasser und warf den Nachen mit einem mächtigen Schwung vorwärts. Auch die Leute aus dem Hansag legten sich in die Riemen, und das Boot durchpflügte schneller das Wasser. Vor Anstrengung keuchend, mit grimmiger Hast erreichten sie die Gegend der Ruinenstadt Ofens. Neben dem erkalteten Nest der längstentschwundenen, unbekannten Nation zog sich die niedere Palisadenwand Budas.

Die Sonne war schon untergegangen, als sie den Felsenberg von Pest erreichten. An den Fuß der steilen, über das Wasser ragenden Wand waren einige Holzhütten geklebt; ihr gegenüber auf dem linken Ufer stand die kleine Stadt Pest. Die Stadt hatte einen Platz am Uferrand mit der Kirche des neuen Glaubens darauf.

Alpár hörte auf zu rudern und wandte sich verwundert der Kirche zu.

Die Glocken läuteten feierlich; ihren Klang übertönte der andächtige Gesang aus tausend Menschenkehlen. Im Herzen des zum Heidentum zurückgekehrten Landes brauste frei und feierlich der heilige Hymnus des neuen Glaubens! Durch das offene Thor und die weitgeöffneten Fenster der Kirche strömte mildes Licht in die finstere Nacht. Durch die Thür sah man im Innern im Licht

gebadete, goldgekleidete edle Gestalten sich bewegen. Und draußen, auf dem dunklen Platz knieten Tausende, das Gesicht der Kirche zugekehrt. An ihrer Körperhaltung sah man, daß sie sich alle unter der Riesenlast eines schwärmerischen Gefühls beugten.

„Er ist dort!“ murmelte Alþár.

Und plötzlich ergriff ihn abergläubische Angst. Er fürchtete, Bischof Gerhard werde aus der Kirche treten, trockenen Fußes über das Wasser schreiten und mit mildem Lächeln zu seinem lieben jungen Kanonikus sprechen, wie er es einst gewohnt war . . . Wenn es nur diese entsetzliche Güte nicht gäbe! Weiter! Weiter!

Die Nacht verschlang das Licht. Der Gesang war verstummt. Man hörte nur noch das Wirbeln des schwarzen Flusses. Der Nachen glitt wieder zwischen öden, flachen Gestaden dahin.

Jetzt ruderten sie in den Flußarm bei Esepel . . .

Plötzlich schlug ihnen ein langgezogener, klagender Schrei ans Ohr.

„Bischanje — hui!“

Das Herz des Fürsten durchzuckte die Ahnung eines großen, unwiderruflichen Unglücks.

Die schwarze Gestalt eines Reiters sprengte ins Wasser.

„Wer bist du?“ fragte der Fürst.

„Dein Diener Hurtoba!“ rief der Reiter. Es war der alte Serdar.

„Wo ist mein Heer, Hurtoba?“

„Bei fünfhundert warten im Lager des Prinzen.“

„Und die anderen, Hurtoba?“

„Die anderen treiben stromab in der Donau, hoher Herr, oder sie liegen zuhauf am Fuß des Pester Bergs.“

„Was ist hier geschehen, Hurtoba? Sprich, wenn dir dein Leben lieb ist.“

„Mein Leben ist mir verhaßt, hoher Herr, aber ich gehorche deinem Gebot. Blieb ich doch nur am Leben, um meinem Fürsten Bericht zu erstatten.“

„Was ist mit meinem Heer geschehen?“

„Deinem Befehl getreu führte ich es von Mosony nach Eszpel, immer dem Lauf der Donau folgend . . . Vor drei Tagen kamen wir unter dem Pester Felsberg an, hier stieß zu uns der große fahrende Alte, und da kam der Tag der Trauer über uns . . . Die Späher hatten uns das Nahen der Truppen des Prinzen Andreas gemeldet . . . Am Fuß des Berges begegneten wir einem ganzen Heer von Christgläubigen, die mit Kruzifix und Fahnen dem Arpadensohn entgegenzogen. Viele Geistliche schritten ihnen voran, unter ihnen der Bischof von Marosvár, Herr Gerhard, und noch drei andere Kirchenfürsten . . . Als der fahrende Alte die Christgläubigen erblickte, stand ihm der Geißer vor dem Mund, und er heßte gegen sie meine Gefellen, die sie abzuschlachten begannen . . . Man hieß uns ja im Namen der Prinzen Andreas und Levente die Christen ausrotten.“

„Und Bischof Gerhard?“ fragte Alpár.

„Ist mit den anderen umgekommen. Nur der eine Bischof, den man mit dem Namen Beneta ansprach, konnte fliehen.“

Der Fürst neigte den Kopf . . .

„Wehe, o Herr, mein guter Herr Gerhard! Trauben wolltest du einst vom Dornbusch der Petschenegen pflücken. Und siehe da, seine Dornen haben dich blutig gerissen!“

Der alte Hurtoba fuhr fort:

„Ich habe schon viele Kriegsleute sterben sehen, doch keiner sah dem Tod mutiger ins Auge als jener Priester. Man hätte glauben können, er freue sich des Sterbens. Er lächelte freundlich, als er schon aus vielen Wunden blutete und segnete uns mit dem Zeichen des Kreuzes. Darob erboßt, schleppten ihn meine Gefellen zum Gipfel des Berges hinauf. Dort fanden sie einen kleinen Karren, banden den Bischof daran und stießen ihn in den Abgrund. Jetzt liegt sein Leichnam in der Pester Kirche und die Leute strömen dorthin, den Toten zu ehren . . .“

„Und mein Heer?“ fragte Alpár mit düsterer Miene.

„Indes meine Gefellen den Christgläubigen den Garaus machten, kam Prinz Andreas mit seinen Söldnern. Als er von unserem Treiben Kenntniss erhielt, ließ er sogleich in die Hörner blasen und fiel über uns her. Der Angriff kam uns unerwartet, die Gefellen waren ausgeschwärmt, ein großer Teil sogar aus dem Sattel gestiegen . . . Es war keine Schlacht, es war ein Schlachten. Wir wurden in Fetzen gerissen, über den Haufen gestampft, in die Donau geworfen . . . Noch mit durchschnittener Kehle wußten wir nicht, was uns fehle. Hatten wir doch unser Blut für Herrn Andreas vergossen, hatten die Getauften auf sein Geheiß niedergemetzelt, und nun fiel er mit dem Kreuz in der Hand über uns her und ließ uns niedermachen. Der alte Schamane ist einer russischen Kriegsart erlegen . . .“

Der Serdar verstummte, und durch Alpárs Brust lief ein tiefes Röcheln. Er hatte das entsetzliche Gefühl, daß jemand ihm einen Felsblock aufs Herz wälze. Und diese Last sollte er im Leben nicht mehr loswerden.

„Das ich gefürchtet habe, ist über mich kommen“,

murmelte der heidnische Fürst mit den Worten der Schrift.

„Nachdem ich den Rest meines Heeres gesammelt,“ setzte der Serdar seinen Bericht fort, „führte ich ihn ins Lager des Prinzen Levente. Ich selbst lag hier auf der Lauer, denn ich wußte, daß du hier vorbei mußt, und schon sind es zwei Tage her, daß ich deiner warte. So du aber findest, hoher Herr, daß ich schuldig bin, dort ist dein Schwert und hier mein Hals!“

„Führ mich in Leventes Lager!“ sprach Alpár.

Der Alte warf einen Blick auf Zenobia, dann sagte er leiser:

„Sie kannst du dorthin nicht mitnehmen, hoher Herr. Herr Levente ist ein strenger Führer, und seit er die Herren bei einem Gelage ertappt, ließ er verkünden, daß alle Weiber, die die Insel betreten, zu töten seien. Auch ließ er den ganzen Wein in die Donau schütten und aus dem bunten Kram, den die Leute von den Fremdländischen erbeutet, einen Scheiterhaufen errichten. Der Prinz schwur den Eid, er schnalle sein Schwert nicht eher ab, als es vom Blut seines verräterischen Bruders gerötet werde, und jetzt erwartet er nur noch Herrn Wata und dich, um mit seinem Heer aufzubrechen.“

Unterdes waren am Ufer die Diener des Fürsten mit dem Zelt erschienen, unter ihnen Efesche und Amadeus. Alpár wählte aus der Truppe vier Gefellen aus, dann winkte er Efesche zu sich.

„Du machst dich ungesäumt auf den Weg und führst Zenobia ins Petschenegenrevier am Vegafluß. Du führst sie hin als Alpárs Fürstin. Jeder hastet mir für sie mit dem Kopf!“

„Ich verstehe, Herr!“ antwortete Ekesche.

Der Fürst sprang ans Ufer.

„Führ mich in Leventes Lager!“ sprach er zum Serdar.

„Alpár, verlaß mich nicht!“ sagte Zenobia leise.

Doch Alpár antwortete nicht. Er schwang sich aufs Pferd.

„Alpár, verlaß mich nicht!“ sagte Zenobia zum zweiten Male.

Der Fürst gab seinem Ross die Sporen und sprengte mit seinen Spießknechten davon . . . Wer kümmerte sich um den Schrei einer Frau, wenn seine Ohren vom Todesgerösch tausender Männer erfüllt sind? Er war schon weit, als ihm der verzweifelte, ersterbende Ruf aus der dunklen Nacht noch einmal in die Ohren hallte:

„Alpár, verlaß mich nicht!“

VIII

Der Mond stand schon hoch über dem Ufer bei Sorokfár, als Hurtoba den Zug haltmachen ließ und die Leute zur Ruhe mahnte.

Aus der Nacht drangen entferntes Pferdegetrappel und Gewieher.

Die vorausgeschickten Späher kehrten mit der Nachricht zurück, daß eine Rotte Theißländer vor ihnen am Ufer herziehe. Vielleicht sei ihr Führer der Kriegsherr Wata oder ein anderer Großer, weil sie eine große Zahl Diener und Handpferde mitführten.

Da ließ Fürst Alpár die Hörner schallen, und jene

antworteten mit lautem Geschmetter. Als die beiden Haufen zusammentrafen, war es wirklich Herr Wata von Vellus, der die Ankömmlinge, von einigen Fackeln umgeben, empfing.

Sie reichten einander die Hand, und der Petschenegenfürst bemerkte, daß Watas Kopf verbunden war, obwohl er, soweit Alpár sich erinnerte, aus der Wieselburger Schlacht keine Wunde davongetragen hatte. Auch sein Gewand war zerschliffen und blutig, was Alpár seltsam anmutete, da er die Vorliebe des Magnaten von Vellus für Kriegsprunk kannte.

„Woher des Wegs, Bruder?“ fragte der Jüngere.

„Ich weilte in Stuhlweißenburg“, gab der andere zurück.

„Hast du mit Herrn Andreas über die Geschäfte des Landes gesprochen?“

„Ja.“

„Und was war seine Antwort?“

Da zeigte Wata auf den verbundenen Kopf und sagte:

„Da siehst du des Königs Antwort auf meinem Schädeld geschrieben.“

„Warum nennst du Ladislaus Sars Sohn König?“ fragte der Petschenege bestürzt.

„Er ließ sich in Stuhlweißenburg zum König krönen. Ich kam zu spät hin, aber es war fürwahr ein prächtig Fest. Ein Bischof setzte ihm die Krone Stephans aufs Haupt, dann küßte der neugebackene Ungarkönig das Kreuzifix und schwur, gehorsamer Diener der heiligen Kirche zu sein.“

All diese fürchterlichen Dinge erzählte Wata im Ton gelinden Spottes.

„Und das Volk?“ fragte Alþár. „Das Volk?“

Der kürzlich noch abgöttisch geliebte Volksmann winkte verächtlich ab.

„Das Volk? Der König ließ Silbermünzen unter das Volk werfen, und das Volk jubelte: ‚Kyrie eleison!‘“

Eine lange Pause entstand. Alsdann fuhr Wata in trockenem Ton fort:

„Als ich in Weißenburg ankam, war das Gelage schon zu Ende. . . Ich traf den König auf der Straße, und da packte ich sein Ross zugleich beim Zügel und sagte: ‚Hundesohn, Andreas, du bist ein Verräter!‘ Der hohe Herr antwortete nicht selbst, er winkte nur seinen Rufen und die kerkerten uns die Antwort des Königs in die Schädel. Wir waren zu Fuß, im Festgewand, so konnten sie uns leicht übermannen. . . Zu gleicher Zeit fielen sie auch über mein Lager vor der Stadt her. Sie trafen meine Leute bei den Weinschläuchen an und mekelten sie zuhause nieder. Viele unserer Hauptleute kamen ums Leben. Ich selbst und meine Diener bahnten uns mit dem Schwert den Weg durch die Stadt und flohen im Lauffschritt.“

„Wie wird es jetzt mit uns, Herr?“ fragte Alþár.

Wata zuckte die Achseln.

„Mich dauert nur, daß ich dem Venezianer Peter die Augen ausstechen ließ. Von Mosony bis Zámor hatte ich ihn gesagt — der König ritt ein gutes Ross! — dort drängte ich ihn aber in ein Gehöft. . . Dritthalb Tage wehrte er sich wacker wie ein Eber, dann überwältigte ich ihn und ließ ihm die Augen ausstechen. Aber bei meiner Treu', sollte ich dem Blinden noch einmal begegnen, will ich Abbitte leisten. . . Fürwahr! Er war

ein Essigkönig, doch Andreas ist der Giftkönig . . . Wir tauschten Holzbirnen gegen Schierling ein, die Eidechse gegen die Schlange. Peter ist christgläubig und beugt das Knie vor dem Kaiser; Andreas ist nichtsgläubig und beugte das Knie sogar vor meinem Gaul, könnte er dadurch die Krone gewinnen. Hätte er soviel Augen wie der Pfau am Schweif und ließe ich ihm alle austechen, wäre den beiden Augen Peters noch immer ein großes Unrecht geschehen."

„Wie wird es jetzt mit uns, Herr?“ fragte Alpár von neuem.

Wata warf den Kopf hochmütig zurück.

„Was wir uns eingebrockt, löffeln wir auch aus. Gilt es den Krieg? Sei's drum! Es gibt noch Fohlen mit flinken Beinen in der Pusta . . . Wir lassen unseren Drachen von Espel auf die Schlange von Weissenburg los, den feuerspeienden Levente auf den verschlagenen Andreas . . . Levente ist echtes Arpadenblut: hart, scharf und rein wie Stahlklinge . . . Weist du, was wir heute Nacht anzetteln? Wir heben Levente auf den Schild, er sei Ungarns herrschender Fürst!“

Wata sagte das schon mit schallender Stimme, und die Herren um ihn murmelten zustimmend.

Mittlerweile hatten sie die Gegend Taksonys erreicht. Dort begann das Gestade Grün anzusetzen. Bald gerieten die Reiter in ein waldiges Marschland. Zwischen gewaltigen, knolligen, krummen Baumstämmen wand sich der Pfad.

Alpár und auch die anderen überkam eine Art heilige Scheu beim Gedanken, daß sie bald Aug' in Auge vor Levente stehen würden, dem vielleicht prächtigsten Sproß

der weltberühmten Sippe. Denn nicht nur das Ungar-
tum, sondern von alters her jedes östliche Reitergeschlecht
brachte der Nachkommenschaft des Fürsten Almos, einer
Familie sagenhafter Herkunft, tiefe, schier abergläubische
Ehrfurcht entgegen. Von der Wolga bis zur Leitha wußte
männiglich, daß dieses zur Herrschaft geborene Geschlecht
körperlich wie geistig ebenso verschieden von allen anderen
Menschenkindern war wie das einsam umherstreifende edle
Wild von der weidenden Herde. Die Männer alle düster,
schlau und stark wie der Löwe; alle hatten die unheimliche
Willenskraft der Ahnen geerbt, die im Guten und Bösen
Wunder zu wirken vermag. Es hieß, daß sie weder lachen
konnte noch weinen. Von ihren Frauen aber hieß es in
den Liedern der fahrenden Sängern, sie seien Habichte
unter den Dohlen, kühner, farbiger, feuriger als jedes
andere Weibsvolk.

Plötzlich hielt Alpár sein Pferd an und packte Wata
am Arm.

„Siehst du das, Herr? Siehst du?“

Im tiefen Schoß des Waldes, in endlos scheinender
Ferne leuchtete ein Stern mit starkem, rotem Schimmer.

„Hörst du das, Herr? Hörst du?“

In der Nacht erscholl ein Gesang . . . Ein Gesang aus
tausend Kehlen . . . Mehr als ein Gesang, war es ein
verzweifelt trauriges Gewinsel. Das Trauerlied der
schwarzen Hoffnungslosigkeit, des rasenden Schmerzes.
Das Klang, als trauerten tausend Wölfinnen über die
blutigen Leichen ihrer Jungen.

„Ein Totenfest“, flüsterte Wata.

„Wen man wohl so bestatten mag?“ fragte Alpár er-
schauernd.

„Ich weiß nicht. Aber wäre der alte Gott selber gestorben, könnten die Waldbewohner nicht tiefer trauern...“

Die beiden heidnischen Führer, die die Angst sonst nur vom Hörensagen kannten, überlief es kalt. Keiner wagte, seinem Ross die Sporen zu geben. Ihre Pferde strebten wie mit bleiernen Beinen vorwärts, aber auch so erreichten sie beizeiten den Ort der namenlosen Trauer.

In der Mitte des Waldes fanden sie eine große Lichtung. Auf der Lichtung brannte der Scheiterhaufen, ein ungeheures Holzgerüst, wie man vielleicht seit Attilas Begräbnis keines wieder errichtet hatte. Rings um den Scheiterhaufen sah man die trauernde Familie, viele Tausende. Alt und jung, Magnaten im Prunkgewand und arme Leute in Lumpen, aber alle Krieger. Sie saßen und standen um den lodernden Scheiterhaufen in phantastischen Gruppen. Viele hielten einander umschlungen wie Brüder beim Begräbnis des Vaters; der eine und der andere neigte den Kopf in seinem großen Schmerz auf die Schulter des Nachbarn; einige wälzten sich auf dem Rasen. Der ganze Wald sang, schluchzte, röchelte und rang.

Wata stieg aus dem Sattel und sprach einen alten Mann an.

„Wen bestattet ihr da?“

Der Alte wandte ihm die verglasten Augen zu, antwortete aber nichts, nickte nur mit dem weißen Haupt.

Da bahnte sich Herr Wata einen Weg durch die Menge und trat an den Scheiterhaufen.

Neben dem erstochenen Kriegsgroß lag im Feuer ein hochgewachsener Jüngling in glänzender Rüstung. Die aufzüngelnden Flammen berührten den Leichnam noch

nicht, umarmten ihn aber und bildeten eine feurige Kuppel über ihm.

Als Herr Wata das Gesicht des Jünglings erblickte, entrang sich seiner Brust ein heiseres Geheul gleich dem eines Hundes, der seinem Herrn nachklagt; dann zog er aus dem Gürtel sein Messer, schnitt eine Locke von seiner linken Schläfe ab und warf sie ins Feuer.

Auch Alpár trat an den Scheiterhaufen.

Zu seinen Lebzeiten hatte er den Krieger nie gesehen, doch erkannte er ihn nun gleich. Die Züge fest wie aus Eisen geschmiedet. Die Nase stark gebogen, Mund und Stirn vom Ausdruck der erhabenen Ruhe, des göttlichen Stolzes verklärt. Der Schädel rund und mächtig wie der eines Tigers. Die Glieder lang wie bei jedem Sprössling Árpáds. Die erstarrten Finger der sehnigen braunen Hand fest um die Keule des Kriegsherrn geschlossen. Die Nägel an ihnen gewölbt und spitz wie Adlerklauen... Noch auf dem Scheiterhaufen liegend ein Herrscher über die ihn umzingelnde Menge.

Alpár zog aus seiner Perlmutterscheide das Messer, um eine Locke von seinem Haar abzuschneiden...

Vorbei, alles vorbei! Ungarische Heiden und Weiden, erfüllt euch mit Tränen und Trauer, denn mit Levente zugleich ist auch der alte Magharengott gestorben. Levente war der letzte der Arpaden, der Ihm auf den Hügeln opferte. Fürder wird Ihm keiner mehr opfern, auch wird Er nicht mehr der Gott für freie Krieger sein, nur für umherstrolchende Bettler, die im feuchten Zwielicht der Wälder im Flüsterton Seinen Namen nennen... Und auch das uralte Magharentum ist tot. Nie wieder wird der Ungar frei sein, weil er sein Schicksal nicht mit

eigenem Willen schmieden, sondern vor Altären kniend und im Rat der Völker erschleichen und erflehen wird. Vorbei der Traum des eigenen Magharengottes, der eigenen magyarischen Welt, fortan weidet und balgt sich der Ungar mit den anderen auf der gemeinsamen Weide der Völkerherden. Vorbei, alle vorbei! Vergeblich die Leichenberge, die gehäuft wurden, um den Himmel zu erstürmen und die Sonne auf ihrem Weg anzuhalten; der allmächtige Atem der Zeit schleuderte die Aufrührer zurück in den Staub der Erde, der sie entstiegen. Vergeblich der verbissene Ansturm des Heidentums: eine neue Welt stellte sich ihm in den Weg wie ein zum Himmel ragender eiserner Wall. Alles vergeblich!

Während Alpár sinnend ins Feuer des Scheiterhaufens sah, ging ihm plötzlich ein seltsames Licht auf. Und da begriff er, daß dieser Krieg von Anfang an hoffnungslos gewesen. Die Heiden hatten die Schlacht schon verloren, als sie die Pferde sattelten. Denn sie hatten gerüstet, um Körper zu töten; der mächtige Feind wohnte aber nicht in den Körpern, sondern in den Seelen. Gegen den starken Glauben konnte man nicht mit dem Speer kämpfen, sondern nur mit einem noch stärkeren Glauben. Und sie hatten keinen. Alpár selbst, aber sicherlich auch Wata hatten längst aufgehört, an die einfältigen Zauberkünste der Schamanen und Wahrsager zu glauben; sie stellten sich gläubig, gaben sich auch Mühe, zu glauben, vermochten aber nicht zu glauben. Oh, die schwarzen Priester hatten tüchtig gearbeitet! War es ihnen auch nicht gelungen, jedes Herz mit neuem Glauben zu durchtränken, hatten sie doch den alten in jedem Herzen zu zerstören gewußt. Selbst Wata war kein Altgläubiger mehr, nur ein Em-

pörer gegen die Despotie des neuen Glaubens. Unter seinen Hauptleuten flügelten die hartnäckigsten Heiden so: „Ist Fürst Árpád zur Hölle gefahren, will auch ich dorthin kommen.“ Im Grund ihres Herzens leugneten sie die Macht des neuen Gottes nicht, empörten sich aber gegen Ihn, weil Seine Bevormundung und Seine Allmacht ihrer angeborenen zügellosen Freiheitsliebe zuwiderliefen. Sie waren die wahren Magyaren, die ihre Freiheit über ihr Seelenheil stellten und ihr Land mehr als das Himmelreich liebten. Hinter ihrer trotzigigen Entschlossenheit, gleichwie hinter ihrer geheimen Furcht verbarg sich aber der neue Glaube. Nein, sie waren nicht mehr richtige Heiden. Ihre Väter waren es gewesen. Sie hatten gleich prächtigen, starken Tieren die Grassteppen durchstreift, hatten ans Leben geglaubt und es um seiner selbst willen gelebt, ohne je nach dem Drüben zu fragen. In den Herzen der Jungen aber war schon die Saat des Todes ausgegangen, die die schwarzen Priester so eifrig gesät, und seither war auch das Leben kein wahres Leben mehr. Immer lauerte in ihnen die Frage: „Was kommt drüben?“ Diese grausame Frage blühte ihnen durch die Seele auch jetzt, da sie vor dem Scheiterhaufen des letzten Heidenfürsten standen. Einige behaupteten, daß drüben nichts komme, andere glaubten, daß es etwas sein werde. Und beide Möglichkeiten brachen ihrer heidnischen Zuversicht das Rückgrat. Die schwarzen Priester hatten dem Volk eine furchtbare Fähigkeit beigebracht: das Denken. Das glücklich dahinlebende Tier war zum Menschen geworden, und der Mensch ist ein Wesen, das an seinem Denken leidet.

Álpár versiel einem schmerzlichen Taumel. Dem Tau-

mel, der einst den aus vieltausendjährigem Nebel seliger Unbewußtheit hervortappenden Menschen erfaßt haben mag, als er zum erstenmal die Schranken seines Daseins erkannte. Von diesem Taumel gibt es keine Rettung mehr: er wird den letzten Mann bis an sein Grab begleiten.

„Was wird jetzt sein, Herr Wata?“ fragte der Petschenege leise.

Der Heerführer legte die Hand auf die Mähne seines Pferdes.

„Jetzt wird nichts mehr sein. Ich gehe heim auf meine Pusta, säe Hafer und züchte Fohlen. Und du gehst zurück in dein Domkapitel und setzt das Psalmmodieren fort, wo du es unterbrochen. Die schwarzen Pfaffen werden dich freudig aufnehmen, ihr Gott liebt ja die bekehrten Schäfchen.“

Während er das sagte, verzerrte sich sein Gesicht. Dann warf sich der Heerführer der Heiden in der maßlosen Erbitterung seines Herzens aufs Ross und sprengte in der schwarzen Nacht von hinnen, ohne auch nur einem seiner früheren Waffengefährten Lebwohl zu sagen.

IX

Jedermann hatte geglaubt, das Toben des heidnischen Ungewitters werde die jungen Saaten des neuen Glaubens vernichten. Und siehe da, es stellte sich heraus, daß ihm der blutige Wolkenbruch zum Wohl gereichte. Die Seelensaar blühte jetzt üppiger und kräftiger als je zuvor.

Die Priester verkündeten füglich das Evangelium des Todes: den Sieg, den sie im Leben nicht zu erkämpfen vermocht, erkämpften sie durch ihren Tod. Und so war es auch natürlich, denn ihr Leben konnte nicht vollkommen sein, ihr Sterben aber war es.

Zumal der Tod des Herrn Gerhard bedeutete für die Sache des Heidentums eine entseßliche Niederlage. Sein Tod hatte vielleicht mehr Heiden besiegt als sein ganzes Leben. Der irdischen Hülle bar, stand sein Geist, ins Riesenhafte gewachsen, über den Wolken, auf der Kanzel des Jenseits, und das Wort, das er ehemals mit schwachem Mund und in fremder Zunge verkündet hatte, hallte jetzt donnernd im ganzen Land wider. Und das Land lag vor ihm auf den Knien.

Nach der Wieselburger Schlacht hatte Wata gesagt: „Es gibt keinen Christen mehr in Ungarn!“ Plötzlich wurde es aber offenbar, daß es in Ungarn kaum mehr ein Heidentum gab. Es gab nur wutentbrannte Menschen, die der Zorn über die Willkür des Königs und den Hochmut der Fremden um die Besinnung gebracht hatte. Väh aus ihrem Blutrausch erwacht, besannen sie sich entsezt darauf, wie weit sie sich hatten fortreißen lassen.

Da und dort, überall kamen die flüchtigen Priester aus ihrem Versteck. Wo sie erschienen, hieß sie das Volk mit leidenschaftlichem Jubel willkommen. Keurig warf man sich ihnen zu Füßen, überhäufte sie mit Tränen und Küssen, brachte sie im Triumph in die Pfarren zurück.

Die Priester aber, die kürzlich noch Despoten des Volkes gewesen, erinnerten sich daran, daß sie Christi Diener waren.

Sie verziehen alles. Nicht selten mußten die von den Leiden der Flucht Entkräfteten selber ihren stierkräftigen Mördern Trost und Mut zusprechen, weil die nicht wagten, an ihre Straßlosigkeit zu glauben. Von der eigenen Großmut gerührt, segneten sie dieselben Menschen, die wenige Tage vorher noch, vor Blutdurst rasend, nach ihrem Leben getrachtet hatten. Ihre leuchtende Güte entwaffnete auch die Starrköpfigsten. Das war ein Wunder, und die von ihrem Gott abgefallene Nation suchte verzweifelt nach einem Zeichen vom Himmel.

Das leicht entflammbare Herz der Ungarn befiel ein neuer Rausch: der Rausch der Neue. Ringsum im Land geschahen Zeichen, die das allgemeine Entzücken noch mehr steigerten. Herrn Gerhards Leichnam lag noch in der Alt-Pester Liebfrauenkirche, doch erzählte man auch schon in den Grenzgebieten von Wundern, die er bewirkte. Ein Heide zeigte seinen Spießgesellen die Locke, die er in seinem Mantel aufbewahrte, und erzählte prahlend, daß sie von dem Mann mit halbiertem Gesicht herrühre, der das Land vom ererbten Glauben abbringen wollte — und augenblicks begann er zu toben, zersfleischte den eigenen Körper und starb eines gräßlichen Todes.

In Eszengrád sah man etwa eine Stunde nach Sonnenuntergang ein feuriges Wunder am schwarzen Firmament: es hatte die Form der Dornenkrone Christi. Die Fergen von Szalankamán, die in den Tagen des Blutbads die flüchtigen Neugläuber in der Donau ertränkt hatten, hörten jetzt nächtlicherweile lautes Beten aus den Fluten, was sie dermaßen erschreckte, daß sie in die weite Welt liefen.

Der blutige Sturm war vorbei. Der Himmel hellte

sich auf. Nur ein verspäteter schwarzer Wolkenseken eilte noch südwärts: das arg zerzauste Petschenegheer Alpárs.

Aus jedem Zusammenstoß mit dem Feind siegreich hervorgegangen, zog die Regenbogenhorde trotzdem entmutigt, gebrochen heimwärts. Unterwegs begegnete sie oft Büscherscharen, die singend zum Grab eines priesterlichen Märtyrers wallfahrteten.

Auch in den Dörfern wurde das Heer überall von Kirchengesang empfangen. Die Neuigen waren wundersam mutig geworden. In der Nähe Szegedins gar stellte sich ein magerer Mann in schwarzer Kutte den Petschenegen in den Weg. Der Schwarze war allein und hielt ein Kreuzifix in der Hand.

„Demüthigt euch vor dem Herrn Jesus!“ rief er laut.

Er war sichtlich einer der Priester, die ihre gutmütigen Pfarrkinder zur Zeit des großen Heidensturmes versteckt und gerettet hatten. Vielleicht hegte er aber nachträglich großen Meid gegen die Genossen, die durch ihr Märtyrertum des ewigen Heils theilhaft geworden waren, und erstrebte nun ähnlichen Ruhm und Nutzen für seine Seele. Doch die Petschenegen, man weiß nicht warum, wichen ihm mißmutig aus, ohne daß auch nur einer die Hand gegen ihn erhoben hätte. Die Szegediner Fischer erzählten davon später wie von einem Gotteswunder.

Alpárs Heer setzte beim Landungsplatz bei Kenezsna über die Theiß. In dichtem Nebel betraten sie den sumpfigen Boden des ehemaligen Reichs Aftonsys, indes die Hörner der Wegbereiter unaufhörlich riefen. Später, als der Dunst sich zu lichten begann, durchbrach ihn die Sonne, und die Petschenegen fanden sich in einem

blendenden, silberweiß wogenden Wolkenmeer. Da traf die Vorhut mit fremden Reitern zusammen, die, zu Riesenphantomen gewachsen, gleich der sagenhaften Geisterschar des Attilasohns Esaba im Nebel schwärmten.

Die Schurbanen glaubten anfangs, die Lämmchen des blinden Betsch suchten ihnen den Weg abzuschneiden, und sie griffen nach ihren Köchern. Doch bald stellte sich heraus, daß es nur bewaffnete Kundschafter aus Scheruzades Lagerwache waren. Die Heidesfrau hatte von der Ankunft des Fürsten erfahren und ihm einige Reiter entgegengesandt.

Das Heer erreichte kurz darauf das Kloster Droszlamos, das Herr Esanád zur Erinnerung an seinen großen Sieg über Ahtony hatte erbauen lassen. Der Gespan war auch dort, in der Klosterkirche, beigesezt worden.

An Stelle des Konvents ragte jetzt ein rauchgeschwärzter Trümmerhaufen in die dunsterfüllte Luft. Über den Ruinen kreiste eine große Krähenschar.

Die Goldene Horde hielt kurze Rast, und Alpár lenkte sein Pferd zum Hügel hinauf, um einen flüchtigen Blick auf die wankenden Mauern der Kirche zu werfen. Im Innern entstiegen den Balken noch dünne Rauchstreifen, zum Zeichen, daß die Brandstiftung erst jüngst stattgefunden. Im verbrannten Gebälk lagen auch einige verkohlte Leichen. In den letzten Wochen hatte Alpár hunderte solche Leichen gesehen. Sie alle sahen einander ähnlich, waren gleich schwarz und unförmig und krümmten die Armrümpfe über die Brust.

Nachdem sie, südwärts weitertrabend, durch das Wasser des Harangod gewatet hatten, tauchte auch der Schaffner des Begalagers auf. Er berichtete dem Fürsten über alles,

was sich in dessen Abwesenheit zugetragen hatte. Als große Neuigkeit erwähnte er, daß von Khan Tyrak, dem König der Großpjetschenegen der Donaumündung und der Aralgegend, Boten ins Lager an der Vega eingetroffen seien. Die Boten, nachdem sie Alpár nicht angetroffen, seien ins Karántal abgezogen, hätten aber versprochen, wiederzukommen. Vom Zweck ihres Kommens hätten sie aber nichts verraten.

Des weiteren erzählte der Schaffner noch, Frau Scheruzade habe vor zwei Tagen das Kloster Droszlámos eingesperrt. Damit habe sie ihre Schuld dem Burgvogt von Ešanád, dem blinden Betsch, heimgezahlt, da dieser einige umherstreifende Grenzwächter auf der Wiese habe erschlagen lassen. In der Klosterkirche hätten sich, als die Brandfackeln hineinslogen, gerade Wallfahrer aus Marosvár aufgehalten. Zum größten Teil Frauen, unter der Führung des Dompropstes Tassilo. Alle seien ausnahmslos in den Flammen umgekommen. Schließlich habe die Heidefrau, um dem blinden Betsch noch einen Tort anzutun, Herrn Ešanáds Gruft aufbrechen und den Leichnam des Gespans auf den Straßenrand werfen lassen.

Während der Fürst diese Nachrichten anhörte, sah er unverwandt aufs Ross des Hornisten, der mit dem Haufen aus dem Lager gekommen war. An der Stirn des Pferdes hing, vielleicht nicht so sehr zum Hohn als des Schmuckes halber, ein kleines Kreuz aus blauem Email.

Plötzlich wandte sich Alpár dem Hornisten zu:

„Wie heißt du, mein Sohn?“

„Dmpuds Sohn, Katapan ist mein Name, hoher Herr“, sagte der Gesell, dessen Wangen vor freudiger Überraschung erglühten.

„Was für ein Kreuz ist das an deines Falben Stirn?
Woher hast du es?“

„Ich erhielt es gestern von meinem Kumpen Fantschal.
Ein kleines Messer gab ich ihm dafür.“

„Und woher hat es Fantschal?“

„Das weiß ich nicht, hoher Herr. Aber ich werde ihn
im Lager fragen.“

„Gib her, ich kauf's dir ab.“

Der Fürst nahm das kleine Kreuz zur Hand . . . Einen
ähnlichen Schmuck hatte Zenobia am Busen getragen . . .
Unter dem Kleid, als glückbringendes Kleinod . . . Nie-
mand hatte das Kreuz sehen können, nur Alpár kannte
es . . . So ähnlich war es — oder war es dasselbe?

Er sah es noch einmal an. An einer Stelle war das
blaue Email abgesprungen, als habe es im Feuer ge-
legen . . . Goldlilie, wo blühte jetzt deine schwermütige
Blume? Goldlaute, wo tönte jetzt dein süßer Klang? —
Die fremdartige Feinheit Zenobias, ihres Körpers und
ihrer Seele, die er nie zu erfassen vermocht und die ihn
selbst dann mit schmerzender Sehnsucht und dem Gefühl
des Unbefriedigtseins erfüllt hatte, wenn er sie in den
Armen hielt, ergriff jetzt plötzlich von allen seinen Sinnen
Gewalt.

Der Fürst winkte den Lagerwächter zu sich.

„Ich habe euch eine Sklavin ins Lager geschickt . . .“

„Wir haben sie nicht gesehen, hoher Herr.“

„Ich schickte sie mit Ekfche hin. Verstehst du? Mit dem
Fiedler . . .“

„Ekfche war im Revier, aber allein. Von einer
Sklavin sagte er nichts. Jetzt ist der Fiedler nicht im
Lager . . .“

Jemand meinte, Efesche habe sich mit einem Kumpen ins Rohrgebüsch des Vega verzogen. Dort hätten sich die beiden eine Hütte erbaut. Die Kundschafter begegneten ihnen oft.

Alpár blickte wild um sich...

„Ihr Petschenegen, ihr Ungarn, ist jener Maid etwas zugestoßen, tränke ich die Pusta mit Blut!“

Als sie das große Röhricht der Vega erreichten, schlossen sich ihnen neue Lagerwächter an. Unter ihnen auch Jantschal, von dem der Hornist das kleine Kreuz erhalten hatte.

„Hoher Herr,“ meldete Ompuds Sohn, Katapan, „nun weiß ich schon, woher das blaue Kreuz kommt. Aus der Beute von Droszlámos.“

Alpár winkte dem Gesellen zu schweigen. Zu sprechen traute er sich nicht. Er fürchtete, daß ein entsetzlicher, unmenschlicher Laut aus seiner Brust hervorbrechen müßte. Sein Blick schweifste am Himmel. Der Nebel hatte sich schon gelichtet. Der Himmel war grau, nur an einer Stelle leuchtete ein blendend weißer Fleck. Man hätte den Lichtfleck, der kalt von der unendlichen Höhe herablickte, auch für ein aufgeschlagenes Himmelsauge halten können.

In seiner großen Herzensangst begann der Heidenfürst zu beten.

„Jesus Christus, zu Dir flehe ich! Du kannst Wunder wirken, so wirke denn Wunder. Mach das Geschehene ungeschehen. Hier bin ich, blicke in mein Herz! Wirf alles, was Dir unlieb, aus ihm hinaus. Streite nicht wider mich, Herr, streite nicht, denn Du bist ein Gott, ich aber habe weder Kraft noch Willen. Auch Du, Heilige Jung-

frau, und du, Herr Gerhard, erbarmt euch meiner!"

Da erhob sich im Röhricht Geschrei; zwei zerlumppte Männer stürzten zur Schar und warfen sich vor Alpar in die Knie. Der eine war Efesche.

„Die Heidefrau ist an allem schuld“, rief er, vom Weinen geschüttelt.

„Sprich!“ herrschte ihn der Fürst mit heiserer Stimme an.

„Getreu deinem Befehl fuhren wir, hoher Herr... Wir kamen in Esongrád an, ohne daß uns etwas zugestoßen wäre...“

„Von ihr sprich!“

„Dort, in Esongrád, erfaßte die Jungfer große Unruhe... Weinend beschwor sie uns, sie nicht ins Petschenegenrevier zu führen, lieber in die Feste Esanád, sie hatte solche Angst vor der Heidefrau... Ich ermutigte sie, so gut ich konnte, doch von Esongrád an hatte sie keine Ruhe mehr. Und je näher wir dem Revier kamen, desto größer wurde ihre Angst.“

„Sprich! Sprich!“

„Bei Kenesna setzten wir über die Theiß, und da flossen wir zu unserem Unglück auf die Kundschafter des blinden Betsch... Sie waren an fünfzig Mann stark und der Burgvogt führte sie selber... Vielleicht hätten wir im Röhricht trotzdem Reißaus genommen, hätte Jungfer Zenobia nicht um Hilfe gerufen... Sie hatte den Burgvogt erkannt und rief: ‚Herr Betsch, rette mich von der Heidefrau!‘ Die Lämmchen begannen uns zu jagen, und am Ufer des Harangod faßten sie drei von uns; auch Zenobia fiel ihnen in die Hand. Ich floß selbster, indem ich ins Wasser tauchte. Unsere drei Ra-

meraden schlug der Blinde nieder; der Pfeil, den wir ihm auf der Flucht in den Schenkel geschossen, hatte ihn wüthend gemacht. Die Jungfer nahm er mit in die Burg . . . Seit her lauerte ich mit meinem Kumpen immerfort in der Nähe des Stadttors, weil wir nicht vergessen hatten, daß wir mit dem Kopf für Zenobia haffeten. Wir dachten, ein glücklicher Zufall könnte uns deine Sklavin doch noch einmal in die Hand spielen . . . Vor zwei Tagen schien es nun, als wäre uns das Glück hold. Aus der Stadt gingen Wallfahrer zum Kloster Droszlamos. Die Wallfahrt wurde von jenem Herrn Tassilo geführt . . . Dem soll, erzählte mir heute jemand aus der Stadt, Herr Gerhard im Traum erschienen sein und ihm gesagt haben, der Heidenaufstand werde zu Ende sein, sobald dreißig Gläubige, an deren Händen kein vergossenes Blut klebe, dreißig Gebete bei Herrn Esanáds Grab verrichteten. So setzte sich der Zug der Wallfahrer zumeist aus Weibern zusammen, denn die waren rein vom Blutvergießen. Bewaffnete gingen gar nicht mit, denn Herr Tassilo meinte, auf des Bischofs Geheiß müsse man sich nicht mit Speeren, sondern mit Christi Namen gegen die Ungläubigen wappnen."

"Von ihr sprich!"

"Zenobia ging mit im Zug . . . Ich sah sie gut, sie ging kaum zehn Schritt weit an dem Gebüsch vorbei, wo ich auf der Lauer lag . . . Sie hatte ein schwarzes Gewand an . . . Indes ich die Wallfahrer beobachtete, sprengte mein Kumpen ins Revier hinab, der Frau Scheruzade Nachricht zu bringen. Die ließ darauf im Nu die Pferde zäumen, stieg selbst in den Sattel und nahm hundert Speißknechte mit . . . Ich hatte Scheruzade noch nie in

solcher Erregung gesehen! Sogleich begann sie aufs Thor des Klosters zu hämmern, doch hatten die griechischen Mönche das Haus verrammelt, beschossen uns aus den Fenstern mit Pfeilen und läuteten ohne Unterlaß die Glocken, auf daß man es in der Stadt höre... Da gab die Herrin wutschnaubend den Befehl, man werfe Brandfackeln ins Kloster... Ich hatte sie noch nie so außer Rand und Band gesehen wie in dem Augenblick... Vergeblich flehte ich sie noch vor dem Sturm an, auf die Rückkehr der Wallfahrer zu warten, da wir doch in freiem Feld mit den Weibern leicht fertig werden könnten, Scheruzade machte sich weniger aus mir als aus dem Wurm, der sich unter den Hufen ihres Rosses krümmte... Das Dach fing Feuer, ging dann in Flammen auf... Es war ein großer, großer Brand... Die Wallfahrer zogen alle in die Kirche und bereiteten sich mit andächtigen Gesang auf den Tod vor..."

"Sind alle verbrannt?" fragte der Fürst dumpf.

"Alle! Ihr Gesang verstummte, als das Dach mit dumpfem Getöse über sie stürzte... Also verhält es sich, hoher Herr. Hier knien wir beide, ich und mein Kumpan. So es dir beliebt, Herr Alpár, laß uns beiden den Kopf abschlagen!"

Die goldene Lilie war verwelkt. Die goldene Laute verstummt. Für immer...

Alpárs Gesicht verriet keine besondere Wandlung. Er warf nur einen trüben Blick zum bewölkten Himmel.

Aller Schmerz seiner Seele schlug in mörderischen Haß um, als er vor dem Zelt der Heidefrau aus dem

Sattel stieg. Der alte Serdar folgte besorgt seinem Herrn.

Im Innern des Zeltes empfing sie die Lombardin mit tiefer Verbeugung.

„Ich will das Weib sehen“, sagte der Fürst.

„Setzt nicht, hoher Herr, die Gebieterin läßt sich an-
kleiden“, lispelte Roswitha lächelnd.

„Nicht ihre Lappen will ich sehen, sondern ihr Gesicht.“

Entsetzt wich Roswitha vor den Männern zurück. Da
rauschte der Türvorhang und Scheruzade betrat das
Gemach.

„Hier stehe ich! Was gebietet mein Herr?“ fragte sie
gelassen.

Ein seidenhaariges weißes Lammfell war ihre ganze
Kleidung. Das Fell hatte sie um den schlanken Körper
geschlungen und mit einem Riemen unter dem Busen zu-
sammengeschnürt. Ihr ehern glänzendes Haar war auf-
gelöst. Die braunen Schultern und Arme waren entblößt,
die Beine bis an die Knie desgleichen. Die Arme aus-
gestreckt, den Kopf erhoben, blieb sie vor dem Fürsten
stehen. Keim und schlicht wie das Tier der Pustia, das
nichts zu verheimlichen hat, weder am Leib noch an der
Seele.

„Was gebietet mein Herr?“

„Warum hast du das Kloster verwüstet?“ fragte
Alpár.

Über die Lippen der Frau lief ein leichtes Lächeln.

„Hat uns nicht der Fürst gelehrt, die Kirchen zu ver-
wüsten und die Christgläubigen zu töten?“

Durch Alpárs Brust bebte schmerzliches Nöckeln. Er
hatte es leicht, Er über den Wolken! Er brauchte kein

Schwert zum Kämpfen, Er schlug den Heiden mit dem eigenen Schwert aufs Herz.

Die Frau schien die Verstellung schon zu bereuen. Sie trat näher an den Fürsten heran und hielt seinen Blick gefangen, heftete ihn an sich. Ihre Wangen wurden rot und ihre Lippen zitterten, indes die erstickte Leidenschaft ihre Stimme verschleierte:

„Du weißt wohl, Alpár, weshalb ich es getan . . .“

Es war ein abscheulicher und zugleich köstlicher Anblick, das Weib, das die Ordnung der Natur umgestoßen, die Nebenbuhlerin in mörderischem Kampf niedergerungen hatte und jetzt fordernd vor dem Mann stand.

Der Fürst kehrte Scheruzade angeekelt den Rücken, dann rief er dem Serdar zu:

„Diese Hündin jagst du mir aus dem Lager!“

Selbst der alte Hurtoba vernahm die furchtbaren Worte mit Entsetzen.

Die Heidefrau stand einen Augenblick taumelnd, mit geschlossenen Lidern, vor Alpár. Aber nur einen Augenblick. Jählings hatte sich alles glühende Verlangen ihres Herzens in Zorn gewandelt.

Es war nicht mehr ein Weib, nur das zu Tode verwundete Tier. Alle unbändige Kraft der Pusta loderte, schäumte, tobte in ihrem Blut . . .

Zwischen anderen Waffen hingen zwei kurzstiellige Jagdspeere am Zeltbalken. Der Blick ihrer blutunterlaufenen Augen blieb auf den Waffen haften; mit gelendem Raubvogelschrei packte sie sie und riß sie herunter. Blißschnell, mit rasendem Ungestüm, schleuderte sie den einen Ger gegen Alpár. Der Serdar warf sich mit einer unwillkürlichen Gebärde dazwischen, so daß der tödliche

Wurf ihn traf. Das Eisen in der Kehle, schlug der Alte röchelnd auf den Teppich hin, den sein schwarzes Blut dampfend überströmte. Im nächsten Augenblick war die Frau aus dem Zelt verschwunden.

Draußen hörte man Gekreisch und Pferdegetrappel...

Frau Scheruzade erschien vor dem Zelt, saß mit einem Panthersprung auf Aspárs Schlachtroß, das ein Knecht am Zügel herumführte, und so wie sie war, halbnackt, den Speer hochgehoben, sprengte sie hinaus in die Pusta.

Die draußen standen, hörten ihren Schrei: „Ich bin König Keans Tochter!“

Niemand folgte ihr, und im Nevier sprach fortan niemand von ihr.

X

Grauer Himmel, fahle Erde, schwarzes Wasser. Die Pusta eine Riesenbahre, auf der die Leiche des Sommers lag.

Durch die dunsterfüllte Luft kamen unabsehbare Krähenzüge zur Bestattung. Und nächstens ertönte schon im Wald das Klagelied der Wölfe. Es war ein Herbst, so traurig, als sollte es nie wieder Frühling werden. Und im öden Grau des Herbstes saß das zusammengeschmolzene Geschlecht der Petschenegen hoffnungslos ringend da wie eine Trappe mit erfrorenen Flügeln.

Kaum war der erste Reif gefallen, erschienen im Nevier am Begafluß von neuem die Boten der Großpetschenegen, von Khan Tyrak entsandt.

Zwei Herren kamen von der Donaumündung, von

vielen Knechten und Pferden begleitet. Durch ihr Erscheinen und ihre fremdartiges Betragen erregten sie im Lager beträchtliches Aufsehen.

Der Anführer war ein Greis mit Luchsgeſicht. Sein grauroter Bart reichte bis zum Gürtel; unter den buschigen roten Brauen zwinkerten zwei ſeltſam gelbe Kakenaugen. Er mochte ſchon bei achtzig Jahre alt ſein, konnte nur noch mit Mühe gehen, doch, einmal in den Sattel geſetzt, ſaß er dort feſt wie die Milbe auf dem Hals eines Rehbocks. Sein Gefährte war ein finſter dreinſchauender Rieſe. Seine Haut war ſo braun, daß man ihn ebenſo gut für einen Mohren hätte halten können; Hände, Hals und ſogar die Waſſerknochen waren ihm von ſchwarzem Haarwuchs überwuchert. Solang er im Lager war, hörte niemand ein Wort von ihm. Es hieß, daß der Jüngere der ſtärkſte Kerl und der Ältere der pſiffigſte Mann des Khans ſei. Jedenfalls hatte der Alte verſtanden, den Geſpan der feſten Burg Horom ſo zu beſchwägen, daß der die Boten nicht nur ins Land ließ, ſondern ihnen auch bewaffnetes Geleit mitgab.

Die Großpetchenegs, von den damaligen Chroniſten nur unter dem Namen „*crudelissimi bissani*“ erwähnt, hatten die Nord- und Oſtküſte des Schwarzen Meeres zu eigen. Wenn ihre Stämme ſich vereinten, konnten ſie bis hunderttauſend Reiter ins Feld ſchicken, darunter die reittüchtigſten Scharſſchützen der Welt. Blutsverwandt mit den Magyaren, waren ſie zugleich deren gefürchtete Feinde auf uralter Wanderschaft. Den Nebel der Zeiten vor der Landnahme der Ungarn erhellen die Blüthlichter der mit Petchenegs ausgetragenen Kriege auf Leben und Tod.

Hätten die Petschenegestämme ihrem gemeinsamen Fürsten auch in Friedenszeiten zu gehorchen gewußt, böte das Gesicht Osteuropas heute wohl andere Züge. Allein die Gabe der nationalen Disziplin war ihnen nicht vergönnt, nicht einmal in dem Ausmaß, wie sie ihren ungarischen Brüdern eigen war. Dem einen und dem anderen großen Khan gelang es zwar, sie vorübergehend zur Ordnung zu zwingen, hatte aber die Zaubermacht der Persönlichkeit des Herrschers einmal aufgehört, fielen die heißblütigen Geschlechter sogleich mit frischer Kraft wie die stößigen Widder übereinander her. Ihr Reich war ein Feuerkessel, der unablässig brodelte und blutigen Schaum warf. Reisende wagten sich selten dorthin. Die blutigen Fehden hatten seinerzeit auch die Schurbanenhorde Thonuzobas gezwungen, aus dem in tollen Wirbel geratenen Bienenstock der Petschenegen auszuscheiden und über die Grenzberge Ungarns zu schwirren.

Die Boten erschienen jetzt in Alpárs Zelt. Nachdem sie dem jungen Fürsten die väterlichen Grüße des Khans und die dazugehörigen Geschenke überbracht hatten, bestellte der ältere der beiden in blütenreicher und honigfüßer morgenländischer Sprache Herrn Tyraks Botschaft.

Der Khan war im Begriffe, an der Spitze aller großen Petschenegestämme ins Reich des Kaisers von Konstantinopel einzufallen und wollte für sein Unternehmen auch das Schwert Alpárs gewinnen. Vielleicht tat ihm Alpárs Schwert weniger not als der magische Glanz, der das Geschlecht des großen Stammesfürsten Thonuzoba noch immer umstrahlte.

Als unmittelbarer Anlaß zum großen Unternehmen des Khans wie zu fast jedem Petschenegenkrieg diente wie-

derum eine persönliche Beleidigung. Ein Petschenegenfürher namens Regen verweigerte Herrn Thyra den Gehorsam und floh mit seinem Zeltvolk auf griechischen Boden. Statt nun den Meuterer seinem Herrn auszuliefern, nahm der Kaiser den Flüchtling sogar mit großen Ehren auf und theilte seinem Volk Grund und Boden zu, worüber Herr Thyra sich ungemein empörte und dem Kaiser sagen ließ, er werde ihm nächstes Jahr in Konstantinopel einen Besuch abstatten und ihn ob der Beleidigung zur Rede stellen. Er wollte achtzigtausend Reiter aufbieten und hegte die Zuversicht, er werde die unter griechischem Joch schmach tenden Bulgaren und Serben aufwiegeln und die festen Mauern der Kaiserstadt erstürmen können.

Der Großkhan bot Alpár einen Goldvertrag an, worin genau bestimmt war, welcher Rang diesem in den verbündeten Heeren gebühren und welcher Teil der gemeinsamen Beute ihm zufallen sollte.

Die Boten räumten dem Fürsten eine Woche Bedenkzeit ein.

Alpár blieb in seinem Zelt allein mit den Geschenken. Herr Thyra hatte ihm eine goldene Halskette, ein silbernes Trinkhorn, ein kaukasisches Schwert, eine persische Schabracke und einen Ballen Seide griechischer Herkunft geschickt.

Während der Fürst mit der Hand über die Seide strich, die wie flüssiges Feuer schillerte, stieg ihm ein unsagbar süßer, vertrauter Duft in die Nase . . . Ein ähnlich seltsamer Duft war auch den Gewändern Angelikas entströmt! Es war der Duft Konstantinopels, der in der Vorstellung des jungen Fürsten ständig über den Mar-

morpalästen und kaiserlichen Lustgärten schwebte. Nochmals und nochmals streichelte Alpár die Seide, die glänzte, knisterte und duftete, das verlockende Sinnbild der fernen Wunderstadt. Und da erfaßte ihn dasselbe heiße, leidenschaftliche Verlangen, das er einmal schon empfunden hatte, am Temesufer, als Zenobia ihm von der Stadt der Städte erzählte. Hei, goldenes Byzanz!

Alpár blickte zur offenen Thür des Zeltcs hinaus. Über der öden Pusta tat sich am trostlos grauen Himmel ein Wolkenspalt auf, den die scheidende Sonne mit goldenem und purpurnem Licht erhellte. Und in dem fernen Wolkenspalt erschien das Bild der Wunderstadt, so wie der junge Barbar sie sich erträumte... Die marmornen Mauern des tausendtürmigen Feenschlosses waren von blauen Wellen umspült, seine phantastischen Goldkuppeln bohrten sich ins purpurne Himmelsgewölbe... Alte Zauberstraume, Erinnerungen an Kindheitswünsche durchschauerten das Herz des Fürsten wie einst der goldene Klang des Liedes von süßen Frauenlippen.

Im Sohn der Nomaden erwachte urplötzlich der ererbte Wandertrieb. Die geheimnisvolle, unwiderstehliche Sehnsucht, die seine Ahnen von den endlosen Steppen des Ostens hierhergeloct, begann jetzt die Flügel zu entfalten und die Adlerklauen in sein Herz zu schlagen... Fort von hier, von der fahlen Pusta der Trübsal und des Todes. Fort in die unbekannte, von silbernem Nebel umwallte Ferne! Jenseits des großen Stroms, jenseits der großen Berge, jenseits vieler Länder lag die Sonnenstadt Konstantinopel. Konstantinopel war das Leben, die Seligkeit. Es winkte aus der Ferne wie ein holdseliges Weib mit fremdartigem Liebreiz und streckte die Arme zu

feuriger, berauscher, mörderischer Umarmung dem Er-
oberer entgegen.

Dem Fürsten schwindelte schier beim Gedanken, daß er
hinter den Marmormauern den erquickenden Born des
honigsüßen, regenbogenfarbenen, wie Gold klingenden
Glücks auffinden werde, von dem er einen Tropfen schon
auf Zenobias Lippen gekostet hatte.

Am nächsten Tag war es, daß sich eine neue Gesandt-
schaft im Petschenegenrevier einfand. Sie kam aus Ma-
rosvár und zog mit lautem Gesang zu Ehren Unserer
Lieben Frau im Lager ein. Der Botsen gab es zwei:
Walter, den Gesangsmeister des Esanáder Domkapitels,
und Pater Philipp, den Abt des Benediktinerklosters.

In jenen Tagen frommer Verführung hatten die Män-
ner der Kirche auf verwunderliche Weise Mut geschöpft.
Das Beispiel des Herrn Gerhard übte solche Wirkung
aus, daß auch die Lammherzigen unter ihnen das irdische
Leben gering zu achten begannen. So kam es denn auch,
daß die zwei frommen Alten sich mit dem Kreuzisir in der
Hand ins Drachennest wagten.

Philipp und Walter kamen, den abtrünnigen Kanoni-
kus Martin zur Umkehr und zum Gehorsam zu mahnen.
Sie sagten sich, entweder werde ihr frommes Beginnen
gelingen oder es werde fehlschlagen. Gelang es, so heim-
sten sie hienieden Ehre und Ruhm ein und himmlischen
Lohn dazu. Im Fall des Mißerfolgs aber gewannen sie
kurzerhand das Größte, was der Gläubige erlangen kann:
die leuchtende Krone des heiligen Martyriums.

Die Kundschafter der Pusta hatten die beiden Alten
schon am Ufer des Harangod festgenommen und führten
sie schnurstracks vor den Fürsten. Da kam über Herrn

Philipp große Angst; sein Gesicht entfärbte sich und seine Zähne schlugen zusammen. Meister Walter erschraf nicht. Doch als er vor den einst so heißgeliebten Kanonikus trat und bemerkte, daß dessen Haar schneeweiß geworden war, zuckte ihm ein solches Weh durchs Herz, daß er in lautes Weinen ausbrach.

„Wehe, Kanonikus Martin,“ sagte der Alte, „welch Wiedersehen ist uns beschieden? Siehe da, mein Sohn, dein geliebtes Haupt ist in der Sünde ergraut.“

„Nur zur Hälfte in der Sünde,“ erwiderte Alpár mit bitterem Lächeln, „die andere Hälfte ist noch in der Tugend ergraut.“

„Bei den fünf Wunden Christi beschwöre ich dich, mein lieber Sohn Martin, sprich und antworte: Ist jezt der Lauf deines Lebens glücklich?“

„Er ist nicht glücklich, Herr, so wenig wie er damals glücklich war, als ich noch unter euch gelebt.“

„Du lebst gottlos, mein lieber Sohn, und der Herr wird dich ob solchen Tuns strafen.“

„Wie straft der Herr?“ fragte Alpár.

„Er legt die Hand auf das, was dir am liebsten ist.“

„Dann kann Er mich nicht mehr strafen, denn auf das, was mir am liebsten war, legte Er schon die Hand. Er verfuhr mit mir wie der zürnende König: alle meine Geiseln tötete der Herr, und nun hat er keine Macht mehr über mich.“

„Beim heiligen Namen Christi beschwöre ich dich, Martin, sprich und antworte: Glaubst du nicht an das ewige Feuer und verabscheust du nicht die Hölle?“

„Selbst an sie glaubend, verabscheute ich sie nicht, denn dort wohnt auch mein Vater, der große Thonuzoba.“

„Ach, mein Sohn Martin, warum ist dein Herz so hart, daß es in der Wärme der Liebe nicht auftaut? Und warum sind deine Ohren verstopft, so daß sie das wahre Wort nicht hören?“

„Ist mein Herz hart, ward es vom Herrn also geformt. Sind meine Ohren taub, hat sie der Herr mit Schlamm verstopft. Ich bitte dich, Herr Walter, sprich und antworte: Warum hat der Herr also an mir gehandelt? Und hat Er also an mir gehandelt, warum rechtest du mit mir, statt mit Ihm?“

Die Alten hörten entsetzt diese fürchterliche Lästerung. Walter traute sich auch nicht mehr den Mund zu öffnen, doch an seiner Statt sprach Pater Philipp, der auch der weltlichen Schlaueit nicht ganz ermangelte.

„Mein lieber Sohn Martin, ich bitte dich, habe Erbarmen mit dir selber. Wisse, über deinem Haupt ballt sich ein verheerendes Gewitter. Die Schwertträger der heiligen Kirche fällten schon das Urtheil über dich und dein Volk. Die Werber des Herrn Vetsch ziehen durchs Land, die Gespane der festen Burgen Keve und Haram schleifen schon das Schwert zu deinem Verderb. Dein Volk ist zusammengeschnitten und seines Muts beraubt. Wenn der Tag kommt, entrinnt fürwahr keiner der Deinen dem sicheren Untergang.“

Alpár lächelte.

„Und welcherart könnte ich der Gefahr ledig werden?“ fragte er.

„So du mit deinem Volk in den Schoß der Mutter Kirche zurückkehrst, wird euch kein Haar gekrümmt.“

„Seht ihr,“ sagte Alpár, „ihr seid schlechte Schaffner des Herrn. Er hat euch hergeschickt, auf daß ihr meinen

Glauben kauft. Ihr aber wollt Ihm meine Furcht bringen und sagen: ‚Hier, Alpárs Glaube!‘ Vor dem Herrn aber geziemt keine Lüge. Ihr Priester, o ihr Priester! Fürst Alpár warf die Thürme von zehn Gotteshäusern um, brachte hundert Gottesmänner ums Leben und fürchtete sich nicht. Nun die Gefahr seinem eigenen ärmlichen Haus dräut, seinem eigenen leidigen Leben, soll er sich fürchten? Wahrlich, ich sage euch, der Herr braucht keine solche Neue. Ist Er ein wahrer Gott, so will Er von Männern angebetet werden, nicht von Hunden. Ich habe gesprochen und sage weiter nichts.“

Die Alten wechselten einen betrübten Blick. Kanonikus Martin verstand ihre Sprache nicht mehr, so wie sie seine nicht mehr verstanden. Sie sprachen zu ihm in der Sprache der Klosterschulen und er antwortete mit den Worten der Pusta.

XI

Der blinde Betsch, der seit der Brandstiftung in Droszlámos die Heiden am Vagauser scharf im Auge behielt, wußte schon seit Tagen, daß sich etwas im Revier vorbereite. Dann brachten seine Kundschafter eines Tags die Nachricht, daß es kein Lager mehr in der Pusta gebe. In der Horde war wieder einmal die alte Zugvogelnatur erwacht. Sie hatten sich aufgerafft und waren fortgeflogen. Sie eilten, um bei der Donaumündung zu sein, ehe der erste Schnee fiel. Ihre Winterquartiere und ihr überflüssiges Viehfutter hatten sie verbrannt, den Rest nahmen sie auf Wagen mit. Zurückgelassen hatten sie

kaum etwas außer den vielen verstreuten Grabhügeln an den Ufern. Als sie seinerzeit ins Land gezogen, hatte sich niemand gefreut. Auch jetzt, da sie fort waren, weinte ihnen niemand nach.

Für einige Tage schlugen sie sich in den großen Wald bei Keve, der Tag und Nacht von ihren Artstieben widerhallte, dann trieben sie stromab auf der Donau. Auf den Wällen der Burgen Keve und Horom lief das Volk zusammen und begaffte das Wunder, als auf dem Rücken des Stromes die endlose Flotte der aus gewaltigen Baumstämmen gezimmerten Flöße erschien. Der alte Fluß war von einem verspäteten Nachschub der Völkerwanderung belebt. Von weitem nahmen sich die Flöße aus wie schwimmende Stachelschweine, weil es auf ihnen von Speeren wimmelte. Die Wagen und die mit Fußseilen gefesselten Pferde waren in der Mitte der Flöße untergebracht. Gegen die schweren Ruder stemmten sich je fünf, sechs entblößte Gesellen, die sich abwechselnd zusammenkauerten und die braunen Körper mit gewaltigem Schwung wieder langstreckten. Das Führerfloß machte den anderen durch Hornrufe Mittheilungen, und die dazwischen schwimmenden gaben das Zeichen der Nachhut weiter; ihr Geschmetter weckte den Widerhall der Berge am Ufer.

Wo sie vorbeifuhren, fletschten die Uferbewohner gegen sie die Zähne, doch wagte es keiner, zuzubeißen.

Als sie zwischen den Bergen angekommen waren und den einsamen Fels, der in der Mitte der Donau wie die Faust eines ertrinkenden Riesen aus den Fluten ragt, hinter sich gelassen hatten, schickte Herr Alpár seine Diener ans Ufer, Fischer zusammenzufangen, die sich auf dem Wasser zurechtfinden. Die trägen Flöße nahmen mit

einem Male Anlauf, flink und leicht wie die dahinjagenden Rosse. Und die Stromschnellen grüßten brausend die Regenbogenhorde.

Da und dort duckten sich zwischen den Bergen jämmerliche Dörflein, an die vom Wasser ausgehöhlten Schluchten geklebt. Mit Pfahlwerk, mit Zweigen und allerhand Krimskrams schnurrig umzäunte Piratennester. Auch der Rachen der einen und anderen Höhle war von Planken geschützt, um das Versteck der dort gleich Uferschwalben nistenden Menschen zu sichern. Die Bewohner des rechten Ufers stülpten sich beim Nahen der Flöße alle die Eisenhauben auf den Kopf, nahmen die kurzen Spieße unter den Arm und suchten mit Windeseile ihre Zufluchtsstätten im Walde auf.

Am Ufer blieben nur die großen schwarzen Hunde zurück, die die Herannahenden mit wütendem Gebell empfingen.

Am dritten Tag führte der Weg der Petschenegen zwischen steilen Felsenwänden. Über den Klippen kreisten in großen Schwärmen goldköpfige Adler, deren Anblick die Goldene Horde höchlich ergötzte, da der Ar der Lieblingsvogel ihrer Nation war.

Am rechten Ufer zog sich ein langer Pfad im Felsenstein. Der ältere der Boten der Großpetschenegen, der Rothhaarige, der schon viele Erfahrungen im Leben gesammelt hatte, erklärte Alpár, die Straße sei von einem baukundigen Volk der Vorzeit angelegt worden. Jene Leute hätten immerfort gebaut und gegraben, auch müssen sie den Bibern ähnlich beschaffen gewesen sein und hätten anscheinend auch unter Wasser verkehren können. Anders könne man sich die turmhohen Steinpfeiler nicht erklären,

die
no
un
fest
Uf
ben
we
kan
De
Es
sich
in
Uf
zig
sch
das
las
bia
gef
To
un
die
Ki
ver
tra
sich
gef

die sie auf dem Grund der Donau errichtet und die heute noch, eine Tagreise weiter, zwischen dem Petschenegenreich und dem bulgarischen Ufer zu sehen seien. Nahe der Grenz-feste Orsova sei von ihnen auch eine Zauberschrift auf dem Uferstein erhalten geblieben.

Alsdann zeigte der alte Krieger auf einen Haufen gelben Schutt am Ufer. Den Petschenegen schien es von weitem ein Steinschlag zu sein, näher besehen aber erkannten sie, daß es lauter menschliche Knochen waren.

In der Wasserrinne, die sich vom Vergrüßen bis zur Donau hinunterzog, lagen tausende modernde Gerippe. Es war ein sonderbarer Anblick, denn es war, als hätten sich die Knochenmenschen betrunken und wälzten einander in dämonischem Übermut die Böschung hinab. Unten am Ufer bildeten die Schädel ganze Hügel. Nach einem vierzig Jahre währenden mörderischen Krieg hatte der griechische Kaiser Basilius der Große dort oben auf dem Sattel das letzte Bulgarenheer umzingelt und zusammenhauen lassen. Diese That hatte dem kaiserlichen Großvater Zenobias den Beinamen Vulgaroktonos, Bulgarentöter, eingetragen.

Die gefallenen Krieger konnten aber auch nach dem Tode keine Ruhe finden. Die Donau forderte sie für sich, und das Regenwasser arbeitete seit Jahrzehnten daran, die Knochen talwärts zu schwemmen wie ein Bach seine Kiesel.

Der schwarze Bote, dessen Stimme bisher niemand vernommen hatte, ließ sich hier unerwartet hören. Er betrachtete den Knochenschutt, wobei sich sein finsternes Gesicht aufheiterte und ein zufriedenes Lächeln um die hartgeschnittenen Lippen erschien.

„Das war tüchtige Arbeit!“ sagte er mit einem tiefen Kehllaut, der sich wie Grunzen anhörte.

Dann schwenkten die Flöße wieder nach dem linken Ufer ab. Hier begann Ohm Amadeus, der sich mit Efesche unter den Dienern des Fürsten befand, seine Siebensachen in den Kansen zu packen und Beelzebub zu zäumen.

„Herr und Fürst,“ sagte er, „ich will jetzt gehen.“

„Du verläßt mich, Alter?“ fragte Alpar.

„Ich verlass' dich, Herr. Mich drückt das Alter, und wer keine Krallen hat, soll nicht klettern. Ich bin viel umhergeflogen, habe viel Federn fallen lassen, bis Konstantinopel tragen mich die Flügel nimmermehr. Fürwahr, mein Herr, mir brennt das Haus, ob man den Rauch auch nicht sieht. So gehe ich denn ins Kloster zurück, meine Sünden dort abzufasten. Herr Philipp ist kein Griesgram, er wird mir die Absolution nicht lange verweigern. Ist doch der Herr Jesus auch für mich gestorben.“

Damit ging der Alte zu Efesche, um die zwölf Denare von ihm zu verlangen, die der Fiedler ihm noch immer nicht zurückerstattet hatte. Efesche sagte, auf dem vierten Floß sei einer, der schulde ihm Geld; werde der seine Schuld in Orsova bezahlen, so bekomme auch Amadeus, was ihm gebühre. Mehr sprach der Alte mit dem Spielmann nicht, sondern bat den Fürsten, er wolle ihn ans Land setzen. Man ruderte ihn in einem Prahm hin. Beelzebub folgte schwimmend. Mit Ohm Amadeus stieg auch Roswitha ans Land, die Sklavin Scheruzades, die der Fürst freigelassen hatte. Der Alte hatte sich erbötig gemacht, das Mädchen nach Marosvár zu bringen. Draußen setzten sich die beiden auf einen Stein; Amadeus stützte das Kinn auf die Hand, Roswitha legte die ge-

falteten Hände in den Schoß, und so warteten sie schweig-
sam, bis auch das letzte Floß an ihnen vorbeizog. Dann
machten sie sich auf den Weg durch die Berge.

Es begann schon zu dämmern, als das erste Floß an
der großen Krümmung der Donau angekommen war.
Plötzlich kam Bewegung in die Goldene Horde. Alle
Augen richteten sich aufs Ufer.

Auf der steil übers Wasser vorspringenden Klippe oben
ragte eine Reitergestalt wie ein Standbild auf seinem
Steinsockel. Sie war so regungslos, daß man sie getrost
für ein gemeißeltes Gößenbild hätte halten können. Die
Luchsäugigen Schurbanen erkannten zunächst das Roß,
dann erst die Reiterin.

Sie war Frau Scheruzade. Sichtlich in sich versunken,
starrte sie in das wirbelnde Wasser hinab wie ein Fisch-
adler. Als Gewand diente ihr auch jetzt nur das um die
Hüften festgeschnallte Schaffell; das aufgelöste Haar flu-
tete ihr wie eine schwarze Mähne über die Schultern; in
der Hand hielt sie den Ser. An ihrem Knöchel glänzte
eine goldene Schnalle, die sie nicht verlieren konnte, weil
sie angeschmiedet war. Die Wirkung der Entbehrungen
und die Spur des Herbstwetters zeigten sich nur darin,
daß ihre Glieder gleichmäßig gebräunt und die dunklen
Locken wirr zerzaust waren. Doch das steigerte nur die
wilde Schönheit ihres ranken, geschmeidigen Körpers. Die
edlen Umriffe des vorgebeugten langen, starken Halses
und des gewölbten Busens zeichneten sich scharf gegen den
blassen Himmel ab. Wie sie da stand in ihrer furchtbaren
Verlassenheit, war sie das Urbild der vom Joch des Man-
nes befreiten Frau, des stolzen, aber unglücklichen Weibs.

Das Führerfloß war jetzt unter dem Fels angelangt.

Hier drehten die Ruderer die langen Riemen langsamer und aller Augen suchten den Blick des jungen Fürsten. Man erwartete von ihm einen Befehl. Doch Alpár verharrte stumm und regungslos. Er stand auf dem Schnabel des Floßes, hüllte sich in seinen Mantel und betrachtete schwermütig die am Himmel segelnden Wolken.

Und während die phantastischen Umrisse des sich entfernenden Floßes allmählich im Abendnebel untertauchten, wick in Scheruzades Gesicht — vielleicht zum erstenmal im Leben der Frau — der Ausdruck des wilden Hochmuts den weichen, frauenhaften Zügen der Verlegenheit und Entmutigung.

In der Nähe der Grenzfestung Orsova wurden die Schurbanen auf wiederholtes Gewieher aufmerksam. Ein herrenloses Pferd trabte das Ufer entlang auf und ab. Manchmal trat es die Fluten, als wollte es die Donau durchschwimmen, dann sprengte es wieder los, daß die Funken unter seinen Hufen stoben. Die Petschenegpferde wieherten ihm von den Flößen zu.

Da machten zwei Gefellen den Prahm auf dem letzten Floß flott und ruderten ans Ufer. Dort fingen sie das Roß mit Leichtigkeit ein. Es war das Reitpferd Scheruzades. Brust und Beine waren ihm mit blutigen Hautabschürfungen und Quetschungen übersät; man sah ihm an, daß es von großer Höhe abgestürzt war. Die Männer brachten das Pferd aufs Floß, von seiner Reiterin aber wurde nicht mehr gesprochen.

Kein Ungar und kein Petscheneg sollte je erfahren, welches Schicksal der Tochter König Keans widerfahren war.

Hinter der kleinen Erdfestung Orsova begann schon das

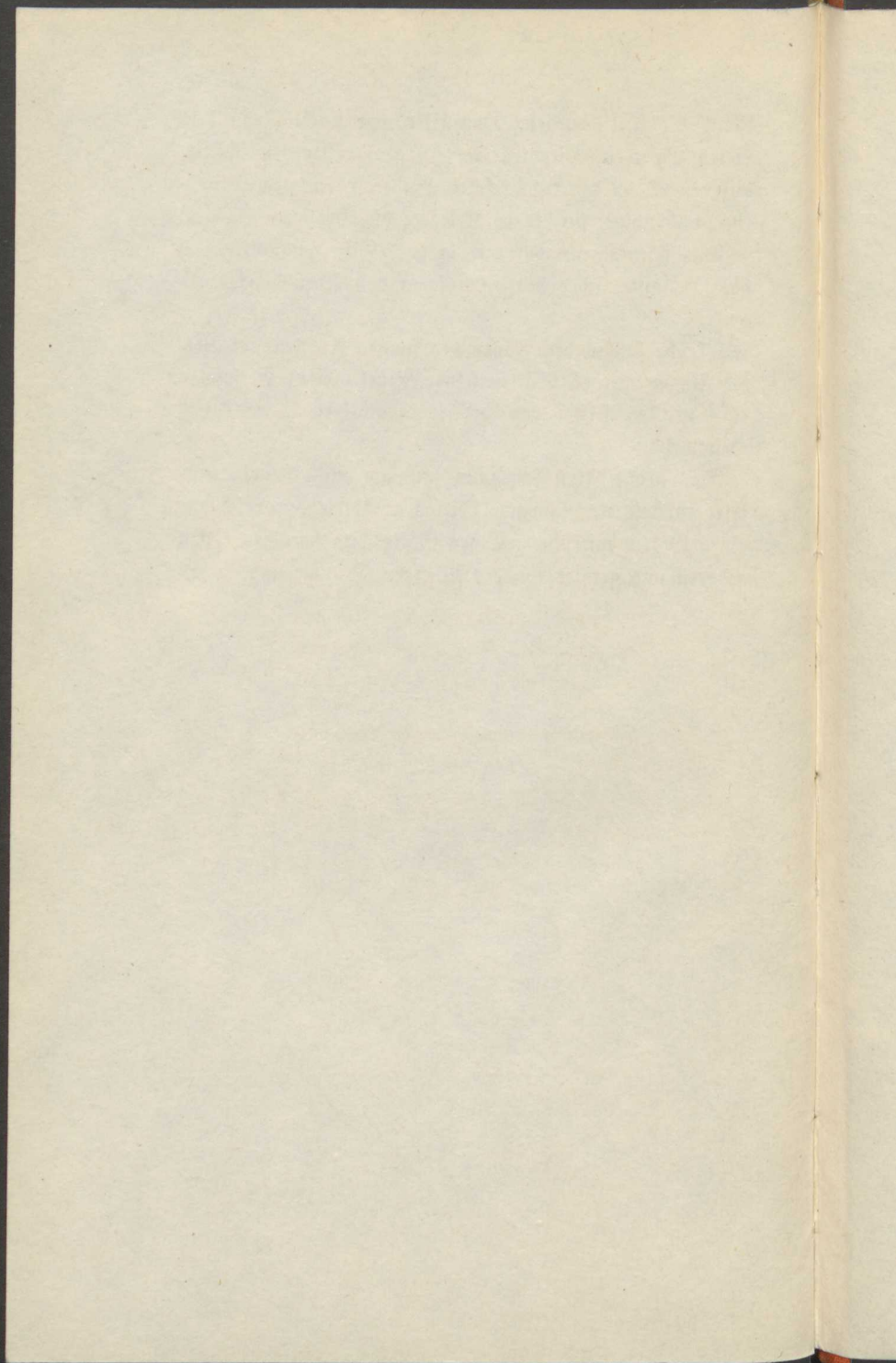
Reich der Petschenegen. Das Ufer war stachlig von den vielen Speeren. Hier wartete ein großer Haufen Reiter auf den Sohn des ruhmreichen Helden Thonuzoba. Prächtige, unbändige, furchtbare Krieger: die Großpetschenegen.

Das Firmament war wie in rote Blut getaucht, über das Donautal aber hatte sich schon das Abenddunkel gesenkt.

Ekesche saß zu den Füßen des jungen Fürsten und ließ die Finger über die Saiten seiner Fiedel gleiten. Er spielte eine uralte Weise, voll der schwermütigen Anmut des Heimwehs.

Das große Floß schwamm langsam und traurig dem Ufer zu, wie eine schwarze Riesenbahre, die den Leichnam eines Gottes mitführte. Eines Gottes, im sonnigen Osten geboren und getödet von des Westens Dämmerung.





FRANZ HERCZEG

Rákóczi
der Rebell

ROMAN

Herczeg hat den ungarischen National-
helden voll Begeisterung gestaltet und aus
dem ungarischen Geist heraus ergründet
und verherrlicht. (Neue Freie Presse)

PAUL ZSOLNAY VERLAG

IRENE v. GULÁCSY

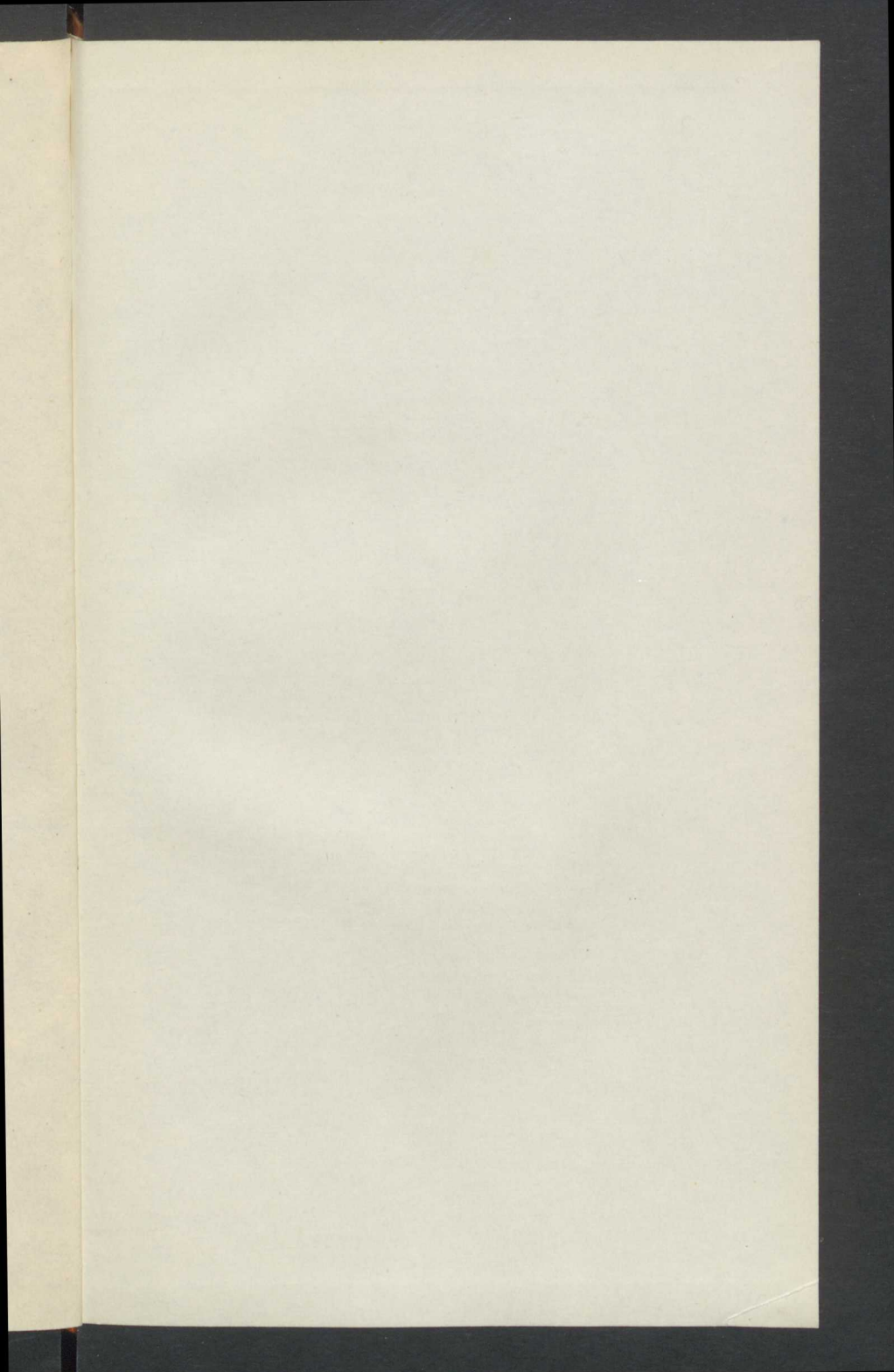
Die schwarzen Freier

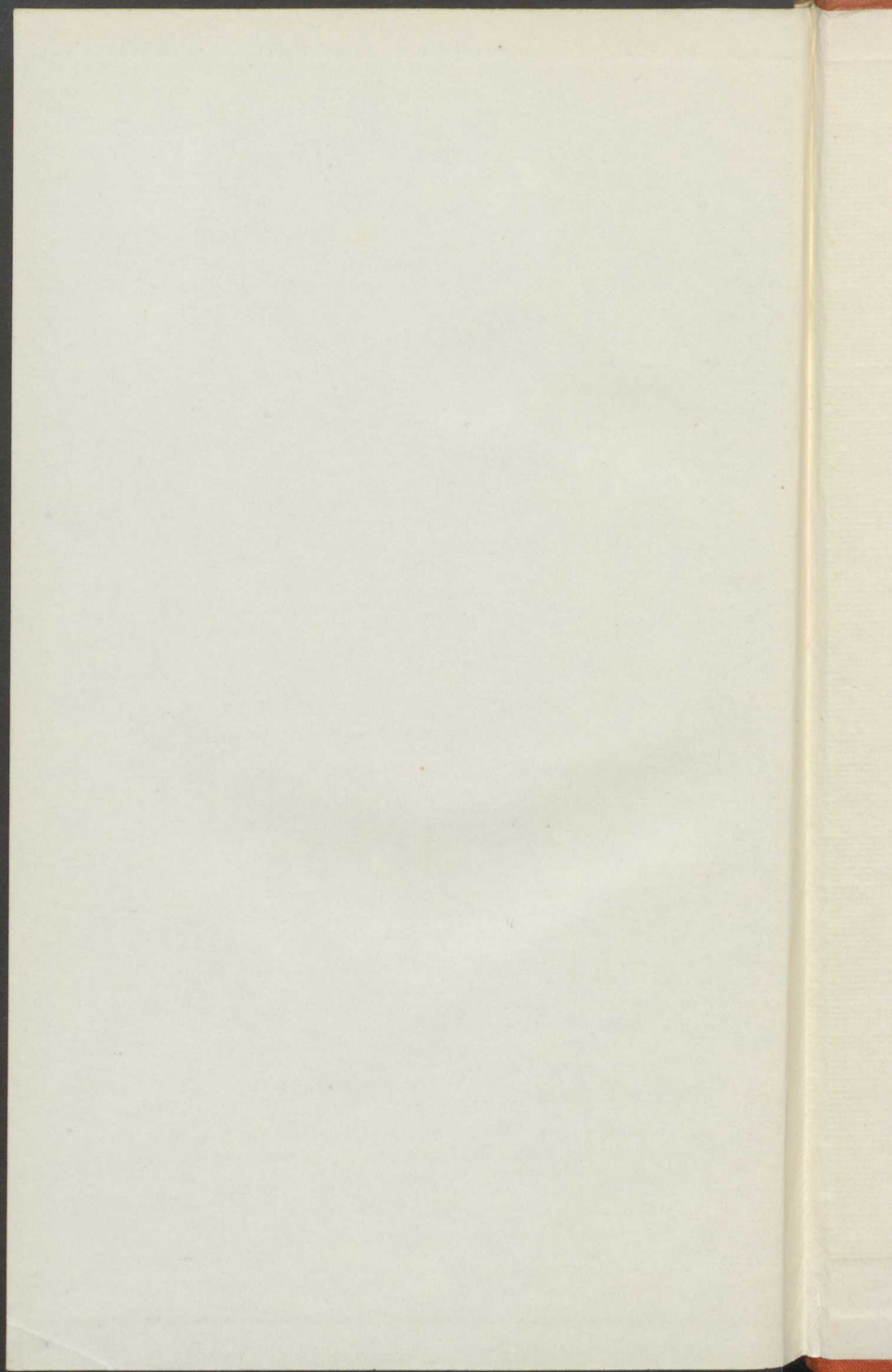
HISTORISCHER ROMAN

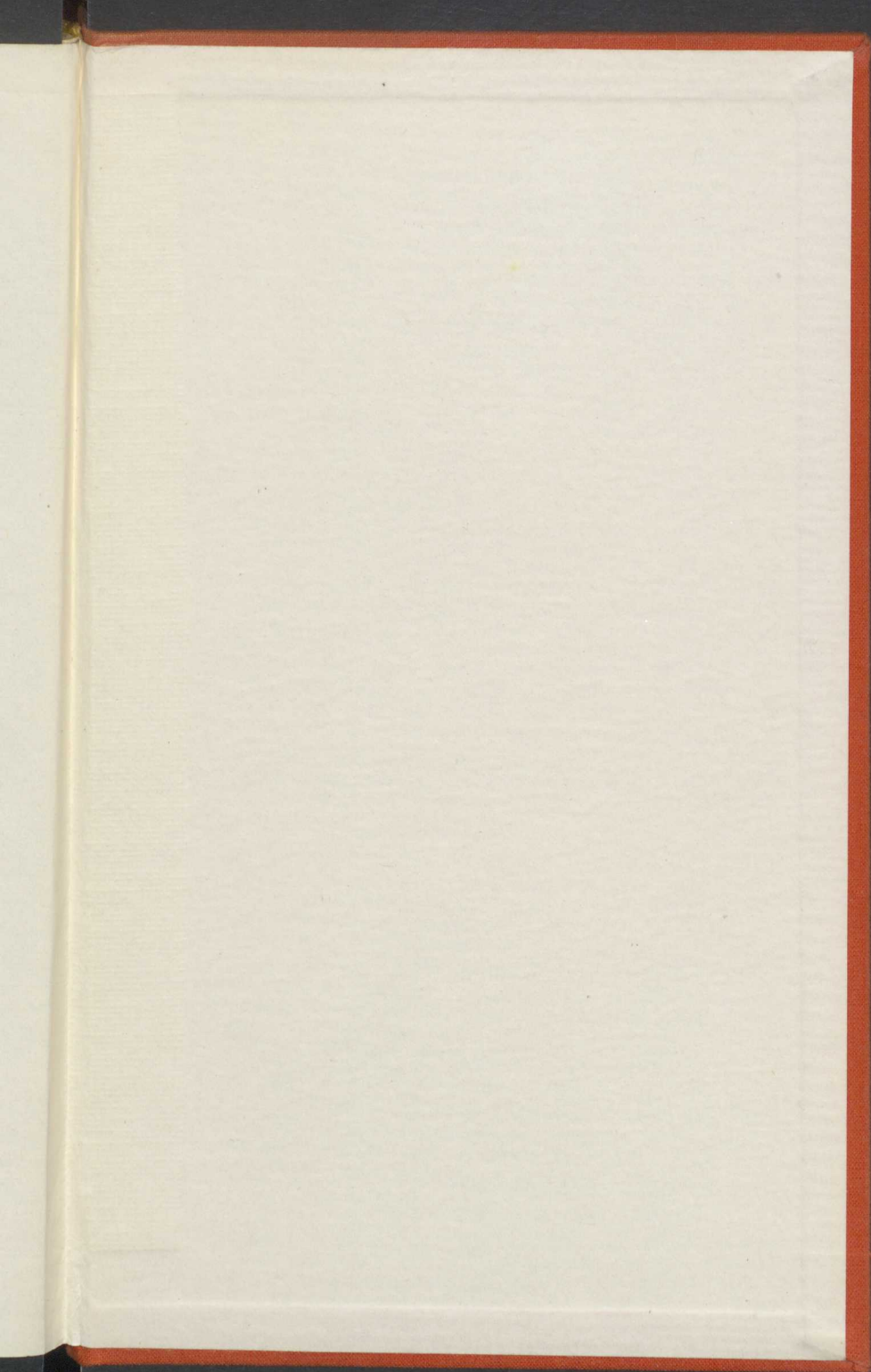
744 Seiten

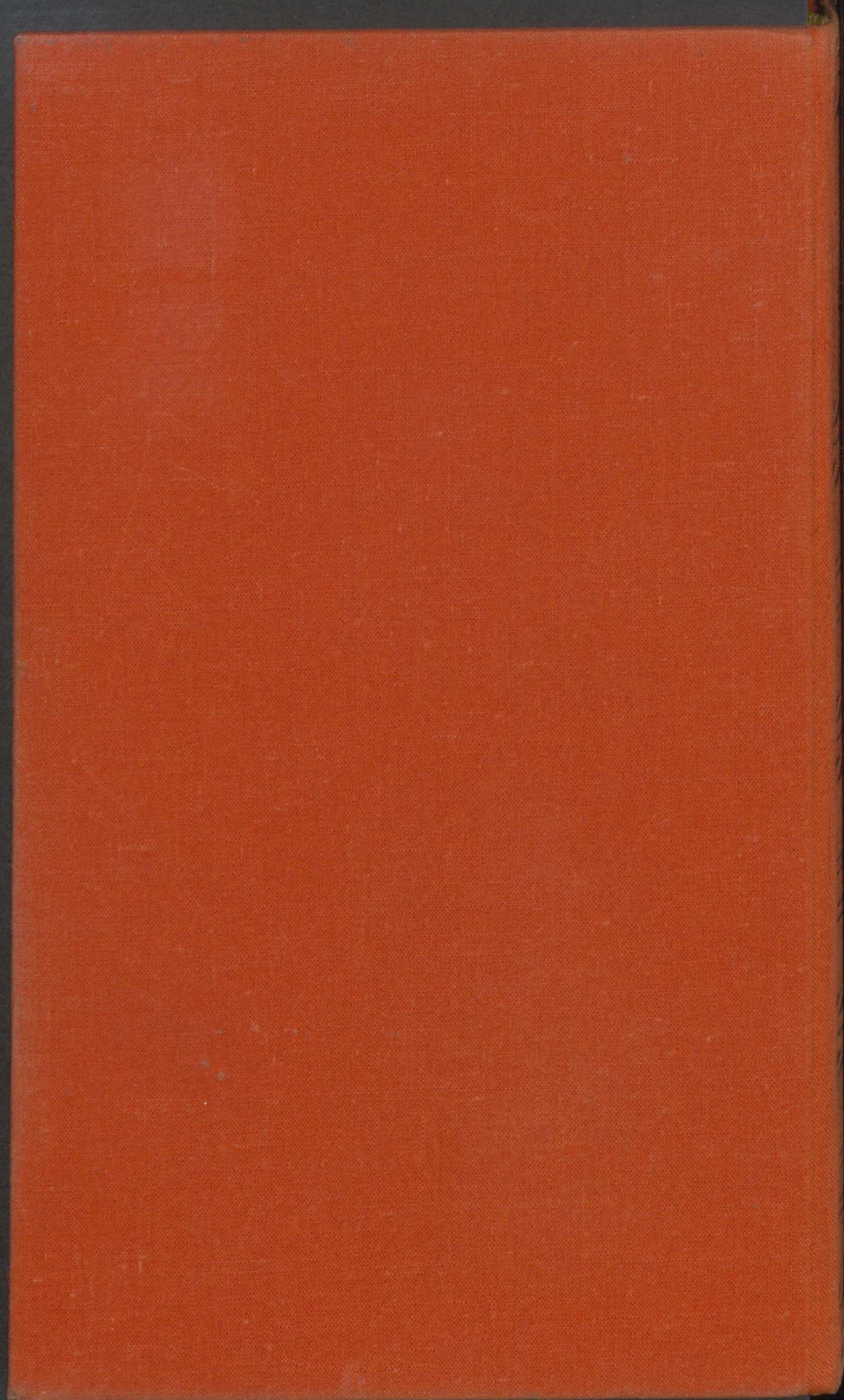
Ein monumentales Zeitgemälde vom Anfang des 16. Jahrhundert bis zur Schlacht bei Mohacs, das dem Vergleich mit den historischen Romanen der Weltliteratur standhält.

PAUL ZSOLNAY VERLAG









FRANZ
HERCZEG

DIE
HEIDEN

ROMAN